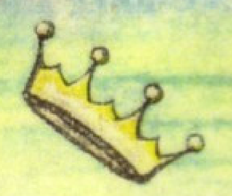
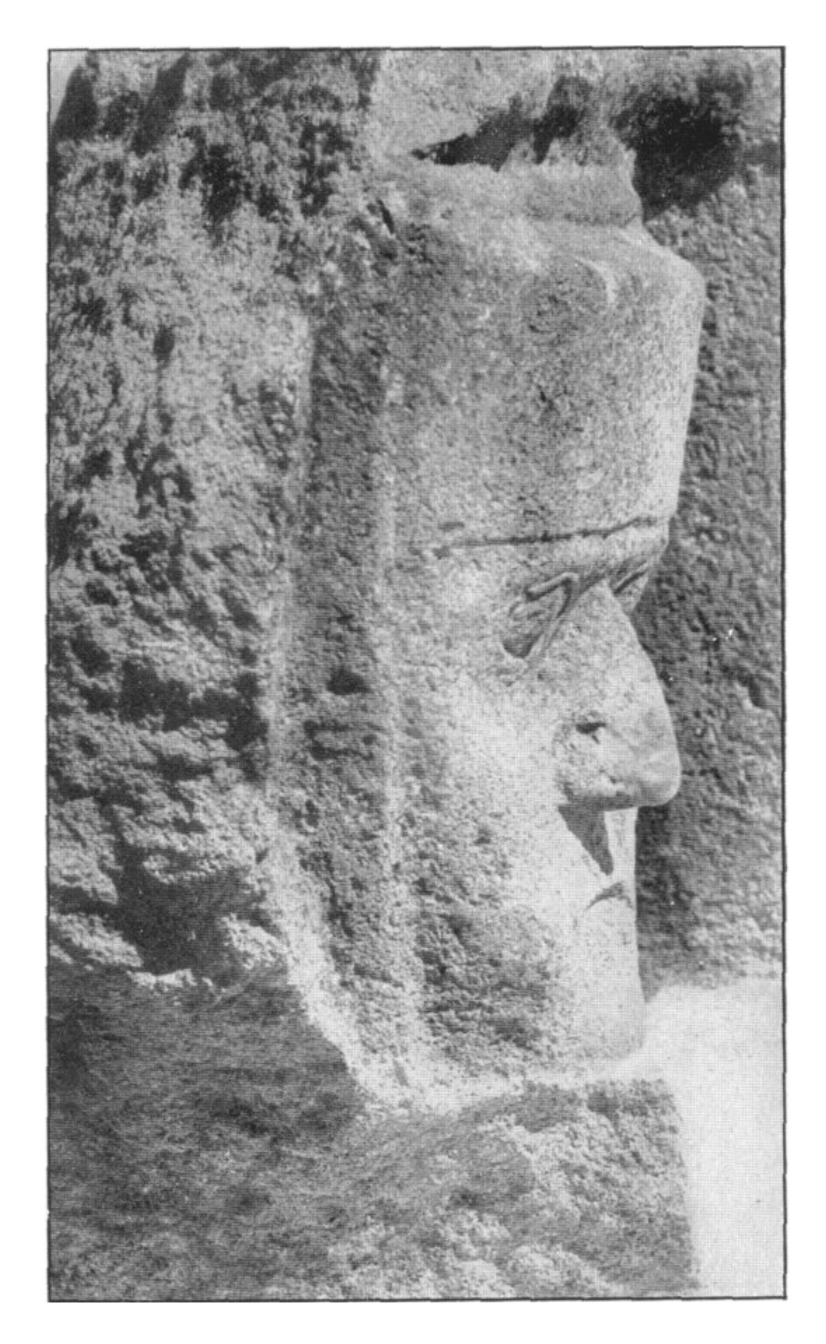
EDMUND KISS

Die letzte Königin von Atlantis



DIE LETZTE KÖNIGIN VON ATLANTIS



Godda Apacheta

DIE LETZTE KÖNIGIN VON ATLANTIS

Ein Roman aus der Zeit

um 12 000 vor Christi Geburt

von

Edmund Kiß

Vierte Auflage
12.–165. Tausend

v. HASE & KOEHLER / VERLAG

LEIPZIG

Einbandentwurf von Graphiker Oswald Weise
Umschlaggestaltung von Kurt Degenkolb



Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig
Printed in Germany

VORWORT

Auf dem Hochlande Boliviens liegt eine alte verschüttete Stadt, die heute Tihuanaku, aber in der Sage mancher amerikanischer Eingeborener Aztlan heißt. Aus knochengefüllter Erde ragen riesige Bauten in den reinen Himmel, und die Feste Akapana steigt mit hohen verschütteten Terrassen zu den Wolken. Als der Verfasser in Aztlan vor dem unvollendeten Kunstwerk stand, das den Kopf eines Gelehrten darstellt mit nordischen Zügen, hoher Stirn und schmalen Lippen, eine Skulptur, die der graue Ton der Sonnenwarte Kalasasaya dem Spaten freigab, schienen die rätselhaften steinernen Augen des Bildes nach oben zu deuten. Denn auf dem Abendhimmel glühten die ersten matten Sterne des Alls.

Bald schloß sich schimmernd der Lichtbogen der Milchstraße über dem sammeten Grund. Leise tropften die Sterne hinab auf Aztlan, die verschüttete Stadt auf dem Hochlande der Anden, tropften auf Akapana, die ragende Burg, rieselten in stillem Leuchten auf Kalasasaya, die begrabene Warte der Sternweisen und auf die Stadt der Toten, Puma Punku, das Wassertor des großen Sees. Auf die königliche Cordillere rann ein Strom silbernen Lichtes, als ritten weiße hohe Gestalten gen Osten.

Da fiel die Geschichte Godda Apachetas aus dem Bande der Himmelsstraße auf die Erde, Stern um Stern gab sein Geheimnis in die stille kalte Nacht und flüsterte von der Seele Apachetas, des Sternweisen von Aztlan. Was er einst in bitterer Qual in den leuchtenden Himmelsbogen schrieb, rieselte hinab, erst zögernd,

dann schnell und im leuchtenden Strome der Sterne. Zu voll waren sie vom Geheimnis Apachetas. Und still zog auch Heldung-Atlanta, das Schicksal des Reiches Atlantis, über die Bahn der Ekliptik, der neue Stern des Weisen, den wir heute den Mond nennen.

So kam die Geschichte des adligen Gelehrten von Aztlan auf die Erde. Nichts ist hinzugefügt und nichts davongenommen. Was aus der Sternenbrücke fiel in leuchtenden Bächen, das sei Euch geschenkt, nordischen Frauen und Männern, die gleich ihm die Lanze ihrer Seele nach ragenden Gipfeln stoßen.

DER NEUE STERN

„Wie kann man auf dem Rasen schlafen, Godda Apacheta? Und dazu noch, wenn es regnet?“ sagte Atlanta. Sie mußte mich von Framers Schloß erspäht haben und war zu mir gekommen. Nun, der Regen war nicht so schlimm gewesen, schon blaute wieder der reine Himmel des Hochlandes zwischen den Anden, und die zarte Wolke, die mich naß gesprüht, wanderte nach Osten.

„Wie siehst du aus!“ fuhr Atlanta vorwurfsvoll fort und musterte mit hellen Augen mein schwarzes Gewand, auf dem die Regentropfen schimmerten und den Perlen meines Brustschildes den Glanz streitig machten. „Eben hat der Wächter die Schiffe des Acora angemeldet. Bald wird er hier sein, und du …?“

„Ein nasser Gelehrter in der Halle von Akapana ist eine unmögliche Erscheinung,“ gestand ich zerknirscht und sehr ernst, aber Atlanta hörte doch den Übermut heraus.

„Nur, wenn es andere sehen außer mir,“ erwiderte sie lachend. Es klang gut und heimtückisch zugleich. Es lockte, wie die Sterne locken, aus denen diese erdenschweren betäubenden Blumen geschaffen sind, die mit flimmernden Augen lachen.

„Wie siehst du mich an, Godda Apacheta?“

Als Atlanta abermals meinen Namen nannte, wurde ich endlich ganz wach und hatte doch geglaubt, wach gewesen zu sein.

Ihr weißes schmales Antlitz leuchtete zu mir herab, der ich auf dem Rasenplatz hinter dem mächtigen Wasserbecken hoch auf der Platte der Festung Akapana unter breiten Fächern der Farren lag.

Weit glitt die niedrige Wolke nach Osten.

„Habe ich dich angesehen, Atlanta?“ fragte ich verwirrt und stand auf, denn so recht es ist, wenn ein Ritter zu Füßen der Geliebten liegt, so schlimm ist es, wenn er dabei schläft.

Nun aber stand ich neben ihr, wach und erdenschwer wie sie. Und ich konnte nichts sagen, sondern sah sie wieder an, Verliebter und Künstler zugleich. Ich trank ihre hohe helle Gestalt mit den Augen. Dabei sah ich sie eigentlich gar nicht an, sondern lag gebannt in den Ketten ihrer blauen Sterne unter der feinen schmalen Stirne mit dem Goldreif und wußte nichts, als ein unsagbares Glück, dieses Kind des nordischen Landes mit den Augen zu trinken, nur zu trinken, dieses Meisterwerk einer reinen uralten Rasse der Beherrscher der Erde.

Atlanta aber schüttelte den Kopf, wiewohl sie fühlte, daß ich von ihrer Gegenwart hingerissen war und obschon sie mit einem feinen Rot in den Wangen darauf antwortete.

Und nun öffnete sich der vornehme Mund zu einem Lächeln, lockend und abwehrend zugleich, und ihre Augensterne deuteten fast unmerklich auf eine Gruppe gutgekleideter Männer, die am Treppenaufgang zur Festung auf der Nordseite unter schweren Arkaden ans grünem Lavastein Aufstellung genommen hatten, gleich als warteten sie auf einen hohen Gast.

Die Sonne, die im Westen stand und ihre Strahlen schräg über den gewaltigen Hof schoß und in den leisen Wellen des künstlichen Sees die bunten Fische wie rote Edelsteine aufleuchten ließ, verfing sich in den Waffen und dem Geschmeide der Herren, also daß die düstere steinbedeckte Halle wie mit Perlen besät war.

Seufzend war ich Atlantas Blick gefolgt und seufzend verstand ich ihre heimliche Warnung. Obschon die Entfernung recht groß war, so konnte das eine als sicher gelten: die Herren richteten ihre Augen auf Atlanta und mich, vielmehr – ich will nicht hochmütig sein – nur auf Atlanta, denn ich hatte auch nur sie angesehen, wenn ich in der Arkade gestanden hatte, wie die Ritter des Herrn Framer von Akapana.

Wie war es nur gekommen, daß ich einschlief?

Richtig, ich hatte mich auf den steinernen Rand des Wasserbeckens gesetzt und hatte zuerst hineingesehen, und dann war ich ins Gras gesunken und hatte die langsamen stolzen Bewegungen der Farren gefühlt, wie sie im Nachmittagswind die gefiederten Fächer durch die Luft gleiten ließen, hin und her, in schläfriger und wohliger Bewegung, und ich hörte das Brausen vieler Menschenstimmen tief am Fuße von Akapana und vom fernen Hafen des Sees von Aztlan. Und ich glaubte, es rausche dort unten ein Strom mit vielen, vielen Wellen, unerschöpflich und geschäftig. Es war der Strom der Menschen auf der grünen Erde, den ich seit undenklichen Zeitaltern kannte. Denn ich wußte die Vergangenheit, hinter mich gebreitet wie ein weiter Weg, der rückwärts in der blauen Ferne unter die Augenlinie dämmert, und kannte die Zukunft wie sein Spiegelbild, nur matter und undeutlicher, wie wenn der Blick durch dünne Schleier zu dringen sucht.

Wie gut aber hatte das Schicksal mich geführt, geradewegs zu Atlanta Framer, dem stolzen Kind des nordischen Ritters, der unter heißer Sonne auf der Südschale des Erdensternes der Herr der heiligen Stadt Aztlan war. Herr von Akapana nannte man ihn, bescheiden genug für den Statthalter des Königs in Tiahusinju Hochland, aber Akapana war eben mehr als eine Festung, sie war die Erdensonne, die über das Andenhochland mit seinen großen Salzseen bis Cuzco drang. Und Cuzco war die nie unterworfene Stadt der Ingas, die Stadt der Menschen mit dem gelben Fell und den schlitzigen Augen, deren Heimat Zipangu ist, drüben über dem großen Meere.

Gewiß war Akapana nur eine der kleineren Sonnen, die von der mächtigen Mittelsonne Atlantis ihr Licht borgte, aber sie war recht selbständig geworden, diese kleinere Sonne, weil Framer von Nordland, Atlantas Vater, in Dingen der Staatsverwaltung einen eigenmächtigen harten Kopf hatte und ihn durchzusetzen wußte, auch gegen den König von Atlantis. Framer war daran gewohnt, von Jugend an, Geschichte zu machen, wie es die Eigenheit großer

Führer zu sein pflegt. Die sumerischen Herrn in Ur in Chaldäa, am Euphrat jenseits des atlantischen Meeres, verdankten ihm den Vorzug, ihre Steuern nach Atlantis zahlen zu dürfen, statt in die eigenen Kassen, und die Ingas von Cuzco schrieben seinetwegen seit Jahren dringende Briefe nach Zipangu, ihrem Mutterlande im Stillen Meere.

Atlanta deutete mit kaum erhobener Hand nach Westen auf den weiten blauen See von Aztlan mit seinen flachen Ufern, an denen sich auf weite Strecken ganze Wälder von Binsen dehnten, bis nahe an der Stadt die Hafenbauten begannen. Dort, wo die wuchtigen Rechtecke der uralten Königsgräber von Puma Punku ihre langen Schatten in die stillen Gärten der Toten warfen, aufgebaut auf breiter Grundlage dreifacher Terrassenanlagen, wimmelte es von Menschen und wehenden Bannern.

Die breite Straße am hochgelegenen ehemaligen Hafen war von ihnen voll besetzt, und es sah aus, als flimmere ein Band von leuchtendem Gold und blitzenden edlen Steinen am Rande des blauen stillen Sees von Tiahusinju. Draußen aber wuchs eine kleine Flotte von Ruderschiffen von schwarzen Punkten zu niedlichen Runden und schließlich zu braunen Schalen auf weißem Schaum, und über ihnen flatterten an schlanken korbgekrönten Masten die blauen Banner des Königreiches Atlantis mit dem silbernen Hakenkreuz, dem Sinnbild der erdbeherrschenden Sonne.

„Ich sehe den Vater“, sagte Atlanta Framer, und es schien mir, als schwinge eine leise Sorge in dem Ton, in dem sie es sagte. Vielleicht fühlte sie mit der magischen Kraft uralter edler Rassen unbewußt ein schweres Unheil nahen, trotz strahlender Abendsonne und obschon es keinen Grund gab. der ein solches Unheil möglich erscheinen ließ. Auch ich glaubte den Herrn von Akapana allein an der breiten Treppe am See stehen zu sehen, unbeweglich wie ein Steinbild, und nur das Flimmern seines Helmes, den die westlichen Sonnenstrahlen streiften, verriet, daß in der stillen dunklen Gestalt Leben war.

Framer von Akapana stand zwischen zwei wehenden Bannern,

dem blauen von Atlantis und dem eigenen rotweißen von Aztlan, und wenn der Wind dies Banner zeitweilig öffnete, erkannte ich den Sonnenadler Condor der Schneeriesen des Landes Tiahusinju Hochland, dessen Statthalter der Ritter Framer im Auftrage des Königs war.

Auch die Männer, die in der Arkade gestanden hatten, waren an die Brustwehr der Festung getreten und spähten erwartungsvoll zum Hafen. dessen hölzerne Molen tief unterhalb der steinernen Hafenanlagen standen. Ehedem, als der See höher gestanden hatte, vor langen unbekannten Zeiten, hatten diese dem Hafenverkehr gedient. Wann dies gewesen war, wußten wir nicht. Die Geschichte der heiligen Stadt Aztlan verlor sich in ferner grauer Vergangenheit. Nun waren die Schiffe herangekommen und schwenkten ein, als würden sie alle gleichzeitig an einem Bande bewegt. Mit leisem Dröhnen klang der Hammertakt der Schiffsführer aus der Ferne. Undeutlich trug der Wind eine kriegerische Musik zur hohen Feste hinauf, und ich sah, daß Framer von Akapana seine rechte Hand zum Gruße erhob. Wie grüne Blitze leuchteten die Diamanten an den Ringen seiner Hand.

Und nun geschah etwas, das die Feierlichkeiten des Empfanges des Herzogs von Acora, des Thronfolgers des Reiches Atlantis, unliebsam unterbrach. Niemand hatte während der Annäherung der Flotte des hohen Gastes auf den See geachtet, und ich gestehe, daß ich beim Anblick der einschwenkenden Flotte so gefesselt war, daß auch ich überrascht wurde, und als ich meine Blicke auf den See richtete, war das Unheil schon geschehen. Die gewaltige Hügelfestung Akapana samt ihren Riesenbauten aus glashartem Lavastein erhielt einen heftigen Stoß, als wenn die Erdschale sich aufwölben wolle. Ein dumpfes Grollen in der Tiefe verriet eines der Erdbeben, die Aztlan bisher unbeschädigt überdauert hatte, da die Stadt gut und fest gebaut war und nur wenige mehrstöckige Gebäude besaß, wie sie in dem goldenen Atlantis im östlichen Meer üblich waren. Gleich darauf setzte eine ganze Folge kleinerer Erdstöße ein, und Atlanta Framer griff nach meinem Arm, um sich festzuhalten.

Obschon auch ich heftig erschrocken war, so hatte ich doch so viel Einsehen, eine solche Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, und so geschah es, daß ich die Tochter des Herrn von Akapana in beide Arme nahm und sie auf den roten Mund küßte, als sich voller Schrecken das feine zarte Gesicht zu mir erhob. Wohlweislich ließ ich sie gleich darauf wieder los, und meine Blicke schossen mißtrauisch zu der Gruppe von Herren, die an der Brüstung standen und eben noch zum Hafen hinabgesehen hatten. Infolge des Erdbebens war unter den Rittern eine große Unruhe ausgebrochen, so daß sie sich in ihren Gedanken nicht mehr mit mir Oder Atlanta beschäftigten.

Ich lächelte mit einem tiefen Aufatmen, denn ich hatte gewonnen!

Dank den wilden Göttern der Unterwelt! Niemand hatte gesehen, daß der Sternweise von Aztlan, Godda Apacheta, die Tochter des Ritters Framer geküßt hatte. Ich muß gestehen, daß ich den häßlichen Wunsch hatte, die Unterirdischen möchten weiter an der Kruste rütteln, auf der wir sonst so sicher und gut standen, aber sie taten mir diesen Gefallen nicht, also daß ich auf die Fortsetzung meiner gewalttätigen und nur scheinbar notwendigen Liebkosungen verzichten mußte.

Atlanta sagte zu dem Vorfall garnichts, sie schaute zur Seite und hatte Mühe, nicht zu lachen, aber ihre Wangen mit der weißen durchsichtigen Haut zeigten die Röte eines empfindlichen Blutes und dies derartig, daß ich sogar den wallenden Herzschlag in der zarten Tönung zu erkennen glaubte. Und der Herzschlag schien mir recht schnell zu sein, aber ich konnte mich auch irren. Nun, ich hatte es selbst nicht nötig, unter meinen schwarzen Gelehrtenmantel zu greifen, um festzustellen, ob meine eigenen Herzschläge nicht mehr die gewöhnlichen waren; so überlegen meisterte ich die günstige Lage denn doch nicht. Und ich fürchte, an der Wärme, die sich mit weicher Glut um meine Augen legte, hätte auch Atlanta manches erkennen können, wenn sie mich angesehen hatte. Dies tat sie klugerweise nicht, denn sie hätte

mich alsdann auszanken müssen, und zwar mit vollem Recht. Es war schon eine sehr ungewöhnliche Sache, die Tochter des Herrn von Akapana in Gegenwart von mindestens dreißig seiner Ritter und oben auf der weiten Platte der Festung eines der größten Tochterreiche von Atlantis mitten auf den Mund zu küssen!

Atlantas Kleid wies an der Brust und an dem rechten Arm einige Wasserflecke auf, die von meinem regennassen Mantel stammten. Außerdem hatte sich die Stickerei meiner schwarzen Amtstracht wohl in der Gegend ihres Gewandausschnittes verfangen. Infolgedessen waren einige Perlen abgerissen, die wahrscheinlich nunmehr Atlanta, wenn auch unfreiwillig, im Besitz hatte; meine suchenden Augen konnten die Flüchtlinge wenigstens auf dem mit schwarzen Lavaplatten belegten Fußboden nicht entdecken.

Und wie ich über den Aufenthalt der flüchtigen Perlen nachdachte, mußte ich lachen, und Atlanta wurde so rot, daß ich ganz bestimmt wußte, die kostbaren Perlen seien nicht verloren, sondern hätten sich nur versteckt. Daß ich sie irgendwann von der Geliebten zurückerhalten wurde, war also mehr als wahrscheinlich.

Eine Bewegung der Ritter an der Brüstung neben den Arkaden des Treppenniederganges riß mich aus solchen Betrachtungen. Vom See her klang ein leises, durch die Entfernung gedämpftes Dröhnen, wie das splitternde Krachen zerbrechenden Holzes.

Ich hörte, wie Atlanta einen leisen Schrei ausstieß und sah, wie sie mit beiden Händen voll Schrecken zum Hafen deutete.

Die Ritter an der Brüstung nahmen ihre Schwerter unter die Arme und rannten, sich fast überstürzend, zur Treppe, in deren düsterem Schlund sie nacheinander in wilder Hast verschwanden. Ich aber blieb stehen, weil ich wußte, daß auf diese Entfernung keine Hilfe möglich war und daß das Gedränge am Hafen und auf der Uferstraße auch jede Hilfe unmöglich gemacht hätte. Außerdem wollte ich Atlanta nicht verlassen, und das war wohl der eigentliche Grund meines Bleibens, wenn ich die Wahrheit sagen soll, zumal das Mädchen fassungslos vor Entsetzen das bleiche Gesicht in die Hände drückte.

Es sah auch schlimm genug aus, was da unten am Hafen vor sich ging; aber dennoch konnte es so ganz gefährlich nicht sein. Ich erkannte noch immer den Ritter Framer von Akapana an seiner alten Stelle auf der obersten Treppenstufe des Anlegeplatzes, doch stand er jetzt mit gespreizten Beinen wie ein Turm, bis an die bronzenen Kniebergen im strudelnden Wasser und stützte mit beiden Armen einen schlanken hochgewachsenen Mann, der offenbar soeben aus dem vordersten Schiff ans Land gesprungen war. Das Schiff aber lag schief gegen die hölzerne Mole gepreßt und schien gesunken zu sein; es lag viel tiefer als vorher und saß wohl mit dem Kiel auf dem Grunde fest. Die drei anderen Galeeren aber lagen am Strande, hatten Masten und Ruder gebrochen und auf ihren Decks wimmelte es von laufenden und schreienden Gestalten. Gesattelte und gezäumte Pferde schlugen dort wie toll um sich, einige sah ich rücklings über den Schutzbord in das flache Uferwasser stürzen und bald darauf an den Strand klettern, wo sie unterhalb der hohen Uferstraße entlang galoppierten, daß die goldenen Steigbügel blitzten.

Am Rande des Sees aber rauschte in schräger Fahrt ein breites Band weißen Schaumes, eine riesige Flutwelle, die gierig an der hohen Uferterrasse emporleckte, so daß die sichtgedrängten Zuschauermassen vor Angst laut schrien und vergeblich zu fliehen suchten. Nun kam die Welle in die Nähe meiner alten Sonnenwarte Kalasasaya im Norden der Stadt, rauschte durch die offene Halle des Rathauses, das ihr vorgelagert war und brandete ohnmächtig an den Riesenmauern der Sternwarte empor. Die Arbeiter, die am heutigen Festtage untätig auf den Brüstungen der Umwehrungen saßen und den Empfangsfeierlichkeiten für den Herzog von Acora im Hafen zusahen, rannten zum höher gelegenen Neubau, den der König für Aztlan gestiftet hatte. Nötig war diese Flucht nicht, das sah ich von meiner erhabenen Warte gleich, aber vermutlich wäre ich auch davongelaufen, wenn ich in der Kalasasaya gewesen wäre. Eine tiefe Beruhigung faßte mich an, als ich die Welle vorüberrauschen sah, denn in der Sonnenwarte wohnte meine alte Mutter.

Im breiten Handelshafen, in dem vornehmlich die Frachtschiffe der Aztlaner Handelsherren lagen und auch einige Zollkriegsgaleeren des Königs nebst den kleinen schnellen Booten Framers von Akapana, mit denen er dem Schleichhandel über See nach Cuzco steuerte, schienen alle kurze Zeit in hoher Gefahr zu schweben. Denn die Flutwelle brandete über die schützenden Molen und ergoß sich brausend in das weite Becken, so daß die Galeeren ungestüm an ihren Ankerketten rissen und herumtanzten, als befänden sie sich auf hoher See im Sturm. Glücklicherweise hielten Trossen und Anker, und nur zwei Kriegsfahrzeuge stießen krachend gegeneinander, weil das eine von ihnen gerade zum Nachtdienst in See gehen wollte und am Schwesterschiff vorüberfuhr, als die Woge kam. Im Handelshafen wurde es infolgedessen sehr lebendig, und das aufgeregte Gewimmel des Schiffsvolkes sah fast komisch aus. Glücklicherweise konnten wir die Blütenlese der Flüche nicht hören, die aus Anlaß dieses Ereignisses ausgestoßen wurden.

Die Flutwelle, die unterirdische Mächte aus der Tiefe des Sees von Aztlan gegen die Ufer schleuderte, war schnell verrauscht und in ihr altes Bett zurückgeglitten, und nun hörte ich durch das Schreien der geängstigten Menschen unten am Hafen von Puma Punku die gewaltige Stimme des Herrn Framer von Akapana, ruhig und beherrscht, trotz des lauten Tones, und ohne die geringste Erregung, als sei nichts geschehen. Er hatte den Mann, den er soeben gestützt, losgelassen und stand vor ihm, gefaßt und in stolzer Haltung, und obschon der Ankömmling naß sein mußte, viel nasser als ich es vom Regen war, so schien es dennoch so zu sein, daß die beiden Männer dort unten die Lage beherrschten. Man konnte auf der Platte von Akapana nicht verstehen, was sie sich zu sagen hatten, aber der Ton ihrer Stimmen, weithin hallend in Rede und Gegenrede, übte auf das Volk auf der hohen Uferstraße einen beruhigenden Einfluß aus. Das Geschrei verstummte so schnell, wie es beim Eintreffen der Flutwelle ausgebrochen war, und nur die tiefe Stimme Framers und die helle durchdringende

des Herzogs von Acora, eine Stimme, die wie klarer Trompetenton durch die stille Luft schwebte, krönte die folgenden Zeittakte.

„Es ist nichts geschehen“, hörte ich Atlanta mit tiefem Aufatmen sagen. Das war nicht ganz richtig, geschehen war genug, denn vier zerbrochene Rudergaleeren, die noch soeben stolz mit wehenden Fahnen über den blauen See gefahren kamen wie prachtvolle Schwäne, lagen hilflos im Uferschlamm und steckten mit geknickten Spanten im Schlamm an der Westmole von Puma Punku. Die prächtig gekleidete Ritterschaft, die den Herzog aus Atlantis nach Aztlan begleitet hatte, watete, zum Teil vermutlich unter heimlichen Fluchen, durch das Uferwasser und stieg zur Straße hinauf, in ihren beschmutzten und durchnäßten Prachtgewändern kein Anblick, der auf das lauernde Eingeborenenvolk einen besonders erhebenden Eindruck machen konnte.

Dennoch schien mir die Würde der Lage gerettet zu sein, nicht allein durch die erstaunliche Haltung des Ritters Framer, als fast noch mehr durch das unbekümmerte Wesen des stattlichen Fürsten von Acora, der doch triefend vor Nässe vor den Augen der Hunderttausende stand, die das Schauspiel mit angesehen hatten. Ich hörte, wie plötzlich ein brausendes Gelächter am Hafen ausbrach und sah, wie der Herzog fröhlich im Kreise winkte. Vermutlich hatte er mit einer guten Bemerkung die peinliche Lage endgültig gemeistert.

Diese Flutwellen und Erdstöße, bald leichter, bald heftiger, häuften sich in der letzten Zeit, und ich entsann mich, daß ich als Kind eine gleiche aber viel schwerere Zeit in Atlantis, der goldschimmernden Königsstadt unseres Reiches, durchgemacht hatte. Mein Vater lebte damals als Lehrer der staatlichen Hochschule für Rechen- und Heilkunst in einer Vorstadt in der Nähe des Meeres, und ich entsinne mich wie heute, daß unser Haus aufgegeben werden mußte, weil das Küstenland langsam und stetig in den Wellen des atlantischen Meeres versank. Dabei lag das Haus auf einem nicht unbeträchtlichen Hügel. Und ich erinnere mich auch der großen Freude, als das Gebäude nach langen Wochen wieder

aus der Flut auftauchte und das Meer mein Vaterhaus wieder freigab. Doch es war durch die Brandung sehr beschädigt, weil es nicht tief genug untergetaucht war, ganz im Gegensatz zu dem Palast des atlantischen Edelmannes Gotburg, dem Letzten einer alten nordischen Familie. Er selbst kam bei dem anfangs plötzlichen Steigen des Wassers um. Sein Schloß aber stand nach langer Zeit wieder unversehrt am Strande, als sei nichts geschehen.

Tag um Tag erschütterten damals die Erdbeben das Mutterreich in den Grundfesten, und mein Vater erzahlte mir, die sternkundigen Gelehrten auf dem Acorischen Berge im Norden des Reiches hätten die Ansicht ausgesprochen, ein Wandelstern, dessen Bahn derjenigen der Erde nahezu gleich sein müsse und der wie die anderen Wandelsterne nahe in der Ebene der Finsternisse[1] um die Sonne zu kreisen scheine, trage möglicherweise die Schuld an dem Zorn der unterirdischen Gewalten. Auch aus Aztlan, Ägypten, Abessien, Sumerien und Gondwana, selbst aus dem Nordlande kamen damals die gleichen Unglücksnachrichten.

Das Unheil schlich vorüber und wurde bald vergessen, ich aber vergaß es nicht und ging. noch ein Kind an Jahren, in den Garten unseres neuen Stadthauses. um den glänzenden großen Stern zu betrachten, der Nacht für Nacht blasser schien, bis er dem Auge entschwand. Damals bat ich meinen Vater, Sternkunde lernen zu dürfen, und so wurde der neue Stern mein Lebensschicksal.

Nun stand ich auf der Platte der Festung Akapana im hohen Aztlan, und wieder schütterte die Erde; und der Vulkan Kjappia, der über die Augenlinie in die klare Bergluft des Hochlandes ragte, stieß mächtige Rauchwolken in den Himmel. Vor wenigen Wochen erst hatte er seine Tätigkeit aufgenommen, und mit ihm stießen die fernen Vulkane in den See-Anden Rauch und Feuer aus ihren Schlünden, daß man den Himmel nachts in düsterem Rot leuchten sah. Keine Gebete halfen dagegen, soviel ihrer in den

[1] Dieser Stern, der in der Ekliptik umlief, ist der jetzige Erdmond Luna. (Anm. d. Verf.)

Tempeln gelesen wurden. Tag für Tag schleuderte der Kjappia seine finsteren Rauchballen empor und ängstigte die aufgeregte Bevölkerung des Landes Tiahusinju.

Die Steinmetzen, die am Fuße des Feuerberges die grüne harte Lava brachen und sie auf den Lastschiffen der Staatsflotte nach Aztlan brachten, mußten den Bruch sogar verlassen und nach der Stadt zurückkehren, weil das Arbeiten in der Nähe des Berges unmöglich geworden war. Ich hatte vergessen, daß Atlanta neben mir stand, hatte vergessen, daß die Perlen aus der Stickerei meines schwarzen Gelehrtenmantels an die geliebte Frau verloren waren, wenn auch nicht für immer, wußte nichts mehr von der Ankunft des Herzogs und von seinen durchnäßten Rittern, sondern sah zum Himmel empor, in die Bahn, die die Sonne am Tage durchmessen hatte und suchte an ihrem Gegenort den Stern, den ich vor wenigen Wochen wieder entdeckt hatte. Denn meine Augen waren schärfer als die des Meisters Gülham, dem ich auf Befehl des Königs beigegeben worden war, weil der Gelehrte schon achtzig Jahre zählte und seine anderen Gehilfen nicht die notwendige wissenschaftliche und magische Ausbildung hatten, die an der Hochschule von Atlantis von den Jüngern der Sternkunde verlangt wurde.

Die Berufung an die Sternwarte Kalasasaya war eine hohe Ehre für mich, und dennoch war ich nicht gerne nach Aztlan gegangen, denn welcher junge Gelehrte verläßt gerne Atlantis, die goldene Stadt? Und welcher lebenslustige junge Mann drängt sich zum kalten rauhen Hochlande von Tiahusinju, wenn in Atlantis am Meere die Palmen winken?

Der Uralte Gott, mein Freund und Bruder aber hatte es gut gemeint, sofern er sich um solche Dinge kümmert, was ich wohl bezweifeln möchte, denn ich hatte Atlanta gefunden, und sie ist der schönste Stern, den ich je entdeckte. Ich glaube nicht, daß ich noch einmal einen schöneren finden werde. Und ich nannte im Geiste den Stern, der nachts als leuchtender Punkt, ja fast als kleine strahlende Scheibe am Himmel in der Linie der Finsternisse stand,

mit kindischer Liebe „Atlanta“, weil ich glaubte, daß sie mein Schicksal sei.

Und ich wußte nicht, daß der Wandelstern „Atlanta“ auch das Schicksal des Reiches Atlantis sein wurde.

Es war sehr sonderbar, der helle Stern sah aus wie ein Komet, aber ihm fehlte die Schweifausbildung und ich möchte ihn mehr als Nebelstern bezeichnen. Vielleicht aber war er dennoch ein Komet, obschon nach den Tafeln unserer Sternwarten jener unheimliche Wandler um diese Zeit wiederkommen mußte, sofern er tatsächlich etwa die gleiche Bahn wie die Erde hatte. Ob der Stern vor zwanzig Jahren gelegentlich kometenartig ausgesehen hatte, wußte ich nicht, da nichts hierüber in den Tafeln verzeichnet stand, und ich selbst hatte es auch nicht beobachtet.

Angestrengt spähte ich nach Osten, aber der Stern lag noch weit unter der Augenlinie und war nicht zu sehen. Vielleicht war mir die Nacht günstiger, wenn ich nach dem Empfang des Herzogs in der Halle von Akapana entlassen wurde.

„Die Herren steigen in die Tragsessel ein, Godda Apacheta“, hörte ich neben mir Atlantas Stimme, grade rechtzeitig, um aus dem magischen Bann zu entrinnen, der mich wieder in den Sternen-Garten des Uralten ziehen wollte. Da nahm ich Atlantas Hand und ging mit ihr in den Hain der hohen Farren, der den künstlichen See von Akapana an der Westseite abschloß, und stand wieder fest auf der grünen Erde. Aber ehe ich selbst zum Angriff kam – denn ich suchte eine Stelle des Laubenganges, die ganz sicher gegen die Blicke unberufener Neider war – schlang Atlanta ihre Arme um meinen Hals und küßte mich.

Atlanta war jung und schnell, sie nahm es da mit mir sicher auf, der ich vielleicht schon etwas steif geworden war, und ich war nicht rasch genug, sie mit der Gewalt meiner nicht ganz schwachen Arme zurückzuhalten, und so entwand sie sich meiner aufflammenden Unersättlichkeit, lief mit flatterndem weißen Gewand durch die Wölbungen schwankender Farrenfächer und war im Freien.

Dort warf sie einen prüfenden Blick zum Hafen und ging quer

über die Platte von Akapana und dann am Wasserbecken entlang zum Schloß ihres Vaters. Und ihr Gang, die hinreißendste Bewegung edler Rassemenschen, glitt wie wunderbare zarte Musik in meine Augen, weil aller Rhythmus in Ewigkeit Musik ist, Klänge, die der Uralte zu spielen weiß, meisterhaft wie alles, was er mit Liebe geschaffen und emporentwickelt, herzbetörend, wie alles, was er selbst liebt. Und ich wußte, daß mein Freund und Bruder Atlanta lieb hatte, weil er seine Kunst an ihr verschwendet hatte, und daß er mich mit ihrer Liebe beschenken wollte, um mich reicher zu machen, als alle Könige der Welt es sein können.

Da, als Atlanta ins Dunkel des schweren vergoldeten Portals tauchte, und mit einem Schlage die Platte der Akapana leer war, umschlang ich den dünnen Stamm einer Farre und sank zu Boden, und die letzten Perlen meines Mantels müssen dabei abgerissen sein. Ich bemerkte es erst, als es zum Umkleiden viel zu spät war, und zwar erst, als ich vor dem Herzog stand.

Der Acora betrachtete mit etwas verwundertem Blick die traurigen Überreste der Stickerei, in der die zwölf vorgeschriebenen Perlen fehlten. Wohl kannte er mich aus Atlantis vom Hofe seines Vaters, des Königs, aber ich konnte deshalb nicht erwarten, daß er auf einen Tadel verzichten würde. Doch er hatte die Herzensgüte, in Gegenwart Framers und seiner Damen und im Beisein der Ritterschaft von Aztlan und Atlantis, jede tadelnde Bemerkung zu unterdrücken. Aber ich sehe noch den entsetzten Blick Atlantas, als ich vor den Fürsten trat, denn sie hatte nur ja nur drei Perlen abgerissen, und nun fehlten sie alle!

Zu meinem alten Meister Gülham sagte der Herzog nur mit einem Lächeln, für das ich den Herrn von Acora gern umarmt hatte, er beabsichtige, die Amtstracht der zweiten Sternweisen an den königlichen Himmelswarten dahin zu ändern, daß die zwölf Perlen als Sinnbild der Tierkreiszeichen nicht mehr getragen werden sollten. Diesen Schmuck sollten in Zukunft nur die Leiter der staatlichen Warten beibehalten, und den zweiten Beamten werde er ein anderes Zeichen verleihen.

Die Anwesenden waren übrigens offenbar der Ansicht, ich hätte den Schaden bei Gelegenheit des Erdbebens erlitten und wunderten sich nicht so sehr, wie es Atlanta tat. Nur hatte man mir den Vorwurf der Nachlässigkeit nicht ersparen können. Die Frauen und Herren, die unter dem kleinen Unheil der Flutwelle gelitten hatten, wußten die Zeit bis zum festgesetzten Empfang in der Halle von Akapana zu nutzen und sorgten für tadellose Kleidung, und ein Gleiches hatte auch ich tun können. Nun beschämte mich der Herzog mit der neuen Anordnung, gleich als habe ich seine Absichten zuvor erkannt.

Framer von Akapana sah mich nicht sehr freundlich an, und wenn ich glücklicherweise auch seiner Befehlsgewalt nicht unmittelbar unterstand, so waren mir diese Blicke nicht ganz angenehm. Seinen Ärger als tadelloser und ordnungsliebender Kriegsmann verstand ich natürlich gut, und nahm ihm seinen Zorn auch nicht übel. Seine Gattin Dana, welche Atlanta, das Meisterwerk des Uralten, geboren hatte, schien die Wahrheit zu erkennen und mußte als Teil ihrer Tochter den tieferen Gründen näherkommen, als es den anderen gegeben war, und weil ich dies ahnte, setzte ich mich neben sie, sobald es angängig war, und küßte die Spitzen ihrer Finger an den edlen Händen, die der kühle Norden des Erdballes geschaffen hatte als zwei Juwele an Hoheit und Rasse.

„Lieber Godda Apacheta“, sagte sie leise zu mir und neigte ihr feines ernstes Gesicht, wie es Atlanta mitunter auch tat. „Bevor du mit meinem Kinde in den Hain gingst, sah ich die Perlen noch an deinem Mantel in der Sonne schimmern. Lasse dich warnen, Godda. Alle Hoffnungen der Erde schwimmen in der leichten Luft, und keine ist mitunter so zart und verletzlich, als die, welche zwei Menschenherzen erfüllt.“

Ich sah zu Atlanta hinüber, die auf goldgetriebener Bank und auf seidenen Kissen des Landes Zipangu neben dem Acora saß. Der Herzog des Reiches sprach mit leiser Stimme zu dem schönen Kind Framers von Akapana, und die schmalen gepflegten Hände

des großen Fürsten spielten mit der goldenen Kette, die auf den perlenbesäten Waffenrock hinunterhing.

Atlanta aber, deren Gesicht ich erkennen konnte, weil es mir zugewandt war, blickte mit dem verwirrenden klaren Blau ihrer Augen ohne jede Verlegenheit in des Mannes scharfe graue Lichter, die ich geradezu ahnte und deren Macht ich fühlte, obschon mir der Herzog halb den Rucken kehrte. Atlantas Ausdruck war der einer gespannten Aufmerksamkeit, und ein freundliches Lächeln huschte ab und zu um den feinen Mund, der ganz leidenschaftslos in adliger selbstsicherer Ruhe unter der leicht gebogenen Nase schlummerte, als wisse er nichts von Küssen und aufflammender Leidenschaft, von abgerissenen Perlen und von verliebten Sternweisen, die in stillen Nächten vom Stern Atlanta träumen, der Godda Apachetas Schicksal ist.

Und als ich an den Stern dachte, der wieder erschienen war, noch fern und für das ungeübte Auge nur schwer zu erkennen, und dies nur dann, wenn es Nacht geworden war, da rann ein Zittern durch die mächtigen vergoldeten Steinwände der Halle von Akapana, ein Zittern nur, aber es trieb mir ein Grauen durch das Herz, weil die Machte der Tiefe so deutlich auf meine Gedanken antworteten.

Gleichwohl ließ ich den Blick nicht von Atlanta und dem Fürsten. In der Unruhe, die in der Versammlung infolge des leichten Wankens der steinernen gestuften Decke über den riesigen vierkantigen Pfeilern entstanden war, saßen die beiden Menschen, denen meine Blicke galten, unbewegt und unterbrachen nicht einen Augenblick die freundliche Unterhaltung. Nur Atlanta tastete mit der Hand nach dem Herzen und ließ sie gleich darauf wieder in den Schoß sinken.

Framer von Nordland sprach beruhigend zu einer Gruppe junger Mädchen, die aus Atlantis mit dem Fürsten gekommen waren, Tochter aus adligen nordischen Geschlechtern. Sie waren für den Blumendienst im Tempel der Sonne, der weltberühmten Kalasasaya in Aztlan bestimmt, wo sie unter dem Schutz meiner alten

Mutter einige Zeit blieben, bis sie unter den atlantischen Herren des Hochlandes einen Gatten fanden. Da die Vermählung der nordischen Männer mit eingeborenen Mädchen ans Gründen der Rassenerhaltung verboten war, so wurde diese vorsorgende Maßnahme des Königs im fernen Mutterlande jedesmal mit großer Freude begrüßt, und es hatte etwas Komisches, zu sehen, wie die unverheirateten Ritter heimlich nach der neuen Sendung spähten, wie sie sich auszudrücken beliebten.

Nun. der Spott war wohlfeil, aber wenn der König nicht für Rassefrauen gesorgt hatte, so wäre das Geschlecht der Atlanter auf den kalten Riesenbergen von Tiahusinju und in den Städten Aztlan, Guaka, Apacheta, Tarako und Tikina, auf den einsamen Burgen und Landhöfen der Grenzmark in kurzer Zeit dem Untergang geweiht gewesen. Schließlich wußte doch jeder, wie notwendig diese Sendungen reinrassiger Frauen aus Nordland und Atlantis waren, und der Spott war nur ein vorgetäuschter. Vergingen doch selten zwei Jahre bis zum Eintreffen weiterer Mädchen, ohne daß die Paare sich gefunden hatten, ohne Zwang und nur durch Neigung. Frau Dana Framer führte die jungen Leute zu Spiel und Geselligkeit zusammen, und der Erfolg blieb nicht aus.

Auch ich hatte anfangs innerlich gespottet, weil ich aus dem goldenen Atlantis kam, wo die nordischen Mädchen im Überfluß vorhanden waren. Aber ich erkannte bald die Not der gebirgigen Grenzmark von Tiahusinju Hochland und lachte nicht mehr, wenn die sonst so fröhlichen ausgelassenen Mädchen aus den Schiffen stiegen und zunächst nur das taten, was sie im Atlantischen Tieflande schon aus Neugierde nicht getan hätten, nämlich schlafen und wieder schlafen.

Auch die Männer, die neu aus Atlantis eintrafen, entgingen dieser Bergkrankheit nicht, die sich hier als eine Schlafsucht von mehreren Tagen äußert; wenn es denn eine Krankheit ist, was ich nicht glaube. Und so sah ich heute die jungen Damen unter Lachen gähnen, ganz vorsichtig und mit vorgehaltenen Händchen, und Framer hielt sie mit freundlichen Scherzen wach, damit sie nicht in

Gegenwart des Herzogs auf einem Stuhl einschliefen.

Als das Zittern durch die Halle rann, war die Müdigkeit vorüber, und gespannte geduckte Erwartung lauerte über Männern und Frauen. Abermals lief das Zittern durch den festen Bau, und diesmal klang auch das dumpfe Rollen aus der Erde, das den Erdbeben häufig zu folgen pflegt.

Uns, die wir Aztlan und die Grenzmark kannten, waren diese Bewegungen der Erde an sich nichts Neues, und der staatliche Baumeister und Steinmetz, Ruder Atakama, dessen Vater schon an den Heiligtümern Aztlans gebaut hatte, wußte, daß diese Halle nicht einstürzen würde, die er erdbebensicher errichtet hatte, und wenn die Stöße die zehnfache Stärke erreichten, die sie heute gehabt hatten. Die Riesenblöcke aus glasharter Lava vom Berge Kjappia hatte er im Innern ineinander verzahnt, so daß sie wie eine einzige Masse zusammenhingen und nur auseinanderbrechen konnten, wenn der Baustoff versagte. Doch der bestand aus dem härtesten Gestein, das die Grenzmark darbot, und hatte noch nie versagt. Ruder Atakama hatte durch diese Bauweise eine gewisse Berühmtheit erworben, denn sogar der Landesfeind, die schiefäugigen Cuzcos unter ihren fremdrassigen Ingas bauten ihre Festungen an der Grenze auf eine ähnliche Art, ohne allerdings die hohe künstlerische Vollendung nachschaffen zu können, die in jedem Stein des atlantischen Künstlers schlummerte. Jahrtausende alter Adel läßt sich eben nicht nachmachen, der muß erworben werden, in langer strenger Erziehung, und wenn die Rasse nicht gut ist, nützt aller Fleiß und alle Arbeit wenig. Der Uralte hat einmal seine Freunde auf der Erde, die er lieber hat als andere Leute. Infofern ist er vielleicht nicht gerecht, aber ich habe an seine äußerliche Gerechtigkeit, die urteilslos eins gleich eins setzt, wie die verbohrten Rechenkünstler, nie geglaubt und werde auch nie daran glauben, auch wenn der Uralte einmal versuchen sollte, mich in meinem Glauben zu erschüttern.

Jetzt wurde der Herzog unruhig, obschon er es zu verbergen trachtete. Jedenfalls erhob er sich und führte Atlanta Framer zu

ihrer Mutter. Ich räumte sofort den Platz an Frau Danas Seite und zog mich zurück. Der Herzog aber nickte mir zu und befahl mir zu bleiben.

Und während er mit mir sprach, verbarg er mit Mühe ein Gähnen, das ihm die dünne Höhenluft Aztlans abrang, das aber ebensogut einem anderen Grunde entstammen konnte, nämlich der Unruhe über die heute wiederholt aufgetretenen Erdbeben.

Der Baumeister Atakama stand, ohne eine Spur von Sorge und Unruhe zu verraten, bei einer jungen Dame, sie ihm sein Bruder aus Atlantis gewissermaßen zur Ansicht geschickt hatte, einer der selteneren Fälle, in dem das Paar durch heimatliche Fürsorge füreinander schon vorausbestimmt war, in der Hoffnung, daß die Verbindung zum Guten ausschlüge. Nun, wenn man so etwas gleich weiß, so ist das andere nicht schwer, sobald die erste Verlegenheit vorüber ist. Ich mußte deshalb ein wenig lachen, weil das Mädchen den berühmten Bildhauer und Baukünstler schon jetzt mit offener Verliebtheit anschaute, und weil Ruder Atakama diese Verliebtheit offenbar nicht ungern sah. Die jungen Menschen gefielen sich, darüber bestand kein Zweifel. Hier war also alles in Ordnung. Ich hoffte nur im stillen, daß der Baumeister noch einige Zeit für die Fertigstellung meines Bildkopfes erübrigen werde, der noch halb im Stein steckte. Daß die Bildhauerarbeit in der Tat nicht fertig wurde, ist aber nur zu einem geringen Teil die Schuld des jungen atlantischen Mädchens, wie ich jetzt vorausschickend sagen will.

Der Fürst von Acora folgte meinem lachenden Blick, und auch sein Mund verzog sich ein wenig zu einem Lächeln, vielleicht spottend, aber doch mit vornehmer Gutmütigkeit, die diesen Mann geradezu unwiderstehlich machte. Und diese Eigenschaft der unwiderstehlichen Güte hatte er nicht nur Frauen gegenüber. sondern auch wir Männer unterlagen ihr samt und sonders.

„Der Steinmetz hat gar nicht gemerkt, daß seine Halle geschaukelt hat“, bemerkte der Herzog freundlich.

Ich widersprach mit geziemender Bescheidenheit. Atakama sei

jedenfalls der erste gewesen, der es bemerkt habe, aber er müsse großes Vertrauen in die Bauart dieses Schlosses setzen, weil er nur die junge Dame aus Atlantis sehe und sonst nichts.

Ich erhoffte von diesen Worten, die auch die nähere Umgebung des Herzogs hörte, die Unruhe wegen des wiederholten Erdbebens am heutigen Tage möchte schwinden, und ich glaube auch, daß das Benehmen Ruder Atakamas, für den scheinbar die Umwelt im Anblick seiner schönen neuen Freundin aus Atlantis versunken war, nach meiner Bemerkung beruhigend auf die Gäste Framers wirkte.

„Ich habe ihm bereits meine Anerkennung über den Fortgang der Bauarbeiten an deiner Sonnenwarte ausgesprochen, lieber Godda Apacheta“, fuhr der Fürst fort. „Leider stocken die Arbeiten am alten Grabesbau.“ Es war dem Acora bekannt, daß die Steinbrüche am Kjappia augenblicklich unbenutzbar waren, weil die flüssige Lava des Feuerberges hineinfloß, und vorläufig war es wegen der giftigen Gase auch nicht möglich, einen anderen Bruch anzuschneiden. Die Lavafelsen vom Kjappia waren fast eine Tagesreise über See und Land entfernt. Die Leute, die früher in Aztlan gebaut hatten, mußten es mit dem Heranbringen der Steine leichter gehabt haben als wir, denn damals lag der See um vierzig Fuß höher, und die mächtigen steinernen Hafenbauten, die heute hoch auf dem trockenen Lande lagen, mußten das Ausladen der Riesenblocke sehr begünstigt haben. Die alte Uferlinie, die früher die Grenze des Sees gewesen war, konnte man auf den Bergen in der Feme sehen. Jedenfalls war die Zeit zahlenmäßig nicht mehr festzustellen, da dieser höhere See an den Molen der hochgelegenen Häfen spülte. Nach den Überlieferungen, die ich für meine Staatsprüfung an der Hochschule in Atlantis hatte auswendig lernen müssen, war die Stadt Aztlan ein Weltzeitalter alt. Dies mag ein recht ungenauer Begriff sein, weil man ihn nicht in irgendeinem Zeitmaßstab wiedergeben kann, aber er ist klar und eindeutig, wenn man, wie wir Sternengelehrten, weiß, daß die Stadt Aztlan vor der großen Flut gebaut wurde. Diese Flut hatte bis in

die himmelhohen Berge der Anden gereicht und verlief sich in schicksalsschweren Tagen als Sintflut.

Aus jenen grauen Tagen mußten die Hafenbauten stammen. Und da die Geschichte des Reiches Atlantis nur nach wenigen zehntausend Jahren zählte, soweit sie schriftlich niedergelegt war, so sieht man, daß das Alter der Hafenbauten um das zehn- bis zwanzigfache höher sein mochte.

Da sich der Fürst vor dem Festmahl die jungen Ritter vorstellen lassen wollte, die er noch nicht kannte, so verließ er uns, um diese vielleicht etwas langweilige Fürstenpflicht über sich ergehen zu lassen. Nun, Herr Framer machte es kurz und sachlich, und die jungen Herren hatten kaum die Antwort auf des Herzogs wenige Fragen gefunden, da schob der Herr von Akapana schon heimlich den nächsten heran. Als die Neulinge den großen Augenblick überlebt hatten, mußte der Acora noch die große Reihe der alten Bekannten über sich ergehen lassen, und das mit der Bergmüdigkeit im druckentlasteten Hirn.

Herr Framer von Akapana war sichtlich froh, daß er einen Augenblick frei war und besuchte uns beim Thronsessel der Mutter Atlantas, Frau Danas. Ich hatte gern über den Vater gelächelt, weil er so ganz anders aussah als sonst. Obschon er ein Atlanter war, liebte er überladenen Schmuck an seinen Kleidern nicht, und man sah ihn zu gewöhnlicher Zeit öfters im schmucklosen Waffenrock mit dem Bronzeschwert, als, wie heute, im diamantbesetzten Festkleid, das den Namen Waffenrock nur zum Schein trug. Daß er im Schmucke seines steinflimmernden goldenen Stirnreifes gut aussah, wußte er selbst genau, aber er fühlte undeutlich, daß die Sorgen, die in der Grenzmark Tiahusinju Hochland lauerten, nicht recht zu dem überreichen Schmuck paßten, den der König aus dem sonnigen Mutterland für seine Kriegsleute edler Geburt und Abstammung vorschrieb. Auch wenn ich meine zwölf Perlen noch besessen hätte, würde ich das Bild altnordischer Einfachheit abgegeben haben, von dem man in Atlantis sprach, wenn man an das Urland im hohen Norden dachte, wo Framers Heimat war.

Nun war ich ja auch kein Kriegsmann und Schwertritter, aber in einem Falle war ich Framers Untergebener, nämlich im Kriege, und dann hatte ich die Ehre, dreißig Männern, die viel mehr wußten als ich, zu sagen, was sie tun sollten. Denn für den Ernstfall war ich Hauptmann, und wer im Reiche Atlantis nicht das Schwert fuhren konnte, mußte einmal doppelte Steuern bezahlen und bekam auch nur in Ausnahmefällen eine Frau. Rassenpflege war Atlantis Macht, anderenfalls hatte unser hochgezüchteter uralter Stamm bald das Heft aus der Hand verloren.

Framer kam mit dem alten Herrn Gülham, dem Leiter der Sonnenwarte Kalasasaya, zu mir. Gülham trug die gleiche schwarze Kleidung wie ich, das bis fast auf die Füße reichende schwarze Gewand und die zwölf Perlen auf der Stickerei des Brustschildes, die ich in Zukunft nicht mehr tragen sollte. Daß ich dafür zur Befriedigung meiner Eitelkeit unter dem Brustschild eine Diamantschnalle tragen durfte, wußte ich noch nicht, und, so wenig ehrerbietig es klingen mag, ich sorgte mich auch nicht darum. Ich hatte die Überzeugung, daß Atlanta den Mann, der unter dem langen Gelehrtenrock steckte, gut einzuschätzen wußte, und daß der äußere Schmuck meiner Amtstracht den Inhalt meines Schädelgefäßes nicht zu beeinflussen vermöge. Als Gelehrter des Königs von Atlantis war ich einer der höchstbezahlten Beamten des Reiches. Perlen und Diamanten reizten mich nicht, es sei denn, sie glänzten auf der Stirn meines hochgewachsenen edlen Mädchens, Atlanta Framer.

Ich neigte mich über die Hand meines großen Meisters Gülham, und deutete den Kuß an, der ihm als hohem geistlichen Würdenträger zustand, den er aber gar nicht liebte, es sei denn, die jungen Mädchen, die in seiner Kalasasaya ihre Blumenkränze um die schwarzen Säulen der dreifachen Umgänge hängten, drückten ihre weichen jungen Lippen auf die vornehme alte Hand. Auch Gülham war ein Mensch, so sehr er den Halbgott spielen mußte, wenn er vor dem andächtigen Volke die aufgehende Sonne des Reiches Atlantis grüßte oder an der Spitze des Priesterzuges in feierlichem

Schritt Terrassen und Umgange durchmaß. Gülham trug auf dem vom Alter etwas gebeugten Leib einen mächtigen hohen Schädel, der von unserem Gelehrtenturban gekrönt wurde. Dieses unbequeme Kleidungsstück trugen wir sehr selten, nur bei feierlichen Gelegenheiten, wie zum Beispiel heute, aber es saß sehr fest auf dem Kopf und drückte auf die Stirn, weil es aus geschwärztem Gold bestand und deshalb sehr schwer war. Ich gestehe gern, daß ich von dem jugendlichen Leichtsinn, den ich von meinem Lehrstuhl an der Hochschule in Atlantis in diese kalte Gebirgsgegend hinübergerettet hatte, noch nicht ganz geheilt war. Ich hatte mir schon im Mutterlande einen Amtsturban aus dünnem, gewalztem Kupferblech anfertigen lassen, der die gleichen Dienste tat, wie der goldene, weil er ja ohnehin schwarz gebeizt wurde. Außerdem hatte er den Vorzug, leichter zu sein als die Hüte aus gewichtigem Gold.

Auch ich hatte den hohen Schädel, der uns Gelehrte allesamt auszeichnete, aber das war, wie vielleicht bekannt ist, nicht die natürliche Schädelform, sondern eine absichtlich gezüchtete. Mein Vater hatte glücklicherweise nicht viel von allzugroßen Schädelumbildungen gehalten, wenn auch die Erfolge der Ärzte die bedauerlichen Mißerfolge überwogen.

Bei Erkennen eines guten, vielleicht über den Rahmen des Gewöhnlichen hinausgehenden Verstandes wurde uns, die wir Gelehrte werden sollten, der Kopf in früher Jugend geschnürt, und zwar derartig, daß die vorderen Gehirnteil. hoch entwickelt wurden unter geringer Vernachlässigung des Hinterkopfes. Auf Wunsch meines Vaters war mein Kopf sehr schonend behandelt worden, und ich bezweifle, ob ich weniger töricht geworden wäre, wenn ich einen noch mächtigeren Stirnteil hatte vorweisen können.

Meinem Meister Gülham hatte man dagegen den Schädel geradezu nach vorne gebunden. Er sah infolgedessen, wenn man vor ihm stand, achtunggebietend und prachtvoll aus, doch hinten fehlte etwas. Da der alte Herr dies wußte, und seine Eitelkeit ein

wenig darunter litt, so trug er in seinem Turban hinten eine Einlage, ein verzeihlicher Betrug, da er ja auch sonst amtlich verpflichtet war, Schein und Würde zu verbinden und zu pflegen. Gülham hatte als spate Nachwirkung dieses Schnürens seines sicher schon vorher sehr klugen Kopfes eine schwere Entzündung der Knochenhaut der Gehirnrinde davongetragen und lag auf den Tod krank, als ich vor zwei Jahren in Aztlan eintraf.

Da ich den Ruf eines guten Arztes genoß, und die Schädelöffnung bei mehreren Kranken in Atlantis schon mit Erfolg vorgenommen hatte, so konnte ich gleich zeigen, daß man auch alten, achtundsiebzigjährigen Herren mit Messer und Knochensäge Hilfe bringen kann. Bei örtlicher Betäubung mit Cocasaft hatte ich Meister Gülham retten können. Auf die Platte aber, die ich in die Öffnung seines alten Kopfes einpaßte, und die aus einer haltbaren Gold- und Silbermischung bestand, ritzte ich auf der Innenseite einen Bildschriftenspruch ein, von dem der Träger glücklicherweise nichts ahnte. Und da ich diese Geschichte des Reiches Atlantis und seines Unterganges nur in die Sterne geschrieben, nicht aber haltbar aufgezeichnet habe, so sei eingestanden, daß auf der Innenseite der Goldplatte in Gülhams Kopf folgende Frage steht. „So wirr sieht es drinnen aus?“ Denn dies war mir bei allen Eingriffen in die Schädelhöhlen meiner Kranken aufgefallen, daß die sonderbaren wirren Windungen der äußeren Hirnschicht wohl ein etwas bitterer Scherz meines Freundes im Garten seines Alls sind. Ich brauche nicht zu versichern, daß mir bei einem Manne, wie Gülham, jede Bosheit fern lag und daß nur das dünne Gift, das selbst Kometen aushauchen, in meiner Seele war, als ich den fragenden Spruch schrieb.

Immerhin, dem ersten Sternweisen und obersten Geistlichen von Aztlan ihn in den Kopf zu schreiben, ist vielleicht doch etwas ungehörig.

Gülham und mir stand eine schwere Zeit bevor. Der Ring von zwölf Jahren hatte sich geschlossen, da das Wallfahrtsfest der ganzen atlantischen Welt nach dem Volksheiligtum auf der kalten

Hochebene von Tiahusinju wieder stattfinden mußte. Für mich war dies Fest neu, aber ich wußte aus meiner Jugend, daß damals aus Atlantis viele Schiffe mit Pilgern nach Aztlan abgefahren waren, und daß der damalige Herzog von Acora, unser jetziger König, diese Wallfahrt mitmachte, wie sie heute der junge Fürst ebenfalls unternommen hatte.

Diesmal hatte das Reich die Genugtuung, den Inga von Cuzco unter den Wallfahrern zu wissen, ein Zeichen, daß wenigstens vorläufig, die ständigen Reibereien und Kämpfe mit dem Zipanguvolke aufhören sollten.

Anfangs sollte der Gesandte des Ingas bei mir wohnen, in der Kalasasaya, aber ich konnte es noch verhindern. Ich hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen die schiefäugigen gezopften Menschen mit der gelbbraunen Haut und ihrem unsauberen Geruch, und ich hatte mich nicht daran gewöhnen können, obschon ich seit zwei Jahren unter ihnen wohnen mußte. Aztlan hatte in der Hauptfache Zipanguleute als Bevölkerung, außerdem allerdings eine unglaubliche Mischung von gelben bis tiefbraunen Rassen, daß es einem ganz dunkel vor den Augen wurde, wenn man durch die Straßen der heiligen Stadt ging.

Herr Framer von Akapana entschloß sich aber ans mir unbekannten Gründen, den Abgesandten des Ingas und seine Begleiter in seinem Schloß aufzunehmen, vielleicht ans staatsmännischer Klugheit, um den Cuzco, den er bisher nicht hatte überwinden können, friedlich zu gewinnen.

Ich wurde hinausgeschickt, um die Fremden aus ihrem Zimmer abzuholen.

Framer verstand es meisterlich, die Ehren abzustufen. Mit dem Schwert war der Inga nicht unterworfen, aber er hatte sich gebeugt und bat um die Erlaubnis, bei dem riesenhaften Wallfahrtsfest fast der ganzen atlantischen Welt zugegen sein zu dürfen.

Ich holte die fremden Herren ah, die schon etwas ungeduldig warteten. Ich war auf schlimme Gesichter gefaßt, war aber ange-

nehm enttäuscht, daß die Herren wenigstens leidlich klug aussahen, ohne zu harte Betonung ihrer unangenehmen rassischen Merkmale, die nicht nur mir allein als minderwertig galten.

Als ich mit meinen Gelben wieder in den Saal kam, sah ich den Acora auf dem goldenen Thron sitzen, der bisher leer gewesen war und der auch nur alle zwölf Jahre von dem Thronfolger des Atlantischen Weltreiches benutzt wurde.

Ich muß gestehen, die Haltung des Fürsten von Acora war geradezu königlich, und seine grauen mächtigen Augen ruhten unbeirrbar und mit einer unnachahmlichen Hoheit auf den kleinen Menschen, die der Inga dem adeligsten Reiche der Erde als Gesandte ausgesucht hatte. Leider geschieht es mir oft, daß derartige Schaustellungen staatlicher Hochwürde bei mir die inneren Organe kitzeln, so daß mir dann das Lachen näher ist als das ehrfürchtige Staunen.

Aber ich hatte eine Genugtuung.

Als die Gesandten des Ingas nach deren unbegreiflicher und unwürdiger Sitte sich platt vor des Fürsten Thronsessel niedergeworfen hatten, kam ein helles prachtvolles Lachen in des königlichen Mannes graue Lichter, wobei sein Gesicht unbeweglich ernst blieb. Und da sah ich, wie Atlanta mit Wohlgefallen an des Fürsten Augen hing, mit der kindlichen Hinneigung zu einem bevorzugten Manne, dessen eigentlicher Ernst eine innere strahlende Heiterkeit ist, und dessen vieltausendjährige tiefe Menschlichkeit zu ihm hinreißt, man mag wollen oder nicht. Wohl sah ich, daß nicht eines der vielen blühenden Mädchen aus Atlantis und Aztlan diesem Zauber widerstand, ja, daß auch Dana Framer, Atlantas Mutter, mit glänzenden blauen Augen an der Erscheinung des königlichen Mannes auf dem goldenen Sessel hing; dennoch flog es wie ein dünner, dünner Pfeil in mein Herz. Und ich dachte an der Mutter Framer Worte. „Alle Hoffnungen schwimmen in der leichten Luft."

Dennoch habe ich Atlanta damals Unrecht getan, und das Unrecht, das man mit dem Herzen tut, wiegt tausendmal schwerer,

als alles, was man Unedles durch die Tat vollbringt, weil es feiger ist als diese.

Und Feigheit ist immer unedel.

Wer aber will mit einem Herzen rechten, in das ein Pfeil geflogen ist? Ist solch ein Herz nicht krank? Gewiß, es ist nicht sterbenskrank, dafür ist solch ein Pfeil viel zu dünn und fein, und er tötet nicht, aber nichtsdestoweniger bleibt das Herz krank.

Wollte der Uralte Schwert und Kampfhandschuh zwischen den Fürsten und mich werfen?

Da traf mich des Herzogs Blick, kurz und verstehend. Ach, ich wußte es, daß dieser Sproß tausendjähriger Ahnen meinen tiefen Schmerz mit der Deutungsgewalt seiner magischen Seele fühlte, wenn er auch die Gründe vielleicht noch nicht kannte.

Oder hatte er mit den Fingerspitzen getastet, daß ich an Handschuh und Schwert dachte?

Und als sein Blick tief in meine Augen drang, da breitete ich die Arme aus, nur wenig hob ich sie an, aber ich mußte es tun, und in seinen Augen erschien ein warmes Leuchten.

Da wußte ich, daß ich gefangen war, gekettet von Hingabe an ein Meisterwerk des Uralten, an dem seine Liebe vielleicht ein Weltzeitalter hindurch geformt und gebildet hatte, ehe er diesen Mann auf die Erde stellte, genau so, wie er es mit Atlanta getan.

Dies alles dauerte nicht solange, wie ich es erzähle, vielmehr deuchte es mich wie huschende Blitze des Verstehens und wie der warme zarte Strom entwaffnender Mannheit, die über mich quoll wie ein silberner Strom, die ohne Furcht, aber voll der letzten Erkenntnisse ist, soweit sie einem Menschen vom Munde des Uralten zugehaucht werden.

Und nun hörte ich den Herzog sprechen, und ich wunderte mich nicht, daß er nordisch sprach, obschon er Zipangu ebensogut oder vielleicht nur wenig schlechter sprechen konnte als Herr Framer oder ich. Aber im Reiche Atlantis gab es nur nordische Worte, und der Fremde mußte sie tragen.

Ich übersetzte den drei Gesandten des Ingas diese Worte des

Fürsten von Acora und hieß sie aufstehen.

Da fühlte ich Atlantas Augen und drehte mich um, weil ich nun wegen des Pfeils um Verzeihung bitten wollte, wenn auch nur mit einem Blick. Und ich sah, daß ihre Augen feucht schimmerten, als litte sie unter einem großen Schmerz oder einem hohen Entzücken, das die Schwester des Schmerzes ist bei auserwählten Frauen.

Und da ich Vergangenheit und Zukunft magisch wußte, nicht mit dem Wissen des Geistes, der dem Menschen nur das Sichtbare sagte und das, was tote Zahlen beweisen, sondern mit dem uralten Wissen, das seit zahllosen Geschlechterfolgen in meinem Blut schlummerte, seit die Sonne das einzige große Gestirn war, das übermächtig am Himmel stand und sonst keines; da durchlief mich, mich ganz allein, das Zittern eines Seelenbebens, wie es der Erde mitunter geht, wenn die Unterirdischen sie schütteln.

HAMMER DES SCHICKSALS

Ich mußte über den Baumeister Ruder Atakama lachen, seit er mit seinem Mädchen aus Atlantis verheiratet war, und verheiratet war er schon wenige Wochen nach der Ankunft des Herrn von Acora und seines Gefolges. Gülham hatte ihn getraut, und auch ich war dabei gewesen und hatte zugesehen und zugehört, wie sich zwei Verliebte alles versprachen, was der greise Priester von ihnen forderte.

Die gute Laune des Steinmetzen war durch keine Arbeit und durch keinen Ärger zu brechen, und er hatte beides in Fülle, Ärger wie Arbeit. Trotz dieser Überlastung in beiderlei Form fand der prächtige Mann immer noch Zeit, in den Abendstunden zum Meißel zu greifen, um an der Fertigstellung meines Kopfbildes zu schaffen, das noch zur Hälfte im harten Lavastein steckte, aber schon mit überraschender Treue mein etwas frühzeitig gealtertes Gesicht mit der gebogenen Nase und den schmalen Lippen wiedergab. Es freute mich besonders, daß der Steinmetz keinen Wert darauf legte, mich besonders schön zu machen, sondern mich samt meinem Kupferblechhut so bildhauerte, wie er mich sah. Ich hockte oft still in seiner Werkstatt zwischen Tonmodellen und begonnenen Bildhauerarbeiten und ertrug seine prüfenden Augen mit großer Geduld, wenn sie von dem Steinblock zu meinem Gesicht hin und her wanderten. Meinen Blechhut mußte ich deshalb aufsetzen, weil mein Bild nicht für mich persönlich bestimmt war, sondern in der Kalasasaya aufgestellt werden sollte, wo die Stern-

weisen von Aztlan samt und sonders verewigt wurden. Mein steinerner Kopf ist unvollendet geblieben. Er liegt im inneren Umgange der Sonnenwarte tief unter dein Schlamm des Sees, der nun das Heiligtum hoch bedeckt, und sollte er einmal gefunden werden, so bittet Godda Apacheta um Vergebung, daß er nicht schöner gewesen ist. Und wenn der Finder voller Staunen die Entdeckung macht, daß ihn ein nordländisches Gesicht anblickt, und das auf dem Hochlande der Anden auf der Südhalbschale der grünen Erde, so möge er ans dem kleinen Lächeln des steinernen Mundes entnehmen, daß er nicht gewillt sei, das Geheimnis preiszugeben, es sei denn der Finder hole es sich aus den Sternen zurück, in die ich es geschrieben habe.

Seit mehr als hundert Jahren bauten die Atlanter an der Wiederherstellung der heiligen Stadt Aztlan, deren Schicksal es gewesen ist, daß viele Geschlechter der Menschen an ihr bauten, aber nie fertig wurden, sei es, daß die große Flut die Arbeiten unterbrach oder ein anderes Ereignis. Unsere Vorfahren hatten uns kein schlechtes Werk hinterlassen, was Dauerhaftigkeit der Mauern anging, aber auch große Künstler hatten ihre Hand in der heiligen Stadt gerührt, und wer nach Aztlan kam, gab neidlos zu, daß Atlantis zwar prächtiger und reicher, aber nicht von der edlen Einfachheit und Größe dieser ältesten Stadt des Erdenrundes sei.

Schon wimmelte es auf dem Hochlande und auf der Halbinsel Aztan von Wallfahrern aus allen Ländern des Erdballes, den wir Gelehrten für eine Kugel hielten, weil man zu Schiff nach einer Richtung fahren konnte und am Ausgangspunkt ankam, wenn ein Jahr vergangen war oder ein und ein halbes, je nach Gunst des Windes. Schon standen die unübersehbaren Zeltstädte im weiten Umkreise aufgeschlagen, da die Stadt selbst, so groß sie war, die ungeheure Zahl der Pilger nicht zu fassen vermochte. Und wir mußten darauf verzichten, für einen unerhörten Bedarf an Wohnraum zu sorgen, wenn er nur alle zwölf Jahre zum Feste der Sonnenwende erforderlich wurde. Gleichwohl hatten unsere Zipanguleute an vielen Stellen leichtgebaute Gasthäuser aus Lehmsteinen

aufgerichtet, und ihre bunten Fahnen und Wimpel flatterten auf den Bergen und in der Ebene, am Ufer des Sees und auf der ganzen Halbinsel bis zu unseren Sperrfestungen an der Straße nach Tiahusinju Tiefland, deren runde gestufte Kegel wie sonderbare spitze Hüte in der dünnen Luft standen. Und dahinter strahlte blendend weiß der schneebedeckte Gipfel des Berges Illimani, den wir für den höchsten beider andinischen Bergesgipfel halten.

Die Gottesdienste in der Kalasasaya begannen erst in einigen Tagen, wenn das Tagesgestirn morgens zur Winterwende ging, um ein halbes Jahr lang am Himmel zurückzuwandern. Wir Sternkundigen wußten diesen Zeitpunkt genau zu bestimmen, weil die östlichen Eckpfeiler in den Wendepunkten der Sonne standen, wenn man von der Grundplatte des alten Sonnentores aus beobachtete. Dies Sonnentor war ein altes Heiligtum vergangener Zeit, mit einer Bilderschrift, die wir nicht enträtseln konnten. Gleichwohl hatte der König in Atlantis angeordnet, das Tor im Neubau inmitten des alten Teiles der Warte zu verwenden und die Bildhauerarbeiten zu beiden Seiten des Tores als laufendes Band nachzumeißeln, in ständiger Folge, denn das eine wußten wir, daß die Bilder den Jahreslauf darstellen sollten.

Atakama mußte, um die Sonnenwarte zum Feste vorläufig benutzbar zu machen, die Bildhauerarbeiten unterbrechen lassen und führte auf einem mächtigen hölzernen Floß das ehrwürdige Heiligtum aus der Werkstatt auf seine Grundmauer, und zwar schwimmend in einem tiefen Wassergraben, den er bis zu dieser Stelle ziehen ließ.

Infolgedessen war ich, und nicht minder der Herzog, sehr erstaunt, als das Tor eines Tages an seinem richtigen Platze stand, den hölzernen Floß-Unterbau in einem Meer von roten Rosen und unter geschickten Anordnungen blauer Banner verdeckt, so daß dieser Tausendkünstler Atakama das fast Unmögliche dennoch möglich gemacht hatte, die, wenn auch nur scheinbare Fertigstellung der neuen Sonnenwarte inmitten des alten Heiligtumes zu vollenden. Sogar den fehlenden Teil der Umfassungswände

hatte er in Holz aufgebaut und anstreichen lassen, daß man wirklich kaum mehr unterscheiden konnte, was daran echt und was Schein war.

Der Fürst betrachtete die fertige Arbeit mit hohem Genuß. Seine Freude an dem kunstvollen Tor war geradezu leidenschaftlich, nicht weil die Bildhauerarbeit besondere Vollendung in künstlerischer Hinsicht zeigte – da konnten die atlantischen Steinmetzen doch schon mehr – sondern wegen des rätselhaften Inhaltes der Bilderschrift.

Die Zwölftelung des Jahres war uns unerfindlich, die auf dem Tore aufgezeichnet war, denn wir kannten eine solche Zwölftelung nicht, weil die Sonne nur die ganzen Jahre anzeigte, nicht aber irgend welche Unterteile des Jahres. Und als Maß hatten wir nur die Sonne. Ferner hatte unser Jahr 365 Tage, das Jahr auf dem Tor aber 288, oder, wenn man die Andeutung zweier zusätzlicher Zeichen als Tage deuten wollte, 290 Tage. Weder Gülham noch ich, der ich die Überlieferung von Atlantis, Nordland und Aztlan gelernt hatte, wie vielleicht selten ein Gelehrter vor mir, konnten dem Herzog befriedigende Auskunft geben. Wohl wußten wir, daß vor der Flut ein zweites Gestirn neben der Sonne vorhanden gewesen war, das nun nicht mehr war, aber wir kannten seine Bewegungen nicht und konnten nur vermuten, daß die Zwölftelung des Jahres sich auf dieses Gestirn bezog. Da aber diese Vermutung ganz ungewiß war, so mußte auch mir der Sinn der Bilderschrift verborgen bleiben.

Und es ist übrigens das Verdienst des Acora, allerdings ein unfruchtbares Verdienst, später, nach vielen Jahren in dunkler Nacht auf dem Atlantischen Meere einen Teil der Deutung zu finden, als er am Steuer seines letzten Schiffes stand und den letzten Adel der Menschheit nach Norden führte.

Der Baumeister Atakama traf übrigens den Kern in seiner kindlichen Gedankenkraft wahrscheinlich am genauesten, denn er erklärte dem Fürsten, seiner Ansicht nach habe das Jahr zur Zeit der Herstellung des Tores nur 288 Tage gezählt und sei in zwölf

Teile eingeteilt gewesen. Den Beweis hierfür blieb er allerdings schuldig, nur war dem nicht zu widersprechen, daß sein Amtsvorgänger, der einst das Tor erschaffen habe, mindestens ebenso töricht oder klug gewesen sei, wie er selbst. Und so gut ein Atakama sich hüten würde, das Jahr mit 288 Tagen abzubilden, so gut habe sich der Steinmetz des Tores gehütet, sein Jahr mit 365 Tagen zu meißeln, da die Vermutung doch berechtigt sei, daß allen Steinmetzen aller Zeiten ihre Bauhütten zu lieb sind, als sie durch einen offensichtlichen Unsinn zu gefährden.

Hiergegen war nichts zu sagen, und wir lachten alle, nicht zuletzt der Acora, und er sagte das Wort, das viele Fürsten im Laufe der Geschichte irdischer Reiche gesagt haben sollen. „Wenn ich nicht der Acora wäre, mochte ich Atakama sein."

Auf mich hatte die kleine Angelegenheit die Wirkung, daß ich von nun an die Richtigkeit der Darstellungen auf dem Sonnentore nicht mehr bezweifelte, sondern nur die Erklärung offen ließ, die meine Zeit wohl nicht finden wird.

Wir sahen eine Weile den Arbeitern zu, starken, tierartigen Zipangus, deren Schädel schon in früher Jugend nach rückwärts gebunden werden, um sie ihrem Beruf als Menschengruppe der körperlichen Arbeit zu erhalten.

Einer von ihnen, der gerade das silberne Lot an dünner gedrehter Schnur an das Tor hielt, um festzustellen, ob es senkrecht stände, stolperte über die Holzschwelle des riesigen Steinblockes und ließ das Lot fallen, so daß es die Böschung hinab in den Wassergraben glitt. Die Gegenwart des Fürsten ersparte ihm die Schelte für seine Unachtsamkeit. Ich aber dachte oft in dunkler Nacht an das silberne Lot, das an der Grundmauer des Sonnentores verloren liegt. Ob es je wieder in die Hand eines Menschen geraten wird, nun, da die Kalasasaya verschüttet ist? Und was wird der Finder denken, wenn er das einfache Gerät des Baumeisters Atakama in den Händen hält?

Der Arbeiter duckte sich und wandte den schiefen, verschnürten Schädel dem Fürsten von Acora zu. Aber es geschah dem

armen Menschen kein Leid. War er doch ein einfacher Arbeiter, treu und fleißig, und eine Unachtsamkeit war kein Verbrechen, für das das verschnürte Gehirn verantwortlich gemacht werden konnte.

Wir Atlanter wußten aus tausendjähriger Geschichte, voll von Eroberungen und Rückschlägen, daß nur eine Kaste höherer Menschen den Ball dieser schönen Erde beherrschen kann, und daß minderwertige Rassen zu den Zwecken gebildet werden müssen, die dem Gedeihen eines Weltreiches zuträglich sind. Es mag eine Härte in diesem unumstößlichen Gesetz liegen, das unsere Vorderen schufen, doch kann sich ein hochrassiges, aber nur kleines Volk mit seinen überlegenen Geisteskräften allein durch solche Maßnahmen gegen die Flut der Minderwertigen schützen. Ist es doch ein Zeichen feingezüchteter Geschlechter, selten zu sein und verletzlich, nicht so sehr am Leibe, als an der Seele. Und mitunter habe ich den sonderbaren Gedanken, daß die Zeit der atlantischen Rasse abgelaufen sein könnte, wenn sie nicht auf irgendeine Weise umgeschmolzen wird. Der Zuzug aus Framers Heimat, dem Nordlande, ist wohl heute noch die Quelle unserer Kraft, aber wenn ich an meine Zähne denke, die in so jungen Jahren schon an zwei Stellen aus Gold sind, und wenn ich erwäge, daß der König von Atlantis nur einen Sohn, meinen Herzog von Acora als Thronfolger besitzt, so glaube ich fast, wir sind tatsächlich alt geworden, so alt, daß der Uralte Freund nicht älter ist.

Unedel und häßlich ist es aber, unterzugehen wie ein altersschwacher Hund, ohne sich wehren zu können oder es gar zu wollen! Möge der Große Freund in der Weite seines Gartens verhüten, daß unserer Gipfelrasse ein solches Geschick der Schmach widerfährt. Lieber in einem ungeheuren Kampfe sterben, in einem Untergang ohnegleichen, den blanken Schild auf der Brust und das zerschlagene Antlitz voll starker Würde zum Himmel des Alten gekehrt! Nicht Sieg ist das Glück dieses Sternes, sondern nur der Kampf, mit Schwert und Hirn, das wiegt fast gleich.

Denn Schwert und Hirn sind zwei ähnliche Gesellen, sie schnei-

den scharf und sind die Träger aller Entscheidungen auf der Erde, und ich weiß fast nicht, welchem ich den Vorrang vor dem anderen einräumen soll.

Ich denke, die Sterne, denen ich diese Worte in der Hoffnung zusende, sie möchten ihre Weisheit, wenn es eine solche ist, nach langen Zeiten irgendeinem Manne zuflüstern, der sie versteht und ihre Sprache kennt, werden über Godda Apacheta lächeln, den Gelehrten von Aztlan. Solange aber der Uralte noch über mich lacht, mögt ihr lächeln!

Behaltet meine Worte gut.

Vielleicht kann sie jemand gebrauchen, wenn ich auch heute nicht weiß, wer es ist.

Ich vertraue in diesen Dingen meinem Uralten Freunde dort draußen; so wenig er an Mitleid kränkelt, so sehr hat er Sinn für Würde und Größe, die nicht unecht sind, sondern der Ausfluß der heiter-ernsten Seele, an der seine Lieblinge je nach Gunst teilhaben. So wird er es auch mit der stolzen Atlantis recht machen. Er hat uns als Herren leben lassen, so wird er uns auch schenken, daß wir als Helden untergehen dürfen, wenn wir denn wirklich alt sind und unsere Zeit abgelaufen ist. Wir wollen nur unser Schicksal, wenigstens ich, und wie ich den Acora kenne, auch er. Und von Atlanta weiß ich es bestimmt. Sie ist ja selbst mein Schicksal.

„Ich grüße den neuen Stern“, sagte ich leise, und der Herzog wandte den schmalen Schädel zu mir und seine magischen Augen sogen an meiner Seele. Er lächelte.

„Wie hast du ihn genannt?“ fragte er, obschon er wissen mußte, daß die Sternweisen vor zwanzig Jahren ihn schon benannt hatten und daß er in den Sterntafeln unserer Warten mit „Heldung“, dem Namen seines ersten Entdeckers, benannt morden war.

„Atlanta“, erwiderte ich fest; weil ich nicht länger lügen konnte und wollte. Der Acora ließ die Augen nicht von mir und nickte.

„Er soll fortan ‚Heldung-Atlanta‘ heißen. Ich werde anordnen, daß die Sterntafeln darnach berichtigt werden.“

Und wieder erzitterte meine Seele in ungeheurem Beben, das

magische Schicksal rüttelte an ihr, die gealtert und weise, aber ohne Zagen entschlossen war, zu tragen, was kommen mochte.

Das war unsere schwere Last, daß wir an Erdenschwere und zartester Empfindsamkeit der Seele tragen mußten, die jenseits der wuchtigen Erde ihren Sitz hat, und ich glaube, junge Rassen kennen dies tiefe Leid noch nicht, das hierin beschlossen liegt. Aber dennoch, ich mochte es nicht missen, weil auch das Alter süß ist, das in jungen Leibern ruht in tausendjähriger Verkettung.

Und noch einmal horchte ich auf, als Gülham, der greise Priester der Sonne, vom kommenden Feste sprach.

Er sprach vom letzten Fest von Aztlan. Warum tat er das? Glaubte er, er werde das zweiundneunzigste Lebensjahr nicht mehr sehen, an dem das Fest sich erneuerte? Ich fragte nicht, aber der Acora nickte, als verstände er den Alten richtig.

„Der König läßt die Uferstädte in Atlantis räumen", sagte er ruhig, als hätten wir schon lange von der Wirkung des neuen Sternes gesprochen. „Was hier geschieht, wissen wir alle nicht."

Daß der König die Küstenstädte räumen ließ, war mir neu. Die Sternwarten des Reiches hatten also gewarnt, weil sie die Wirkung des letzten Vorüberganges des Wandlers „Heldung-Atlanta" kannten und sie für den jetzigen Nahstand berücksichtigten.

Wir Gelehrten glaubten natürlich nicht an die törichte Auslegung des niederen Volkes, der neue Stern errege den Unwillen der Dämonen unter der Erdschale, aber da wir selbst keine wissenschaftliche Erklärung über die schädliche Wirkung dieses Wandlers hatten, ließen wir die volkstümliche Erklärung bestehen, zumal sie nicht geringe Vorzüge anderer Art hatte.

Gülham konnte uns von dem Vorübergang des neuen Sternes Heldung-Atlanta, der vor zwanzig Jahren erfolgte, manches Wissenswerte erzahlen, was ich zwar aus den Berichten des greisen Meisters in der Bibliothek der Atlantischen Sternwarte auf dem Berge Acora kannte, aber nur in der wissenschaftlich knappen Form, die solchen Berichten gegeben zu werden pflegt. Damals war das Ereignis, das das Mutterland Atlantis immerhin empfind-

lich traf, ohne schwerere Folgen an Aztlan vorübergegangen. Außer dem Ausbruch des damals für erloschen geltenden Feuerberges Kjappia und einer Reihe ähnlicher Berge in den See-Anden waren nur vereinzelte schwere Erdbeben eingetreten, die aber der Stadt bei der ungemein festen Bauweise ihrer Häuser und namentlich ihrer Großbauten keinen anderen Schaden taten, als daß der mannshohe Entwässerungskanal, der den künstlichen See auf der Platte der Festung Akapana zum Hafenkanal entwässerte, an einer Stelle einstürzte. Der Schaden war natürlich bald behoben worden.

Schloß der greise Gülham aus diesen Geschehnissen vor langen Jahren, daß es nicht notwendig sei, das Fest der Sonnenwende abzusagen oder zu unterbrechen? Es schien so, denn er sprach von den Wallfahrern aus der ganzen Welt, die schon längst unterwegs und zum größten Teil schon in Aztlan eingetroffen seien. Zudem sei es nicht ratsam, ein solches Fest abzusagen, das von Sommersonnenwende bis Wintersonnenwende dauere, da der wirtschaftliche Ausfall für die Kassen des Reiches und der Kalasasaya ein zu großer sein würde, ganz abgesehen von dem schlechten Eindruck, den eine solche Absage in allen Ländern der Erde hervorrufen müßte.

Warum aber sprach er zuvor vom letzten Fest? Verachtete er die Ahnungen in seiner Brust und die Warnungen des letzten Vorüberganges des Sternes Heldung-Atlanta, und stellte sich, als hege er keine Besorgnisse? Vielleicht glaubte er im stillen, daß das Unheil doch noch einmal glimpflich vorübergehen würde?

Ich verriet deshalb nicht, daß ich anderer Ansicht war und es für besser hielt, bei der drohenden Gefahr wachsender Erdbeben eine so große Menschenmasse aus Aztlan fernzuhalten, aber schließlich war der Zustrom der Pilger gar nicht mehr aufzuhalten, und man mußte hoffen, daß alles gut ginge.

Immerhin hatten mich die wiederholten Erschütterungen der letzten Zeit sehr nachdenklich gemacht. Noch stand der Stern Heldung-Atlanta nachts als recht kleine, aber hellstrahlende Scheibe im Bande der Finsternisse, in dem die beweglichen Sterne

wandern, aber er überstrahlte selbst den hellsten Funken unserer herrlichen klaren Nächte, den Stern der Liebe, um ein Vielfaches. Die bittere Gabe aber, zukünftige Dinge mit unbekannter Seelenkraft zu ahnen, drückte mich nun mit harten Ketten.

Unerklärliche Erscheinungen in der Witterung unseres Hochlandes raunten von kommender Gefahr. Sturmartige Wirbelwinde fegten mit kurzen Unterbrechungen aus der Richtung des großen Sees und von den eisbedeckten Bergriesen der Anden, deren Häupter zu beiden Seiten des Aztlan-Tales in weiter Ferne in einsamer Würde ruhten. Über der Andenkette des Großen Meeres, das nach Zipangu weist, wehten die schwarzen, flammenzuckenden Fahnen rauchender Feuerberge und sandten ihre dünne weiße Asche mitunter bis zur heiligen Stadt in der Grenzmark des Reiches Atlantis.

Heute schien die Sonne wieder durch einen dünnen Schleier, und es war fast heiß, wie es unter dem Gürtel des Gleicherringes zu sein pflegt, wo die Sonne nahezu im Scheitel steht. Das Vormittagsgewitter mit heftigem Hagelschlag war nur kurz gewesen und nicht so heftig, wie die Unwetter der vergangenen Wochen, aber es blieb ungewöhnlich, was geschah, selbst wenn Gülham versicherte, es sei vor zwanzig Jahren ähnlich gewesen.

Sonderbarerweise schien die ungeheure Masse der Wallfahrer, die in Aztlan eingetroffen war und Tag für Tag neu eintraf, nicht sonderlich beunruhigt zu sein. Zum Teil stammten die Leute aus Teilen der Erde, da solche Stürme nichts Ungewöhnliches waren und wo die Feuerberge mit ihren Flammengarben bekannt waren. Wer aus den Niederungen von Atlantis, den goldenen Inseln inmitten des östlichen Meeres, nach Aztlan gekommen war, wußte aus Erzählungen anderer Leute, daß weder Reise noch Aufenthalt auf der Hochebene von Tiahusinju mit Annehmlichkeiten verknüpft waren. Auch mochte die Anwesenheit des Herzogs von Acora und die unbekümmerte Haltung der zahlenmäßig geringen herrschenden Klasse der Atlanter viel dazu beitragen, aufkeimende Unruhe zu ersticken.

Ungeheuer kann die Macht des Führers auf die Geführten sein, und diese Macht war vorhanden, man möge mich nicht hochmütig schelten oder einen Mann, der sein Vaterland unvernünftigerweise zu hoch über andere Länder und Völker stellt. Nicht umsonst nannten uns die Zipanguleute des Hochlandes Kinder der Sonne und warfen sich in den Staub, wenn das Banner mit dem Sonnenzeichen des Reiches Atlantis vorübergetragen wurde, obschon nie ein Befehl ergangen war, daß auf solche niedrige Weise dem Wahrzeichen der königlichen Macht gehuldigt werden sollte.

Man möge mir verzeihen, daß ich wenig von den Schattenseiten meiner Rasse berichte. Diese Schattenseiten waren natürlich auch bei uns vorhanden, und ich kannte sie gut; nie möge man denken, wir hielten uns für unfehlbar und vollendet. Dies wurde ein lächerliches Zerrbild eines großen Volkes geben und die Wahrheit Lügen strafen. Doch wenn ich mit heißem Herzen die Geschichte des Unterganges einer edlen Rasse in die Sterne schreibe, der edelsten Rasse, die der Uralte mit meisterlichem Griff aus dem Gewühl der Völker herauswählte und Jahrtausende hindurch an seine Sonne stellte und an ihr arbeitete und feilte, um sein adliges Bild zu schaffen durch sorgfältige Pflege der Geschlechterfolgen, der wird mich verstehen. Ich erzahle von meinem Volke so, wie es vom Uralten und auch von mir gedacht wurde, und das strahlende Licht dieser Rasse möge den Schatten verdecken, der über allen Dingen liegt, und erst recht über den Menschen, die auf der Erde um ihre höhere Seele ringen.

Und wenn ich euch meine eigene Gestalt zu günstig zeichne, vielleicht aus kleiner Eitelkeit oder weil ich nicht ehrlich genug bin, so wißt, daß ich auch mich mitunter so schilderte, wie mein heißer Wunsch mich bilden möchte.

Der Adel liegt im Willen und im Kampf um die Steigerung der Seele. Weiß ich es doch selbst, und mögen es alle wissen, die diese Sternenbotschaft lesen können, daß die Welle Ich an schmutzigen Ufern brandet. Nur der Wille zum Ziel ist gut. Nicht die Ruhe am

Ziel erstrebe ich, denn mich schaudert vor dem Ziel, weil das Ziel Ende ist.

Mit dem Teil meiner selbst aber, mit dem ich unwürdig bin, will ich unwürdig sein mit adligem Trotz und tragen, was mir der Uralte Freund an Schlacken gegeben hat. Deshalb hebe ich hoch über diesen Bericht vom Reiche Atlantis und von seinem Untergange das Banner des Adels, der in der Seele wohnt und um Vollendung ringt, ohne sie je zu erreichen. –

Wir verließen den Baumeister Ruder Atakama und sein Sonnentor und stiegen die Stufen zum untersten Umgange des inneren Heiligtumes hinab, wo an der inneren Westwand meine und meiner Mutter Wohnung lag.

Hier erwies der Fürst meiner alten Mutter die Liebe, sie aufzusuchen und ihr die Grüße ihres zweiten Sohnes zu überbringen. Dieser war des Königs Statthalter in Gondwana, dem Inselreiche, das hinter dem Festlandssockel von Zimbabuye liegt. Der Fürst hatte meinen Bruder vor einigen Jahren besucht und konnte meiner Mutter viel von ihm erzählen.

Und während der Acora auf der linken Seite meiner Mutter saß und mit der Ehrfurcht eines Sohnes mit ihr sprach und nicht wie ein Mann, dem einst die Welt gehorchen sollte, stand ich vor Atlanta Framer, die von Akapana herabgekommen war, um von meiner Mutter Abschied zu nehmen.

Ach, ich wußte es so gut, warum Atlanta an den Königshof auf den goldenen Inseln im Atlantischen Meere reisen sollte, in meine Heimat, wo grüner Malachit die Bürgerwege der Straße deckte und wo die Burgen der Könige mit Gold eingedeckt waren und die Portale und Fensterrahmen der Staatsgebäude von Perlen und Edelsteinen flimmerten.

Alle Hoffnung schwimmt in der leichten Luft und keine ist verletzlicher als die zweier liebenden Herzen! Dana Framer hatte mir diese Worte zugeraunt, als der Herzog des Reiches neben Atlanta in der Halle Framers von Akapana saß und seine grauen scharfen Lichter in die Sterne tauchte, die mein Glück und mein Schicksal

waren. Ich fragte nicht, weil ich wußte, daß Herr Framer hart sei, wie Männer es sein müssen, deren Leben nimmermüder Kampf, Sieg, Niederlage und immer neuer Kampf gewesen war. Der König dankte dem alten Helden Sumerien in Chaldäa und würde ihm auch Cuzco noch zu danken haben, wenn sich Atlantis' Schicksal nicht vorher erfüllt hatte.

Atlanta aber konnte nicht lügen. Sie hatte den Hochadel einer bevorzugten Seele, um die ich sie immer beneidet hatte, und sie hatte ihrem Vater gesagt, wie es um sie und mich stehe.

Nun erkannte ich in tiefer Beschämung, daß ich ihr Unrecht getan hatte, wenn ich einen Augenblick an ihr gezweifelt, daß mich ein verhängnisvoller Irrtum erfaßt hatte, als ich dachte, der Pfeil, jener dünne Pfeil in der Halle von Akapana sei von ihrer unschuldigen Hand in mein Herz gesandt worden.

Was es bedeutete, einem Manne wie Framer vor Nordland diese Erklärung zu geben, die ihm seine Tochter gegeben hatte, wußte nur der, welcher des Herrschers von Aztlan ehrgeizige Absichten kannte und die Wucht seiner unbeugsamen Willenskraft wie einen wilden Bergstrom dahinbrausen fühlte. Nicht einmal ehrgeizig konnte ich eigentlich seine Absichten nennen, weil Framer dem Throne Atlantis' nahestand, durch Geburt und Verdienst, und als unmittelbarer Abkömmling der ersten nordischen Familie als Inhaber älteren Geburtsadels gelten konnte, als selbst der König. Framer machte mit vollem Rechte Anspruch auf den Herzog von Acora, und es war dem Statthalter fast selbstverständlich, daß sein herrliches Kind keines anderen Mannes Gattin werden könne als die des zukünftigen Königs der Erde. Framer hatte dem Reiche vier Söhne geopfert, die in den Grenzmarken aller vier Himmelsrichtungen mit dem Antlitz gegen den Feind gefallen waren. Vier Söhne waren der Blutzoll, den er dem König und dem Reich gegeben hatte, da war es recht und gut, wenn die Kinder Atlantas zur Herrschaft der Welt emporstiegen. Und nun schlug Atlantas Mitteilung, sie liebe mich, den einfachen Gelehrten und Sternweisen, Godda Apacheta, wie ein jäher Blitz in die stolzen Pläne seines Hauses.

Es wunderte mich gar nicht, daß ich keine Nachricht erhalten hatte, etwa einen freundlichen Brief, die Eltern könnten sich aus diesen oder jenen Gründen mit der Verbindung ihrer Tochter mit dem Apacheta nicht einverstanden erklären, oder daß ich zu einer ernsten Rücksprache mit dem Vater gerufen würde, der mir erklärt hätte, seine Plane mit Atlanta seien anderer Art, und ich müßte auf die Hand seiner Tochter verzichten.

Nichts dergleichen geschah. Herr Framer kannte mich zu gut und mochte fühlen, daß ich nicht nachgeben werde, und von seiner Tochter wußte er, sie war seines eigenen Blutes, gezeugt aus seinem harten Willen, und wenn sie ihm erklärte, sie liebe den Apacheta, so war dies kein Scherz und keine unerhebliche Hartnäckigkeit eines verliebten Mädchens, die man nicht zu beachten brauchte, sondern es war bitterer Ernst.

Offenbar hatte Herr Framer dies eingesehen, und, vielleicht um Zeit zu gewinnen, die eine Bedingung gestellt, und von dieser Bedingung ging er nicht ab. Atlanta sollte für zwei Jahre an den Hof von Atlantis gehen, ein Jahr früher, als es ohnehin schon beabsichtigt gewesen war, damit sie andere Menschen kennen lerne und sich prüfen könne, ob sie bei ihrem Entschluß bleiben wolle.

Dem hatte Atlanta zugestimmt, gewiß nicht gerne, weil sie genau wußte, daß die Trennung von mir nicht leicht sein würde. Und wie sie nun vor mir stand und in meine Augen blickte, die vielleicht nicht mehr fröhlich aussahen, weil ich die geliebte Frau so lange missen sollte, glitt ein glückliches Lächeln über ihre Züge, denn sie sah meinen Schmerz um ihr Scheiden und fühlte ihn wie ein leises trauriges Streicheln. Sie ging mit mir zum Fenster, das mit getrepptem Halbrund in der dicken Mauer saß und stellte sich so, daß das Licht auf mich fiel.

„Mein Liebling“, sagte sie leise, als wolle sie das Liebkosen meines Schmerzes erwidern.

So hatte manche Frau in Atlantis zu mir gesagt, vielleicht öfter, als ich es geglaubt hatte, und dennoch wollten mir die Tränen in die Augen schießen, als ich die Stimme meines Schicksals die

zarten Worte sprechen hörte. Und dann redete sie weiter, leise und fließend, sie werde nicht an den Königshof gehen, weil sie wisse, daß sie dort unterliegen werde. Sie sei noch so jung, daß sie nicht wisse, wie sie solchen Einflüssen widerstehen konnte, die sie am Hofe bestürmen würden.

Mit tiefem Staunen vor solchem ahnenden Wissen um die übermächtigen Kräfte der atlantischen Welt, denen ein junges Mädchen, einsam aufgewachsen auf den kalten Bergeshöhen einer Grenzmark, langsam und sicher unterliegen mußte, wenn die Wirkung dauernder Beeinflussung sie zermürbte, horchte ich auf die geliebte Stimme, deren reiner Klang mich zum Kinde machte. Ich hörte, daß Dana Framer ihr einen Brief an ihre Schwester mitgeben wollte, die Oberin im Sonnentempel auf dem Berge Acora war, wie meine Mutter in der Kalasasaya von Aztlan; und der Einfluß dieser Schwester beim König war nicht gering, weil er sie in ihrer Jugend geliebt hatte und sie wohl nicht vergessen konnte. Diese Frau sollte den Herrn des Reiches bitten, Atlanta dem Sonnenheiligtum von Acora zu überweisen. Dort, in kalter Bergeshöhe einer der nördlichsten Inseln des Mutterreiches sollte sie ihre Heimat haben und nicht in der goldenen Stadt. Als Dienerin der Sternwarte sollte sie sich bewähren dürfen vor Dingen, die sie nicht kannte, und vor Mächten, deren Kraft sie vielleicht nicht gewachsen war.

„Fürchtest du den Herzog?“ fragte ich offen, wie es sein mußte zwischen ihr und mir.

Atlanta schüttelte den Kopf, nicht den Herzog fürchte sie, sondern die Macht seiner jungen Augen, auf deren Grunde die weisheitsvolle Güte hohen Alters schlummerte, die sie in ihren Bann ziehen würde, ob sie wolle oder nicht. Aber das andere … Nun stockte sie, denn das, was sie sagen wollte, konnte sie doch nicht ausdrücken, aber ich ahnte mit unnennbarem Entzücken, daß ihr Blut nach mir rief, seit wir uns geküßt hatten, und daß sie dies nicht aussprechen konnte und wollte.

Als der Abend über Aztlan sank, stieg Atlanta von der Burg

ihres Vaters hinab und kam abermals in meine Sonnenwarte, wo ich bei der alten Mutter saß und beim Brettspiel mit größerer Verstandesschärfe meinen Verlust glaubhaft machen mußte, als wenn ich gegen die geliebte Frau gewonnen hätte. An diesem Abend verlor ich allerdings aus anderen Gründen, weil ich nicht mit den Gedanken beim Brettspiel war, und als Atlanta eintrat, fiel die kleine Tafel um. Jemand, meine Mutter oder ich, mußte daran gestoßen haben, und Atlanta entschied natürlich zugunsten der Frau.

Meine Mutter aber ehrte diese Ausnahme bei einem edlen Kinde, die den Geliebten abends besucht und schützte Müdigkeit vor und ging in ihren Schlafraum, der nebenan lag, wenn ich auch nicht glaube, daß sie geschlafen hat.

Nie war ich so jung wie an jenem Abend, ich war so jung, daß ich die Sorge um den Stern Heldung-Atlanta vergaß, weil er ja neben mir saß und wie eine Art doppelter Stern meine Stirne krönte. Und ich beichtete ihr alles, was ich an Dingen, die ich ehedem Liebe genannt, zu beichten hatte, aber ich fürchte, sie verstand mich nicht oder wollte mich nicht verstehen, denn sie lächelte nur und verstellte sich nicht, wenn sie entgegnete, sie könne es verstehen, daß die Frauen in Atlantis mich geliebt hätten.

Woher hatte das Kind der fernen Grenzmark Aztlan diese Weisheit menschlicher Dinge? Es schlummerte wohl auch in ihr das uralte Gut tiefen Verstehens, das hohen Menschen als wertvolles Geschenk gegeben ist, die nicht verurteilen können, ehe sie nicht sich selbst geprüft, ob Grundsatz und Erziehung gegen die trunken machenden Mächte hoher Kulturmittelpunkte standhalten.

Wie weise hatte mein Uralter Freund mich geführt, daß ich die letzten Tage meines höchsten Glückes im kalten Gebirgslande Tiahusinju weilen durfte, ehe die Wende kam, die Glück und Freude in Trümmer schlug und die solche Wohltaten zu Schleiern süßer Erinnerung werden ließ, denn von nun an mußte ich mit Schwert und Hirn um den Bestand der eigenen Rasse fechten. Und es lag über unserem Glück, dem höchsten, was uns beschieden war, ein

hauchdünner Schatten feinen Schmerzes, ein Ahnen, daß unser Glück dem Aufflammen eines neuen Sternes gliche, der bald im Dunkel schwindet, als müsse er es verhüten, sein strahlendes reines Licht alltäglich werden zu lassen. Denn alles Alltägliche ist ohne den berauschenden Duft des Wunderbaren, und wem das Schicksal hold ist, dem nimmt es das Glück, ehe es zur Gewohnheit geworden ist.

Und dieses Empfinden, das wir beide wohl unbewußt und verborgen im Herzen trugen, schuf die feine Traurigkeit, die diese Stunde so unnennbar reich machte, die mit blauen wunderhaften Blumen Herz und Hirn umschlang und durch die weiten Hallen der alten Kalasasaya geheimnisvollen Zauber raunte. Wenn ich je gewußt hatte, daß Frauen ein tieferes Urwissen besitzen als wir, daß sie auf dem Grunde ihrer Seelen die Weisheit aller Geschlechter tragen, die die Erde sah, solange Menschen auf ihr leben, so lernte ich es an jenem Abend, an dem der rote Schein der glühenden Feuerberge in weiter Gebirgsferne blutete und Atlantas Mund auf dem meinen lag im selbstvergessenen Entzücken junger Liebe.

Dies aber war die Stunde, die mir der Uralte als Abschied schenkte, nicht allein von Atlanta, sondern als Abschied aus dem Kreise Jahrtausende alter Macht und Herrlichkeit, aus Formen, die auf diesem Wege nicht höher zu steigern waren und aus dem, was im Brande neuen Kampfes und neuen Beginnens umgeprägt werden sollte.

Atlanta verbot mir, sie zur Feste Akapana hinauf zu begleiten, da sie nach diesem Abschied allein sein wolle, und ich ehrte ihren Wunsch und blieb zurück.

Aber ich stand unter dem düsteren Block des Sonnentores und blickte ihr nach, wie sie die Stufen hinabstieg und die Seitenhallen des Mittelraumes durchmaß und in dem matten Lichte ihres Sternes Heldung-Atlanta wie eine einsame Königin durch die Weiten eines stillen, verlassenen Palastes wandelte, edel und hoch. Das enge Ostportal nahm sie auf, dessen ungeheure Steinmasse die Geliebte überdeckte, wie der Rachen eines furchtbaren Tieres.

Es war nicht das letztemal, daß ich das Kind Framers sah und sprach, denn viele Wochen später vereinte uns die Liebe im Zukken der Erde, aber es war dennoch der Abschied gewesen, der unsere Wege trennte. In dieser Nacht sah ich auch zum letztenmal den Stern Heldung-Atlanta, denn als ich ihn wieder erblickte, war er gänzlich verändert und so groß wie der Teller meiner Hand; auch lief er nicht mehr im Kreise der anderen Wandler auf eigener Bahn um die Sonne, wie er es jetzt tat, sondern blieb bei der Erde und war ihr Teil, und erfüllt war mein Schicksal, und das des goldenen Reiches Atlantis.

Düsterer Rauch zog aus Westen heran und ich konnte nicht sagen, oh es vielleicht doch Wolken seien, die früher in den Nächten auf dem Hochlande Tiahusinju so selten waren wie der Schnee in Atlantis. In dem Rauch oder den Wolken glühte es rot und furchtbar von brennenden fernen Bergen, die ihre flackernden Flammensäulen unermüdlich mit wachsender Wildheit in den Himmel warfen, und ein ferner dumpfer Hall wurde vom Winde zu mir herübergetragen, als grollten nächtliche Gewitter in den eisigen Höhen der See-Anden.

Noch strahlte der Stern Atlanta in der Nahe des Scheitelpunktes mit unruhigem flackernden Licht, aber ich sah, wie ein dünner Silberhauch um die gelbliche kleine Scheibe des Schicksalssternes schwebte, der sonnenabgewendet in seinen stechenden Spießen in der Schwärze des Himmels verging. Unwillkürlich dachte ich an die Kometen und an den Strahlenhauch, den auch sie, sonnenabgewendet in den Gärten des weiten Raumes blasen, und glaubte mit letzter Hoffnung, Heldung-Atlanta möge auch so ein harmloser Komet sein.

Lauernd lehnte ich an der Brüstung des obersten Ganges und starrte dem drohenden Wandler ins bleiche Gesicht, aber noch war es mir nicht gegeben, sein Geheimnis zu kennen, so rastlos das Hirn um die Erklärung rang. Mit heimlichem Grauen ahnte ich das Schicksal der Erde. Da schwebte der furchtbare Stern dicht hinter ihr auf der gleichen Bahn, oder doch nahezu auf ihr, mit

tückischem und beharrlichem Schleichen, als könne sie ihm nicht entgehen. Und nun war es mir, als sauge der Stern an der Erde, daß ich ihr Stöhnen und Knistern unter meinen Füßen zu vernehmen glaubte und ein wogendes Zittern, gar nicht ähnlich den Erdstößen, die ich kannte. Wasser hörte ich rieseln und raunen, und ich konnte nicht erkennen, woher die Töne kamen, die mich mit Schrecken erfüllten, aber als ich meine gequälten Augen zum Allerheiligsten hinabwendete, dessen inneres Becken mit dem See von Aztlan in Verbindung stand und aus ihm gespeist werden konnte, da sah ich, daß an den Rändern des Beckens unter den Umfassungsmauern der gepflasterte Boden schimmerte.

Wohl war es mir bekannt, daß der Spiegel des heiligen Teiches der Kalasasaya mit dem des Sees stieg oder fiel, je nachdem der Regen reichlich oder gering gewesen war, aber ich hatte nie gesehen, daß die Bodenränder des gemauerten Beckens hervortraten; es sei denn, der Teich wurde zur Reinigung abgelassen und leer gepumpt. Die düsteren Wolken glitten nun völlig heran und deckten den Stern Heldung-Atlanta zu, und ich sah ihn unter dem Schleier schwinden, der wie ein düsteres Geheimnis fortan zwischen den Lichtern des Himmels und mir lag, bis das Schicksal des großen Atlantis auf der Erde den letzten Spruch getan hatte.

Einen stechenden Geruch verdünnter Feuergase brachte die Wolke mit sich, und ein nächtliches Gewitter zog mit zuckenden Flammen über die verfinsterte Stadt, so daß die Sonnenwarte Kalasasaya vom Donner des Himmels widerhallte. Vor dem einsetzenden Regen zog ich mich unter die Hallen des obersten Ganges zurück und horchte auf das Rauschen der himmlischen Fluten und fühlte erschauernd das Zucken der alten Erde und das unheimliche Rollen in der Tiefe, das so ganz anders klang, als das des Gewitters über meinem Scheitel.

Ich trat in das nördliche Portal der Sonnenwand und spähte in die dunkle Ferne, wo ich den See von Aztlan wußte, und bei aufflammendem Blitz sah ich, daß die Handelsgaleeren, die gestern mit Pilgern aus Tikina angekommen waren, schief auf dem Kiel

lagen. Sie sollten morgen wieder über See fahren, um weitere Mengen von Pilgern zu holen, die jenseits des Sees warteten, um die Stätte ihrer Sehnsucht, das heilige Aztlan, zu erreichen. Nun hatten die Galeeren so wenig Wasser, daß es mit der Abfahrt unvorhergesehene Schwierigkeiten geben mußte.

Ich wartete das grelle Licht eines neuen Blitzes ab und spähte wiederum über See. Und ich hatte mich nicht geirrt; das Wasser war weit zurückgetreten, und die Schiffe auf der Reede und scheinbar auch in den Häfen saßen auf Grund fest. Auch mein eigenes Schiff, eine kleine schlanke Rudergaleere mit einem Mast, das ich mitunter für die Fahrt zu meinem Landhof Apacheta am Nordufer des großen Sees benutzte, um zur Jagd oder zum erholenden Aufenthalt in der großartigen Natur der wilden Andenberge zu fahren, hatte sich an der Liegestelle auf die Seite geneigt. Ich sah dies sehr bald, da ich den Platz meiner Galeere genau kannte.

Nun war es mir klar, warum der Spiegel des heiligen Teiches in der Kalasasaya gefallen war. Deshalb weckte ich die dienenden Priester, die im Beringe des Tempels wohnten gleich mir, und hieß sie, die Auslässe des Teiches zu schließen, damit ein weiteres Fallen des Wassers vermieden würde. Denn die Pilger der ganzen Welt, die in wenigen Tagen das Fest der Sonnenwende feiern wollten, mußten Gelegenheit haben, ihre Kinder mit dem Wasser des Teiches zu benetzen oder in ihm zu baden.

Da die Zeit des großen Festes drängte, schickte ich einen Boten zu Ruder Atakama, nicht ohne inneres Bedauern, da ich daran dachte, daß er jung verheiratet sei, und ließ ihn wecken und herbeiholen, damit er die Saugpumpen bedienen ließe, die das halb leer gelaufene Becken des Teiches wieder füllen sollten. Ihr Wasser entnahmen die Pumpen dem tiefen Burggraben von Akapana, auf dessen Grund auch bei tiefstem Stand des Sees immer noch genügend reichliches Wasser vorhanden war.

Ein wunderliches Leben der eifrigen Arbeit von mehr als hundert anfangs recht schlaftrunkener Männer füllte den Rest dieser

sonderbaren Nacht aus. Meine alte Mutter war infolgedessen sehr unruhig geworden und kam um ihren Schlaf, den ich ihr so gerne gegönnt hätte. Und mit vergnügtem Lächeln sah ich mitunter die weißen Gewänder der jungen Mädchen der Kalasasaya hinter düsteren Türöffnungen und Fenstern huschen, da auch sie die Neugierde nicht schlafen ließ, was im Beringe der nachts sonst so stillen Sonnenwarte geschehen sei.

Auf diese Weise konnte ich infolge des zufälligen Wachseins im Innern des alten Heiligtumes manches tun, was den Ablauf der kommenden Feste erleichterte, und Ruder Atakama machte trotz allem ein freundliches Gesicht, weil seine Arbeit am anderen Tage eine doppelte gewesen wäre, wenn ich ihn nicht geweckt hätte.

Ich lud ihn zum Trost für seine Muhe zu einem warmen Morgentrunk in meine Wohnung ein, weil die Nachte in Aztlan namentlich gegen Morgen bitter kalt sind, wenn es auch selten friert, aber er blieb nicht lange bei mir und eilte noch vor Morgengrauen nach Haufe zu seiner jungen Gattin, damit sie sich wegen seines langen Ausbleibens nicht ängstigen solle. Auch hierüber mußte ich ein wenig lächeln, denn früher war der Baumeister von Aztlan der letzte, der vom fröhlichen Trunke nach Haufe fand und teilte diese Neigung mit allen Bauleuten, die ich in meinem Leben kennengelernt hatte, denn Ruder konnte die Weine aus Atlantis und Gondwana in sehr reichlichen Mengen trinken. Selbst ich, der ich doch kein Verächter der süßen Traube war, konnte nicht immer mit ihm Schritt halten. An diesem Morgen aber mußte ich die Kanne mit heißem Wein der Mutter halb gefüllt zum Aufbewahren zurückgeben, weil eine schöne junge Frau offenbar ein besserer Trank ist, als der edelste Ausbruch atlantischen Sonnensaftes.

Als das erste Licht des Tages durch die düsteren jagenden Wolken schimmerte, ließ mich der Fürst von Acora nach Akapana befehlen, und ich legte mit schmerzlichem Lächeln meine neue diamantene Schnalle an, die unter dem Brustschild des schwarzen Gelehrtenrockes getragen wurde und die Stelle der bisher vorge-

schriebenen zwölf Perlen einnahm, und machte mich auf den Weg, die befohlene Stunde nicht zu versäumen.

Den unschönen, aber glücklicherweise leichten Blechhut mußte ich mir ebenfalls aufsetzen, so ungerne ich ihn trug, aber er hatte den Eitelkeitsvorteil und Gewinn, daß mir die Brückenwachen des Schlosses Akapana die Ehrenbezeugungen erweisen mußten, welche sonst nur hohen Führern des Reichsheeres zustanden. Da die Wachmannschaften mich seit zwei Jahren kannten und ich sie, so grinsten sie bei ihrer kriegerischen Übung, die sie mit ihren gezogenen Schwertern meinetwegen vollführen mußten, mit väterlicher Grimasse und milderten dadurch die Würde der ganzen Handlung auf das Maß, das unserer langen Freundschaft zuträglich war. Ich dankte mit feierlichem Ernst mit erhobener Hand für ihre Mühewaltung und ahnte nicht, daß die Männer meinem Blechhut die letzte Ehre erwiesen hatten.

Auf der Festungsbrücke sah ich, wie niedrig das Wasser stand, und ein rascher Blick auf den bleifarbenen See, dessen Grenzen im Dunste der regnerischen Ferne verschwanden, sagte mir, daß es mit dem weiten Zurücktreten des Wassers eine besondere Bewandtnis haben müsse. Ich schob, ohne allerdings genau zu wissen, warum, die Schuld auf den neuen Stern Heldung-Atlanta, und glaube auch heute noch, daß seine Kraft, mir unbekannt in Ursache und Größe, das Wasser des Sees verlagert haben müsse. Erst nach Jahren, als ich in Nordland auf Framers Hof wohnte und sah, wie der Mond Heldung-Atlanta das Meer auf- und niederschwellen ließ mit unbekannter, aber sicher vorhandener Kraft, fiel mir die Lösung des Rätsels vom See bei Aztlan ein. Seine Wasserfläche glich der eines kleineren Meeres, wie ich es hinter den Säulen des Himmelsträgers, im Meere Mittelland, kennengelernt hatte, als ich nach Ägypten reiste.

Bei den flachen Ufern unseres Aztlansees mußte eine noch so geringe Verlagerung des Wasserspiegels sichtbar werden, zumal beim ersten Einsetzen der unbekannten Kraft, die jedenfalls ganz bedeutende Unterschiede im Gleichgewicht gegenüber den bis-

herigen Zustanden schuf. Allerdings weiß ich nicht genau, ob meine Deutung die richtige ist, obwohl sie mir einleuchtet, ohne daß ich sie beweisen kann.

Der Acora erwartete mich im Königsbau, der für die Familie der Herren des Reiches Atlantis als Wohnung diente und dementsprechend kostbar ausgestattet war. So einfach Herr Framer von Akapana die eigene Wohnung hielt, so kostbar hatte er in der Zeit seiner Statthalterschaft den Königsbau ausgestattet. Der erlesene Geschmack Ruder Atakamas hatte ihn dabei glücklicherweise unterstützt, so daß die edlen Metalle, über die das Reich und namentlich die Grenzmark Tiahusinju im Überfluß verfügte, nicht durch ihre aufdringliche Menge mißbraucht wurden. Dagegen konnte der Aufwand an Edelsteinen und Perlen, die sich ja auf geringe Flächen zusammendrängen lassen und andere größere freilassen, geradezu ungeheuer genannt werden. Ich hatte mich persönlich nie mit der atlantischen Sitte befreunden können, den Reichtum in übertriebener Weise zur Schau zu stellen, und die genaue Kenntnis der edlen Bauweise des alten Aztlan, das die Vorfahren vor der Flut bauten, hatte meinen Geschmack, wie ich glaube, günstig beeinflußt. Natürlich drückte mich die Pracht nicht, in die ich jetzt eintrat, denn ich war von meiner Heimatstadt Atlantis an solche Dinge gewöhnt, aber sie nötigte mir heute, nach zweijährigem Aufenthalt in der Grenzmark, ein Lächeln ab.

Gleichwohl verstand ich Herrn Framer gut. Sein leidenschaftlicher Wunsch, die Größe und die Macht des Vaterlandes schon durch äußerliche Mittel denen zu zeigen, die als Gesandte oder Gäste den Königsbau betraten, führten ihn dazu, hier mehr zu tun, als vielleicht einem hochentwickelten Geschmack zusagte.

Als der schwarzhäutige Diener aus dem Lande Zimbabuye, ein scheußlicher Kerl von unglaublicher Länge, mich in den Vorraum geführt hatte, mit einem Gesicht, als sei er der Herrscher der atlantischen Welt, übernahm mich ein Edelmann aus des Acoras Gefolge und öffnete mir ohne Weiteres die Tür zu des Fürsten Arbeitszimmer.

Der Herr von Acora saß mit Framer von Akapana an einem breiten silbernen Tisch, beide auf Stühlen von reinem Gold, und an der Schmalseite stand noch ein gleicher für mich, so daß ich bald Gelegenheit hatte, festzustellen, daß diese Stühle sogar sehr bequem waren. Der Fürst nickte mir zu und bat mich, Platz zu nehmen.

Daß Herr Framer bei dem Empfang, zu dem ich befohlen war, zugegen sein sollte, erfüllte mich mit Unbehagen und dumpfer Sorge, nicht weil ich den Statthalter fürchtete, sondern weil ich Unannehmlichkeiten für Atlanta besorgte. Wie sehr ich damit recht hatte, sollte ich bald genug erfahren. Anfangs zweifelte ich an meinem Fürsten, an den ich mit Herz und Hirn verfallen war, seit ich in Framers Halle in seine verstehenden Augen geblickt hatte. Wie sehr ich mich aber getäuscht hatte, wenn ich seiner Ritterlichkeit und Menschlichkeit mißtraute, erfuhr ich erst nachher.

Framers herrlicher Nordlandskopf mit den gefurchten Zügen eines Mannes, dessen Leben nicht ganz leicht gewesen ist, saß hart im breiten Nacken und seine durchsichtigen Augen mit dem kleinen scharfen Sehring in ihrer Mitte, durchstachen meinen Kopf, von den Augen bis zum hinteren Kupferblech meines komischen Hutes. Man darf mir trotz meiner wenig ehrerbietigen Beschreibung seines Blickes glauben, daß ich diesen Mann lieb hatte, so wie er war, und wohl auch deshalb, weil er Atlantas Vater war. Hatte mich der Uralte auch nicht aus zu schwächlichem Holze geschnitten und hatte mir die Gabe verliehen, mit den Augen die Menschen niederzuzwingen, wenn es sein mußte. Denn auch dies ist eine Kunst, die man nur unvollkommen erlernen kann, wenn sie nicht vorhanden ist. So geschah es, daß ich das gleiche Spiel mit meinen scharfen Augen trieb wie Herr Framer, und wir starrten uns an, und keiner wich vom anderen, bis die Schaustellung mich kitzelte und das Lachen in mein Herz kam, das mich entwaffnete; aber, und das sei gleich gesagt, es entwaffnete auch den alten Herrn, denn auch er hatte Mühe, nicht zu lachen.

Der Acora aber legte seine Hand über die Augen und senkte das schmale Gesicht tief auf die goldene Tafel, wie sie bei uns zur Niederlegung wertvoller Urkunden gebraucht wird, und er verbarg damit seine Heiterkeit, die mir gleichwohl nicht entging. So konnte ich mit der Einleitung nicht unzufrieden sein, da bei einer anscheinend ernsten Sache das fröhliche innere Lachen, die beste Gabe des Uralten Meisters, die Vermittlerin spielte zwischen einem königlichen Herzog, einem gekränkten Vater und einem verliebten Sünder mit blechernem Hut.

„Ich habe im Namen des Herrn Königs den Statthalter von Tiahusinju, Framer von Akapana, in den Reichsgrafenstand erhoben", erklärte endlich der Fürst.

Ich wußte, daß eine solche Erhebung eine außerordentliche Sache war, weil der Titel und die Würde eines atlantischen Reichsgrafen meines Wissens seit einem Menschenalter nicht mehr vergeben worden war. Soweit ich mich der Voraussetzungen erinnern konnte, mußte der Betreffende, der diese Würde erhalten wollte, das Königshaus nicht nur aus schwerer Gefahr, sondern sogar vor dem wahrscheinlichen Untergang bewahrt haben. Unter meinen Vorfahren hatte ich einen solchen Reichsgrafen, und es ist schmählich, daß ich mich nicht mehr entsinne, warum er es wurde.

Ich sah den Acora erwartungsvoll an und bat, da er schwieg, Herrn Framer meinen ehrerbietigen Segenswunsch aussprechen zu dürfen. Der Herzog hob abwehrend die Hand und erklärte mit ernster Stimme, der Reichsgraf habe gebeten, die Ehre ablehnen zu dürfen.

Diese Eröffnung traf mich denn doch unerwartet und brachte mich sehr aus der Fassung. Die Ablehnung Framers war eine, ja ich muß es so nennen, eine Unverschämtheit gegen die geheiligte Person des Königs, wie sie nicht schlimmer gedacht werden konnte. Ich konnte vor Entsetzen gar nichts dazu sagen; es war wohl auch nicht nötig, zumal der Fürst meine Ansicht nicht befohlen hatte. Dagegen fragte mich der Acora, ob ich wisse, wer an der Ablehnung schuld sei?

Das wußte ich natürlich nicht, wenn ich mir auch sagte, das müsse Herr Framer selbst sein.

„Du“, sagte der Herzog und schwieg.

Wenn man in höfischen Kreisen groß geworden ist, und Gelehrte der Rangstufe meiner Familie werden das alle, so hat man eine gewisse Gleichgültigkeit hohen Herren gegenüber und läßt sich nicht allzuleicht aus der Fassung bringen. Hier aber konnte ich nur eines tun, was der Lage angemessen war, ich stand auf, schnallte den goldenen Dolch unter dem Gelehrtenmantel vom Gürtel und legte ihn vor den Herrn von Acora auf den Tisch. Dann bat ich mit möglichst ruhiger Stimme um meine Verhaftung und um ritterliches Gefängnis.

„Behalte deinen Dolch, Godda Apacheta, und setze dich“, fuhr der Fürst fort. Dann warf er einen raschen Blick auf des Reichsgrafen finsteres Antlitz und sagte, wenn er zur Verhaftung schritte, so müßte er Atlanta Framer ebenfalls festnehmen lassen, denn diese sei noch viel schuldiger.

Blitzartig ging mir ein Licht auf. Der Acora hatte unter Verleihung der neuen Reichsgrafenwürde an Herrn Framer nm Atlantas Hand gebeten und war – abgewiesen worden! Was mochte dem alten Statthalter von Tiahnsinju diese Abweisung gekostet haben!

Ich gönne keinem meiner Feinde die unendliche Pein der Lage, in der ich mich befand. Wußte denn dieser Fürst nicht, wie es um Atlanta und mich stand? Wie war es möglich, daß er dennoch um ihre Hand geworben hatte?

Die goldene Decke des Saales fing langsam an zu kreisen; ich war so außer Fassung, daß ich mit Mühe die Hände still auf dem Tische liegen lassen konnte. Mit Schrecken erkannte ich, daß sich nun die Schlinge würgend um meinen Hals legen wurde. Denn jetzt kam die Frage, die fürchterliche Frage …

Und da hörte ich die Stimme des Acora wie aus weiter Feme, er könne mit der Ablehnung des Reichsgrafen nicht unter die Augen seines königlichen Vaters treten, weder mit der Ablehnung, die Atlanta betreffe, noch mit der Ernennung Framers zum Reichs-

grafen. Der Herr von Akapana habe auf die vertrauliche Anfrage aus Atlantis zustimmend geantwortet, und so werde er, der Herzog, unter allen Umstanden versuchen, den Statthalter zur Annahme des Titels dennoch zu bewegen. Ich sähe diese Zwangslage doch ein, wie er annehme – und wie sehr ich sie erkannte! – er spräche nicht von Recht, das die Staatskunst schaffe, auch er selbst wolle das Recht des Menschen in Sachen der Liebe. Ob ich verzichten wolle?

„Nein“, sagte ich. Uralter Trotz, schlummernd im nordischen Blute, wie ich es nicht gewußt hatte, bis die heutige Stunde kam, glomm in meinem Herzen wie ein schwelendes Feuer, das selbst unter Wasser brennen würde.

Und damit war ich wieder ruhig. Die goldene Decke stellte ihre Drehbewegungen ein, und als meine Blicke klar wurden, sah ich die erbitterten Züge des Herrn von Akapana, sah, wie er den alten, ergrauten Kopf kurze Zeit in die Hand stützte, aber gleich die Haltung wieder fand, und die Hände in ruhiger Bewegung auf die polierte Tischplatte legte. Ich muß gestehen, mir gefiel plötzlich die beherrschte Form, in der diese schreckliche Sache verhandelt wurde, nur blieb in meinem Herzen die Enttäuschung über den Acora sitzen, wie ein giftiger Pfeil.

Eisiges Schweigen fror unendlich lange Zeittakte in dem perlenschimmernden Raum, wenigstens schien es mir unerträglich lange zu sein, und es war so still, daß ich meine ruhigen Herzschläge zählen konnte und die tiefen Atemzüge des alten Reichsgrafen hörte, die schwer und hart aus seiner breiten Brust kamen.

Der Herzog sah auf seine schmalen Hände, als suche er an den blauen durchscheinenden Adern den Weg, der ihn nun zum Schlusse führen sollte. Es war wie eine Erlösung, als der Acora endlich mit leiser fast gleichgültiger Stimme die Frage an mich richtete, ob ich die Einwilligung des Herrn Framer von Akapana zur ehelichen Verbindung mit seiner Tochter Atlanta erhalten hätte? Ich konnte hierauf die Erklärung abgegeben, daß der Reichsgraf die Entscheidung schon ohne meine Anfrage getroffen

habe, nämlich dahin, daß er die Antwort auf meine noch nicht gestellte Frage erst nach Ablauf zweier Jahre zu geben gedächte, und daß Atlanta wahrend dieser Zeit an den Königshof oder dorthin gehen solle, wohin es der Herr König zu befehlen beliebe.

Hier bemerkte ich, wie eine Andeutung verhaltener Heiterkeit über des Fürsten ernste große Züge huschte, und ich gestehe, daß mich diese Auffassung nicht wenig kränkte. Mir war augenblicklich nicht zum Lachen zumute, soviel Sinn ich sonst für alles Erfreuliche und Komische besitze, was an Menschendingen haftet mit boshafter Zähigkeit, und grade die Liebesdinge machen hiervon keine Ausnahme, eher ist das Gegenteil der Fall.

„Atlanta Framer hat mir mitgeteilt, sie hoffe durch die Gnade des Königs und durch Vermittlung der Frau Oberin von Acora als Dame der staatlichen Sonnenwarte auf dem gleichen Berge zugewiesen zu werden. Ich kann schon jetzt versichern, daß die Vermittlung nicht in Anspruch genommen werden soll. Der Wunsch Atlanta Framers soll erfüllt werden."

Hier traf mich zum erstenmal wahrend der heutigen Besprechung klar und voll der Blick aus des Fürsten zwingenden Augen, und ich zitterte um meine Standhaftigkeit, die ich Atlanta schuldete.

„Da du erst in zwei Jahren die Frage an den Reichsgrafen stellen wirst, Godda Apacheta, so ist es kein unbilliges Verlangen, wenn der Fürst mit dem Gelehrten um die Krone der Frauen ringt", fuhr der Acora fort. „Vergiß nicht, was es heißt, Apacheta, daß der Herzog des Reiches solche Bitte ausspricht. In Dingen der Liebe befehle ich nicht, aber ich will um meine Liebe kämpfen dürfen, wie du und jeder Ritter. Ich biete der Tochter Framers ein liebendes Herz und die Krone der Welt. Sie soll sich nach Ablauf der vom Vater gestellten Frist entscheiden."

Mein Trotz brach in sich zusammen, nur der Schmerz blieb wie ein brennender Stachel in meinem Herzen haften, daß ich Atlanta verloren hatte, wenn das Spiel so geführt wurde.

Ich gab nach.

Aber sofort sprach ich die Bitte aus, beim Herrn König meine Entlassung aus dem staatlichen Dienst als Sternweiser der Sonnenwarte Kalasasaya zu erwirken, damit ich mich in das Landleben zurückziehen könne. Dies war deutlich genug.

„Als Vertreter des Königs in der Grenzmark Tiahusinju Hochland entlasse ich dich aus deinem Amt, Godda Apacheta“, erwiderte der Herr von Acora, ohne sich zu besinnen.

Und ehe ich die Gelegenheit benutzen konnte, um die Erlaubnis zu bitten, nun gehen zu dürfen, wandte sich der Herzog an Herrn Framer und reichte ihm mit einem gütigen Lächeln, gegen das es auch bei dem harten alten Mann keine Waffe gab, die goldene Urkunde, die seine Ernennung zu der höchsten Würde enthielt, die das Reich zu vergeben hatte.

„Mein Reichsgraf Framer“, sagte er dabei und erhob sich, und wir beide Bezwungenen folgten natürlich seinem Beispiel. „Ich wünsche deine Meldung mit den äußeren Zeichen deiner Würde in einer Stunde hier in meinem Arbeitsraume. Ich habe Kette und Diadem durch einen Ritter meines Gefolges deiner ehrwürdigen Frau Dana Framer übergeben lassen. Ich bitte dich, den Glückwunsch deines Königs durch meinen Mund entgegenzunehmen, durch den Mund, der dich, wie du es willst und hoffst, und wie es mein höchster Wunsch ist, in nicht zu ferner Zeit Vater nennen darf.“

Ich sah, daß Framer fast taumelte und das Zimmer mit seiner goldenen Urkunde verließ. Und wieder versuchte ich den Mund zu öffnen, um meine Bitte um Beurlaubung aus diesem schrecklichen prachtstrotzenden Unglücksraum zu erhalten, aber es kam anders.

„Was hältst du von dem Acora?“ fragte der Herzog ganz unvermittelt und sein Lachen schlug mir plötzlich und kränkend ins Gesicht.

Ich glaubte es nicht verdient zu haben, daß ich zu allem auch noch verlacht wurde. Infolgedessen verzichtete ich auf die Antwort und bat, gehen zu dürfen.

Da stellte sich der Herzog vor mich hin, aufgerichtet in der ganzen mannhaften Schlankheit seiner königlichen Erscheinung. Er sah mich eine Weile mit halbem Lächeln an, wurde dann ernst und griff nach meiner Hand, die ich ihm ließ, obschon ich sie gerne zurückgezogen hätte.

„Ich habe dich auf deinen Wunsch aus dem Dienst des Königs entlassen, Godda Apacheta“, begann er mit seiner betörenden Stimme, die er selbst so gut kannte, daß er sich auf ihre Wirkung verlassen konnte. „Nun bitte ich dich, der Freund des armen Acora zu sein.“

Eine grenzenlose Erbitterung schwoll in meinem Herzen.

„Ich habe mich geirrt, Herr Herzog“, erwiderte ich ohne Unfreundlichkeit und mit der Bescheidenheit, die ich dem Thronfolger des Reiches schuldig war, doch sagte ich es so fest, wie ich es für notwendig hielt, um ihn nicht im Zweifel zu lassen, was ich leider von ihm denken mußte.

„Du hast dich geirrt, Apacheta? – In wem? In dem Acora?“ tropfte leise und langsam die Frage, die ich erwartet hatte, denn dieser Mann las die Gedanken, wie ich es liebte an bevorzugten Menschen.

„Ja, in dir, Herr Herzog“, erwiderte ich.

Der Fürst ließ sich am Tische nieder und stützte den Kopf in die Hand, vielleicht um seine Züge zu verbergen. „Ja, Apacheta, die Ritterlichkeit fehlte dem Acora, als er mit dir um die Geliebte ringen wollte, die ihre Entscheidung schon getroffen hat, weil die Macht des Herzogs weit reicht, und auch seine Macht über Frauenherzen groß sein soll. Vielleicht hatte ich in diesem Falle anders handeln müssen. Aber auch ich bin verliebt, Apacheta, nicht du allein, und Atlanta war mir zugesagt, Framer schrieb dem König, der Werbung stehe nichts im Wege, wenn ich zum Feste käme und um Atlanta freite. Und ich hatte geglaubt, Atlanta werde mich lieben können. Glaubst du nicht, sie könne es lernen? In Atlantis? In der Sonnenwarte von Acora?“

„So lange ich lebe – nein, Herr Herzog“, stieß ich hervor, denn

ich glaubte an Atlanta, die ein Ritter des Herzens war, wie ich selbst einer zu sein hoffte.

„So lange du lebst, Apacheta“, wiederholte der Fürst nachdenklich. „Das ist eine lange Zeit und läßt dem Acora wenig Hoffnung. Hältst du es für möglich, daß Atlanta mich lieben könnte, wenn du nicht mehr bist?“

Ich erwiderte, dies wisse ich nicht.

Langsam erhob sich der Herzog und trat auf mich zu.

„Godda Apacheta. So lange du lebst, wird der Acora nicht um Atlanta Framer werben“, sagte er langsam und betont. „So lange du lebst, Apacheta, verstehe mich wohl. Sorge, daß dein Leben lang wird, und wenn ich dich ansehe, muß ich fürchten, die Hoffnungen des Acora sind gering, die Königin zu gewinnen, die ihm der Sternweise von Aztlan streitig macht. – Ich denke, dies ist genug. Und …“ das Lächeln erschien und schwand um seinen Mund wie ein blender schneller Strahl in dem Diamanten seines Stirnreifes. „Und ich habe den Herrn Framer besiegt. So muß mitunter der Lauf eines Spieles sich gestalten, um einen Mann wie den Herrn von Akapana vor der verdienten Ungnade des Königs zu bewahren. Zur Strafe hat der Acora eine kleine Zeit den Fluch der Unritterlichkeit gegen Godda Apacheta und Atlanta Framer tragen müssen. Ich habe ihn gerne getragen. – Du kannst nun gehen.“

Diesmal weiß ich wirklich nicht, wie ich die steile Treppe der Festung hinuntergekommen bin, die man mit wachen Sinnen schon vorsichtig begehen mußte, aber ich hatte Glück und war auf der Brücke von Akapana, als mir einfiel, ich habe dem Fürsten kein Wort des Bedauerns gesagt, daß es mir leid täte, ihn im Herzen gekränkt zu haben. Aber es war nun zu spät. Morgen wollte ich zu meinem Landhof Apacheta reisen, denn ich war frei und aller Würden und Ämter ledig, ich hatte es nur nötig, mich bei Meister Gülham abzumelden und ihm meine Entlassung mitzuteilen.

Mit einer gewissen Genugtuung warf ich den Blechhut in eine

Ecke meines Zimmer, so daß meine Mutter ungehalten wurde, wegen der unwürdigen Behandlung, die ich solch einem Prachtstück zuteil werden ließ. Und ich hob voller Reue den Hut wieder auf und bettete ihn in seine Hülle aus zipangischer Seide. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, ihn wieder hervorzuholen, und wer ihn unter dem Schlamm des Sees findet, möge ihn behalten. Er ist leicht und hat mich nie sonderlich gedrückt.

Anderen Tages, als meine Diener mit dem Packen meiner Kleider und Jagdwaffen beschäftigt waren, und meine Mutter voller Trauer über die Ungnade des Herzogs, der meine Entlassung aus dem Reichsdienste so kurz und ohne ein anerkennendes Wort nun auch schriftlich verfügt hatte, für alle die kleinen Sachen sorgte, die ich als unverheirateter Mann gerne vergaß, ließ sich der Reichsgraf Framer melden.

Ich mußte versuchen, meine innere Heiterkeit hinter einem ernsten, fast wehleidigen Gesicht zu verbergen. Wußte ich doch, daß der Herr von Akapana wegen der Ungnade des Herzogs, die durch meine Entlassung Atlantas wegen sehr deutlich wurde, eine schlechte Nacht verbracht hatte. Trotz Härte und Ehrgeiz wohnte in des alten Herrn Brust ein ehrenhaftes Herz, das nun um meinetwillen sehr unruhig war. Und er sprach weniger mit mir als mit meiner Mutter, weil Mütter die Kränkungen, die ihren Söhnen zugefügt werden, immer schwerer empfinden, als die Söhne selbst, zumal wenn diese Söhne gar nicht gekränkt worden sind, dies aber nicht eingestehen dürfen.

So hörte ich, daß der Reichsgraf den Herzog um Rückgängigmachung meiner Entlassung gebeten, aber keinen Erfolg damit gehabt hatte, weil der Herzog der Ansicht gewesen sei, er habe nur meine Bitte erfüllt, und er zwinge keinen Beamten, im königlichen Dienst zu bleiben, wenn er es selbst nicht wünsche.

Ich mußte im stillen über diesen hinterhältigen Diplomaten Acora herzlich lachen, und als Herr Framer seine stolze Seele beugte und mir – immer noch halb der Mutter zugewandt – sein Bedauern über den Ausgang dieser Sache und seine Anerkennung

für meine bisherige Arbeit an der Sonnenwarte Kalasasaya ausgesprochen hatte, bekam ich sogar ein schlechtes Gewissen, denn eigentlich war der Reichsgraf der Überrumpelte und nicht ich. An Stelle der schonen Diamantenschnalle meiner Amtstracht, die ich ja dem Meister Gülham hatte abgeben müssen, verehrte er mir ein Schwert mit wertvollem Gehänge, das dem vorigen Inga von Cuzco gehört hatte. Seine Absicht, die mir widerfahrene Kränkung nach Kräften gutzumachen, ging hieraus deutlich hervor, da es ihm sicher nicht leicht fiel, sich von dieser Kriegsbeute zu trennen, die ihm im Kampfe um seine Grenzmark Aztlan einst in schwerem Kampfe zugefallen war.

Drei Tage vor dem Sonnenwendfeste ließ ich meine Galeere von einigen hundert Zipanguleuten in die Fahrrinne des Hafens schleppen, mit dem starken Kiel über den Schlick, in dem sie festsaß, seit der Spiegel des Sees so weit zurückgetreten war, daß große Uferstrecken trocken lagen. Im rieselnden Regen des unfreundlichen Himmels nahm ich meine Fahrtrichtung auf meinen Hof Apacheta am Nordende des gewaltigen Sees.

In der Nacht zuvor hatte ein starkes Erdbeben die alte Sonnenwarte erschüttert, aber keinen Schaden angerichtet, doch auf der Festung sah ich Ruder Atakamas Bauleute hin- und hereilen, konnte aber nun nicht mehr erfahren, ob schwerer Schaden an der gewaltigen Burg des Reichsgrafen eingetreten sei. Vermutlich war dies nicht der Fall. sondern es hatte sich nur ein Schaden an der großen Entwässerungsleitung eingestellt, die schon vor zwanzig Jahren einmal eingestürzt war.

Pfeilschnell schoß meine schlanke Galeere nach Norden. Ich stand am Heck und drückte mit dem Arm den schweren Hebelbaum des Steuerruders an den Leib, mit dem inneren Glück eines nordischen Seefahrers, dessen Blut seit Jahrtausenden in mir schlummerte. Zwanzig lange Riemen tauchten im Takte des Schiffshammers in die bleiernen Fluten des Sees, der mit langen Wogen die Galeere in den Armen wiegte, wie ein zärtlich gestimmter Mann seine Geliebte.

Dichte drohende Rauchwolken umhüllten den Feuerberg Kjappia, der sich infolgedessen vor menschlichen Blicken verborgen hielt, und über den See-Anden lag es schwarz und unheimlich wie drohende geballte Fäuste. Ich muß gestehen, daß sich meine Unruhe seit jener Nacht, in der ich den neuen Stern Heldung-Atlanta zum letzten Male sah, etwas gelegt hatte. Vielleicht war es auch das Verschwinden des Sternes hinter dem Wolkenschleier, das mich gleichsam in Sicherheit wiegte. Die Sorge um die schädliche Wirkung des wiederkehrenden Wandlers entbehrte ja der rein wissenschaftlichen Begründung, und wir Sternweisen waren noch sehr weit von der Erkenntnis solcher Wirkungen entfernt. Seit ich festgestellt hatte, daß Heldung-Atlanta wie ein Haarstern aussah, mit nebliger Umhüllung und dem Ansatz eines Schweifes, glaubte ich nicht mehr mit voller Überzeugung an die Gefahr. Denn die Harmlosigkeit dieser himmlischen Wanderer mit dem strahlenden silbernen Schweif war mir als Sternweisen wohl bekannt. Zudem war ich wohl auch ein wenig leichtsinnig geworden, seit der Blechhut nicht mehr mein Haupt zierte, und ich dachte voller Dankbarkeit an den Acora, der ihn mir abgenommen hatte. Solange ich lebte, wollte der Herzog nicht um meine Atlanta werben! Ein glückliches Lachen huschte durch mein Herz und eine unendliche Zuneigung zu dem fürstlichen Freunde. Zwei Jahre lang wollte ich wohl noch leben, und nur um diese zwei Jahre handelte es sich, nicht um länger. Dann konnte ich den armen hintergangenen Reichsgrafen Framer bitten, mir sein Kind zu geben, das die Krone der Welt um meinetwillen ausgeschlagen hatte.

An schwarzen Felsen glitt die Galeere in traumhaftem Fluge vorüber, an Inseln, die ihre ragenden Berggipfel in den ziehenden Wolken bargen, und ich sah die lanzengraden weißen Kalkbänder in geringer Höhe über dem Seespiegel über den dunklen Stein laufen, die Bänder, die der Uralte Freund des Alls auf sie gezeichnet hatte, als er einst die große Flut über die Erde schickte. Dort, wo die hellen breiten Bänder, für das Auge trotz ihrer tatsächlichen

Breite messerscharf, die Felsen querten, hatte das Wasser des Weltmeeres gestanden, ehe Aztlan, die Uralte, in den Fluten versank. So erzählte es die Überlieferung, die wir wortgetreu aufbewahrten und von Geschlecht zu Geschlecht weiter gaben, damit die Kunde der großen Flut nicht erlöschen sollte.

Droben bei meinem Landhof Apacheta am Nordende des Sees lagen diese weißen Bänder doppelt so hoch in den Bergen, und ich hatte oft darüber nachgedacht, warum der Uralte sie schief gezeichnet habe und nicht gerade, wo der heutige See doch waagerecht verlief.

Aber ich kenne meinen Freund! In allen Dingen liebte er es, in Rätseln zu seinen Freunden zu sprechen, und ich glaube, er freut sich nach Art boshafter Leute, wenn die Menschen sich die Köpfe zerbrechen und allerhand Erklärungen zusammentragen und das Ganze ein wissenschaftliches Ergebnis nennen, das unumstößlich richtig und an dem nicht zu rütteln sei. Mich hat der Alte zu oft geneckt, und ich bin vorsichtig geworden und vermute hinter allem, was er mir zeigt, eine liebenswerte Falle, in die hineinzugehen ich ihm möglichst oft den Gefallen verweigere. Daß er mich dabei dennoch häufig genug hinters Licht führt und mit einer Geschicklichkeit übertölpelt, die ganz deutlich das Vergnügen verrät, das es ihm macht, habe ich natürlich auch erfahren müssen. Aber dann machte ich gute Miene zum bösen Spiel und lachte mit ihm, denn das Lachen entwaffnet auch den Uralten, weil er die Erde grün und saftig, nicht aber vertrocknet und grau geschaffen hat.

So haben wir uns bisher gut vertragen, und wenn er mir bei meinem häßlichen Fall mit Atlanta und dem Acora ein wenig geholfen haben sollte, so will ich versuchen, ihm diese Liebe bei Gelegenheit zu vergelten. Ich fürchte nur, er wird wenig Wert auf solche Vergeltung legen, denn so wenig übelnehmerisch er ist, so wenig kümmert er sich um Dank und Anerkennung. Dies kann ich ja jetzt in die Sterne schreiben, da ich kein Diener der Kalasasaya mehr bin, sondern ein freier Herr, wie es der Uralte Freund da draußen ebenfalls ist.

Da der Wind ganz prächtig im Takelwerk sang und auch einigermaßen günstig aus Westen wehte, ließ ich die Segel setzen und gönnte den Galeerenruderern ihre verdiente Erholung.

Ich liebe den kalten pfeifenden Wind der Bergeshöhe, und wenn ich ihn einfangen kann, daß er meine Galeere in den Schaum der Wellen drückt und für mich arbeiten muß, besser, als es zwanzig Rudermänner tun können, so fühle ich mich ein wenig wie der Uralte, als Herr über die Natur, wenn dieses Herrsein auch nur winzig ist und mitunter sogar ins Gegenteil umschlagen kann, nämlich dann, wenn die beherrschte Natur sich losreißt und den Speer gegen mich wendet.

Als der See breiter wurde und Land und Wasser zusammenkamen zu einer dunstumflorten Fläche, daß nur die bleigraue Farbe dieses gewaltigen salzigen Meeresrestes zu sehen war, kam mir auf Gegenlauf eine große Flotte atlantischer Kriegsfahrzeuge entgegen. Anfangs hielt ich sie für eine Menge Pilgerschiffe, die gemeinsam nach Aztlan fuhren, doch bald erkannte ich meinen Irrtum. Auf dem Spitzenschiff wehte die grüne Fahne des Ingas von Cuzco, des unbezwungenen bisherigen Feindes, und die folgenden Schiffe Framers hatten über dem rotweißen Banner der Grenzmazk Tiahusinju die gleichen grünen Farben gesetzt wie der Inga, wahrend die blaue des Reiches Atlantis auf allen Galeeren am Heck wehte.

Es war ein prächtiges Bild, wie der versöhnte Reichsfeind der heiligen Stadt Aztlan zustrebte, und ich ließ mein schwarzweißes Banner dreimal zum Gruße sinken und steigen. Und schnell entschloß ich mich, da der Uralte mich wie-der kitzelte, mein grünes Jagdhemd über meinem Hausbanner am Maste zu setzen. Dies ging ohne große Schwierigkeiten, weil man an den kurzen Ärmeln die Leinen knoten konnte; so daß dies wenig amtliche Kleidungsstück an eine Stelle kam, die mit meinem Leibe nur die eine entfernte Ähnlichkeit hatte, nämlich leidlich grade zu sein.

Die jubelnden Beifallsrufe, die von des Ingas Galeere zu mir herüberschallten, zeigten, daß die Welt, auf eine gewisse Entfer-

nung gesehen, immer schon ist, und daß alle Unvollkommenheiten auf kleinste Raume zusammenfließen, so daß das Gesamtbild keine Trübung erfährt.

Rasch war die Begegnung vorüber, denn die Kriegsfahrzeuge schossen wie dunkle Pfeile durch die Wogen, trotz des starken Windes, der ihnen nicht so günstig war wie mir, aber Framers Galeerenruderer waren Leute, die Arme von Erz hatten und ihre Schiffe mit jedem Riemenschlage vorwärtswarfen, wie es nur bei straffster Manneszucht sein kann. Und hierfür sorgte Herr Framer gut.

So sank hinter meinem Heck die Macht und Herrlichkeit der letzten atlantischen Kriegsflotte auf dem See von Aztlan unter die Augenlinie, und vor mir lagen grauer Nebel und schwere Wolken.

Es mußte wohl das innere Glück über die prächtige Ritterfrau Atlanta Framer und über die des nun nicht weniger geliebten Acora sein, daß mich der ungewohnte düstere Himmel, die drohenden Flammenzeichen in den Anden und selbst das schlimme Erdbeben der vergangenen Nacht nicht mit Sorge erfüllten. Es war eher das Gegenteil der Fall, und ich glaube, mein nordisches Blut mit seiner ererbten Freude an geheimnisvoller verhüllter Ferne, mein gesteigertes Glücksempfinden als gewöhnlicher Schiffer am Ruder meiner Galeere muß die Schuld hieran getragen haben. Das war ja der große Vorzug der Grenzmark Tiahnsinju Hochland, daß in ihrem Machtgebiet der gewaltige See seinen Leib weithin über die Hochebene reckte, und daß eingeborener Fahrerdrang in die wieten Fernen der schönen Erde hier wenigstens vorgetäuscht werden konnte. Sind wir nordischen Atlanter doch samt und sonders seefahrendes Volk, wie es nicht anders möglich ist, wenn man mit Schwert und Hirn die Welt gewinnen will. So groß unsere Inseln im atlantischen Meere sind, sie waren uns nie weit genug gewesen, die Gier zu stillen, die wundersam auf dem Grunde unserer Seelen ankert, dem Uralten die Macht abzuringen über die grüne Erde. Und der Erfolg war immer das zweite, was uns in die Ferne zog. Das erste war immer das gewesen: Neuland zu suchen, Neu-

land für das hungrige Schwert und für die dürstende Seele, die Gefahr zu verlachen, obgleich die Menschenfurcht auch in unseren Herzen sitzt, wie sie allen Menschen als lächerlicher Teil gegeben ist. Doch gab uns der Uralte die Gefahr als Magnetberg der sehnenden Seele, hineinzustürzen, grade weil die Furcht zu überwinden herrlicher Lohn ist, auch bei Niederlage und Tod. Dies ist der Ruhm und der Adel meines uralten Volkes, und dies Erbe soll bleiben, so lange Nordmänner um den Ball der grünen Erde fechten.

Denke daran, Fremder, der du diese Worte aus der schimmernden Brücke der weißen Himmelsstraße hinabholst auf dein Volk, diese Geschichte vom Untergange des großen Atlantis, daß meine Seele wie eine blitzende Lanze nach den höchsten Bergen flog, als das Schicksal des Sternes Heldung-Atlanta die Heimat zerschlug. Lege die Hand an das letzte Steuer des letzten Schiffes und du wirst dem Uralten die Führung aus der Hand reißen.

Sei sicher, er wird vor Glück lachen, daß du es tust.

Da der Wind sturmartig anschwoll, ließ ich zwei Bahnreihen in das große Segel schlagen, um den Steuerbord der Galeere vom Wasserdruck zu entlasten, und ging um einen geringen Winkel weiter vor den Wind, damit die hochgehenden Wogen den Schiffsleib nicht mehr von der Seite fassen konnten. Auf diese Weise hatten wir eine bequeme Fahrt und große Geschwindigkeit, zumal die Galeere auf der besten Schiffswerft von Aztlan als Eilsegler gebaut war und mit hohem schmalen Bug die Wellen schnitt wie ein scharfes Schwert. Diese meine letzte Fahrt nach Apacheta war der Gipfel betäubender Hochfreude am Leben, und ich habe es nicht vergessen, daß der Uralte sie mir zum Abschied von Atlantis, dem stolzen Reich meiner Väter, schenkte.

Auf den Wellen trieb, zuerst vereinzelt, dann in immer dichteren Mengen, eine gelbe sonderbare Schicht, und ich erkannte, daß es schaumige Lava und zusammengebackene Asche waren, die aus Feuerbergen stammen, aber auch aus solchen, die unter der Haut des Wassers, tief auf dem Grunde des Sees liegen können, so

sonderbar es klingt. Ich habe solche Feuerstellen unter dem Wasser der Weltmeere auf meinen Reisen über die atlantische See häufig gesehen, und sie zeigten sich stets als solche schwimmenden Massen verschiedenfarbiger leichter Gesteine.

Und als wir weiterfuhren, im saufenden Fluge, daß die Lava an den Außenborden meiner Galeere knirschte, trafen wir auf Schiffstrümmer, die hier und da hervorragten und träge in den hochgehenden Wellen schaukelten. Es mußten die Überreste von Pilgerschiffen sein, die am gleichen Tage, als der Fürst von Acora in Aztlan eintraf und ein unfreiwilliges Bad in der Flutwelle nehmen mußte, durch die Wut des Grundausbruches eines Feuerberges vernichtet worden waren. Meine zipangischen Galeerenruderer machten ängstliche Augen, so daß ich lachen mußte, und auch der Schiffsführer, der ein Atlanter war, sah mich verwundert an, daß ich über die drohenden Zeichen eines solchen Unglücks lachen konnte.

Die Männer mochten mich wohl für herzlos halten, und ich kann ihnen nicht helfen, wenn sie es dachten. Mein Lachen aber hatten sie doch nicht verstanden, auch wenn ich versucht hatte, es ihnen zu erklären.

Als die Nacht kam, wollte mich der Schiffsführer am Ruder ablösen, weil ich schon seit dem frühen Morgen den schweren Baum an meine Lenden drückte und mit dem Gewicht meines Leibes die hochgehenden Wogen abfing, die von hinten anrollten und den Schiffsrumpf drehen wollten. Auch hatte ich nur wenig Brot und Wein zu den Mahlzeiten eingenommen, und der Mann dachte, ich sei nun hungrig und mindestens müde. Daß ich es gleichwohl nicht war, ist vielleicht wunderbar, doch gibt das Hochgefühl eines überschäumenden Lebensglückes mehr körperliche Kraft, als die Rechnung finden könnte, die nur über den Verbrauch an Kraft urteilt und ihren Ersatz fordert. Ich blieb aber auch die Nacht am Ruder und schickte die Männer bis auf einen Bootsjungen in die Wohnkoje. Und es war in jener Nacht gar nicht so dunkel, wie ich gefürchtet hatte, weil die Feuerberge in den

See-Anden wie lodernde Fackeln brannten und jede heranrollende Woge mit roter Farbe tränkten. Und der See von Tiahusinju leuchtete recht unheimlich, sogar die Segel, die ich auf die letzte Bahnreihe verkleinert hatte, waren brandrot. Und wenn ich auf meine Hand hinunter sah, die den Ruderbaum umspannte, sah ich die Diamanten meiner Ringe wie böse Raubtieraugen funkeln.

Gleichwohl lachte ich in die Nacht hinein, wie ein boshafter Dämon und sang in den Sturm, der mit kaltem Regen und dünnem Eishagel um meinen Nacken brauste, daß die Worte meines alten Schifferliedes in die brandroten Wellen flogen. Und da einige dieser Worte auch in den Spalt der fast verschlossenen Wohnkoje drangen, sah ich ab und zu einen verschlafenen Kopf aus der vorgeschobenen Luke tauchen und mit verwunderten Augen nach dem Sternweisen Godda Apacheta schauen, der schon immer für diese Leute einen kleinen Fehler am Gehirn hatte.

Ich wunderte mich, wie kurz diese Nacht war, obschon sie sicher keine anderen Zeittakte hatte als alle anderen Nächte auf dem Hochlande. Bleiern und grau schäumte der See von Aztlan im erwachenden trüben Licht, und in weiter Ferne tauchten die Berge aus der Flut, verschwommen im Dunst des rieselnden Regens. Es waren die Gebirgsketten der kreuzenden Ande, die die eigentliche natürliche Grenze gegen das Reich des Cuzcos bildeten und nur schwer übersteigbar waren. Heute war diese Kette dünn bevölkert, und nur wenige Burgen beider Reiche standen an den Pässen. Früher mußte es eine Zeit gegeben haben, da dies anders gewesen war, denn die Berge waren bis zu ihren Gipfeln mit Ackerbauterrassen besetzt, in Tausenden von waagerechten dünnen Linien übereinander, so daß das Gebirge aus der Ferne aussah, als habe ein Riese ein Netz von waagerechten Seilen darüber gespannt. Diese Äcker waren heute verlassen bis auf die wenigen, die wir in Arbeit genommen hatten, namentlich bei meinem Landhofe Apacheta. Die Werke unbekannter Vorfahren ermöglichten mir, gute Ernten zu erzielen, was sonst auf den steilen Hängen wegen der schwemmenden Regengüsse nicht möglich gewesen wäre.

Deutlicher erschienen die Berge und wuchsen aus der Flut des Sees, und dort, wo ein ungewisses Grün am Hange aufleuchtete, lag Apacheta, mein Landhof. Als es Mittag wurde, steuerte ich die Galeere mit Ruderkraft in den kleinen Hafen, den mir Ruder Atakamas Bauleute aus Felsensteinen gebaut hatten. Der Vogt stand an der Mole und fing die Leine auf, und seine helläugigen Mädchen boten mir schnell gepflückte Blumen, gleich als sei ich angemeldet worden. Ich nahm sie aber nach der Reihe an den Köpfen – es waren vier und eine hübscher als die andere – und küßte sie zu ihrer Verwunderung auf die frischen roten Münder, und die letzte, die siebzehn Lenze zählte und nicht die Garstigste war, glaubte wohl, dies sei in Aztlan höfische Sitte und hielt mir den kleinen Schnabel hin, also daß ich in diesem letzten Falle nicht die geringste Mühe hatte.

So hatte ich wieder etwas, was ich Atlanta später beichten konnte, damit sie mich nicht für einen zu braven Menschen hielte, aber mein Gewissen war dennoch nicht beschwert mit dieser Schuld. Und wenn man Tag und Nacht das Steuer regiert hat, schmeckt so ein frischer Trunk aus vier verschiedenen Kelchen nicht übel. Da aber die Ehefrau des Vogtes ebenfalls herbeigekommen war, so trank ich auch den fünften Kelch, wenn ich auch nicht richtig traf, weil der Vogt dabeistand, und die Ehefrau also den Mund wegdrehen mußte, um Schwierigkeiten zu vermeiden.

Das Lachen, das hier an der Mole klang, war vielleicht das letzte, das so ganz aus sorglosen Herzen kam, und mein Übermut steckte an. War doch die Freude schon groß genug, daß der einsame Hof Apacheta nach langer Zeit wieder den Besuch seines Herrn bekam, der hier stets weder Sternweiser, noch Reichsdiener noch sonst etwas Amtliches war, sondern ein Kind der grünen Erde, wie die anderen auch, und ein gutgelittener Freund des Uralten, ein froher ausgelassener Kamerad der Mädchen und Buben und ein einfacher Jäger.

Die Sorge für die Galeere überließ ich dem Schiffsführer und legte mich in meinem Hofhause schlafen, und ich hörte nicht den

Sturm, der um die hölzernen Dachtafeln pfiff, und wußte nichts von dem schweren Gewitter, das über uns hinzog, auch vernahm ich nicht das Rauschen des Wassersturzes, der neben dem Hause aus den Bergen fiel, sondern schlief wie ein glückliches Kind, und nur Atlanta schimmerte wie ein liebevoller Stern durch meinen tiefen Schlaf. Man verzeihe mir, daß ich solche Dinge von mir berichte, die keinen Zusammenhang mit der Geschichte des Unterganges des großen Atlantis haben, aber ich schrieb sie ganz aus Versehen in die Sterne und kann sie nun nicht wieder zurückholen. Und wer sie in späterer Zeit findet, wenn Godda Apacheta eine Sage wurde, der mag sie nach Belieben berichten oder verschweigen.

Ich will auch von den stillen Tagen nicht erzählen, die ich in einsamer Bergeshöhe unter Wolken und Wind, bei Tieren und Menschen lebte, von Tagen, die still waren trotz des Brausens der Naturgewalten im Lande der eisbedeckten Bergesriesen. Oft krachte der Boden unter meinen Füßen, wenn die Unterirdischen die Erde schüttelten, und Steinschwärme brachen von hohen Felsen los und stürzten ins Tal, daß der Schnee an steilen Wänden in die trübe Luft sträubte und sein Poltern dumpf durch die Schluchten rann.

Hoch zwischen den Bergen eingebettet lagen abgrundtiefe Seen süßen Wassers, gespeist von den Schneehäuptern der Ande und klar wie kristallene Platten, die wir in Atlantis und Aztlan zum Schluß der Fensteröffnungen benutzen. Ich wanderte mit Bogen und Pfeilköcher von See zu See, stieg an rieselnden und fallenden Bächen hinauf, um den nächsten zu suchen, der zwischen himmelhohen Wänden träumte. Der Tag der Sonnenwende war längst vorüber, aber ich hatte kaum an ihn gedacht, nur der Verzicht der Vogtfamilie, zum ersten Gottesdienst nach Aztlan zu fahren, erinnerte mich daran, daß es noch eine Kalasasaya gab. Eine tiefe Zufriedenheit schlummerte in meiner Brnst, daß ich hier aus meinen Bergen von Apacheta wandern durfte, während irgendein Amtsbruder die schwere, goldgetriebene Sonne durch die Umgänge

trug, die ich hatte tragen müsssen, wenn mich der Acora nicht entlassen hätte.

Mitunter sah ich im Geiste die Hunderttausende und Aberhunderttausende gläubiger Menschen, die die Platten der Sonnenwarte und die weiten Räume in ihrem Umkreise füllten, ich sah Gülham, den Alten, die Arme ausbreiten und hörte seine laute Stimme, die den Sonnengruß gen Osten sprach, wo das Tagesgestirn hinter Wolkenschleiern am nördlichen Pfeiler der Kalasasaya zur Wende schritt. Blumentragende junge Mädchen sah ich vor der gewaltigen Wand der Sonne stehen, in der das alte Tor saß mit seinen rätselhaften Zeichen, und hörte das Summen der Stimmen, die die Gebete sprachen, und den Ton des goldenen Beckens, der den Beginn des Umganges anzeigte.

In einen ledernen Mantel gehüllt, saß ich am hochgelegenen See von Apacheta und sah der Spindel meiner Angel zu, die im Windhauche zitternd über die spiegelnde Fläche glitt, und schmiegte mich in die morsche Höhlung eines verkrüppelten Bergbaumes, denn da saß ich warm und geschützt gegen den pfeifenden Wind, der von den Schneehalden blies.

Und als ich fast die Augen schließen wollte vor Glück und Einsamkeit, da ruckte die Erde grausam empor, daß ich fast in den See gefallen wäre, wenn mich die greifende Rinde des hohlen Baumes nicht vor dem eiskalten Bade bewahrt hätte. Unter dem Donnerhall weithin verklingenden Grollens tief unter den Felsen, auf denen ich saß, kletterte ich sehr eilfertig vom Ufer des Sees hinweg nach oben, denn das stille Wasser gebärdete sich recht wild und schlug plötzlich mit heftigen Wogen ans Ufer.

Ich weiß es nicht, wie oft die harten Stöße sich wiederholten, aber mir wurde recht elend zumute, als befände ich mich auf meiner ersten Fahrt über stürmische See, und ich fühlte, wie unmännliche Angst und schreckliches Grauen über meinen Rücken krochen, wie zwei Brüder sonderbarer Art, die sich gegen Godda Apacheta verschworen hatten, ihm das Großsprechen vom Atlantischen Heldentum auszutreiben. Aber ein Blick auf den See ließ

mich die Angst um das eigene kleine Leben vergessen, weil ich sah, wie das stille Wasser sich in Bewegung setzte und ganz sichtbar zu fließen schien.

Sofort eilte ich zum Abflusi des Sees, um nachzuforschen, was es damit für eine Bewandtnis habe, denn der Abfluß speiste den kleinen Wassersturz, der an meinem Hause und Hof mit hellem Rauschen in den See von Aztlan floß.

Und an der Stelle, wo früher nur geringe Wassermengen in die Tiefe flossen, hatte sich ein abgründiger Riß im felsigen Boden gebildet, eine Spalte, die das Erdbeben aufgebrochen hatte, und ein gewaltiger, schäumender Sturz brauste mit wildem Getöse über Blöcke und Klippen. Steine tanzten im Wirbel zu Tal, denen ich eine solche Beweglichkeit nie zugetraut hatte, und aus der Spalte, die sich in dem früheren Abschluß des Sees gebildet hatte, schoß der weiße Schaum wie quirlende Milch hervor.

Ich erkannte sogleich, daß noch nicht alles verloren sei, wenn der Vogt und seine Frauen und die anderen Bewohner des Landhofes rechtzeitig das Weite suchten, und sie mußten ja in kurzer Zeit das ungewohnte Brausen hören, mit dem die großen Wassermengen in die Tiefe eilten. Von der Furcht getrieben, die Spalte möchte sich beim nächsten Erdstoß weiter öffnen und den Süßwassersee auf einmal entleeren, lief ich wie ein Jüngling den rauhen Weg hinab, aber die schmale Straße war fast überall überflutet, und ich mußte wieder die Hänge hinaufklettern, einen anderen Pfad zu suchen. Hierdurch verlor ich eine kostbare Zeit, und es dauerte unendlich lange, bis ich von der Höhe eines steilen Schuttkegels den Hof Apacheta liegen sah.

Das Wasser war hurtiger gewesen als der lahme Sternweise von Aztlan, und der milchige Schaum toste dicht an dem niedrigen Haus vorüber. Und dort, wo der sanfte grüne Hang von weidenden Vikunjas wimmelte, liefen die Vogtleute den Berg hinauf, um sich vor dem Unheil zu retten.

Auch die Seeleute und mein atlantischer Schiffsführer hatten die Gefahr sofort verstanden, die recht eindeutig neben dem Ha-

fen in die aufbrausenden Wasser des Sees stürzte. Da die Galeere abgetakelt an der Mole lag, konnte sie nicht hinausgebracht werden, um auf hoher See der vernichtenden Wirkung des Wassersturzes zu entgehen. Die Männer handelten also richtig, wenn sie das Fahrzeug augenblicklich verließen und den Vogtleuten nachliefen.

Sie taten es gerade zur rechten Zeit, denn ich hörte hinter mir ein ungeheures Getöse durch die Schlucht donnern. Hoch von meinem Schuttkegel erlebte ich das furchtbare Schauspiel, wie fast die gesamte Masse meines zwar kleinen, aber sehr tiefen Apachetasees wie eine steile Wand von Wasser, Schlamm und rollenden Felsblöcken zu Tal brauste, daß das Echo aus der Ande widerhallte wie das Gebrüll zorniger Dämonen.

Ich befand mich noch weit von Hof und Hafen, und so konnte ich wie ein Unbeteiligter zusehen, wie sich, scheinbar ganz langsam und behaglich, eine hohe und breite Decke über Haus und Hof breitete und sich zum Hafen weiterschob; gar nicht sehr hastig, obschon die Geschwindigkeit der stürzenden Massen in Wirklichkeit ungeheuer sein mußte. Und dann baute sich eine kleine Halbinsel aus Wasser, Geröll und Schlamm in den grauen See hinaus, die Galeere legte sich ein wenig auf die Seite und verschwand unter der Decke, die Molen brachen zusammen und tauchten ohne jeden Widerstand unter die rollende nasse Mauer. Als dies Zerstörungswerk vollendet war, sah ich eine Flutwelle kreisförmig langsam und stolz der vollbrachten Tat über die weite Fläche wandern, immer weiter und weiter, wie ein zarter dunkler Strich, der sich in die Ferne schob, als husche ein Windhauch spielend nach ihr hin.

In fassungslosem tiefen Staunen verharrte ich auf meiner Bergeshöhe und schaute mit gebannten Augen auf das niegesehene Bild, das so eindringlich an meine Seele klopfte. Als leuchtender Blitz sah ich das Schicksal ans fernem Dunst und Nebel zucken, ganz deutlich fühlte ich den magischen Reifen, der sich würgend um das reiche Atlantis wand, enger sich schließend mit gemäch-

lichem Zuge, wie wenn eine furchtbare Schlange den Riesenleib schnürend um den Hals des wehrlosen Opfers schlingt.

Da wußte ich, daß meine Tage des Glückes gezählt waren, und daß nun das Ringen um die Rettung der atlantischen Seele begann, da das Reich nicht mehr zu retten sein würde! Der Hammer des Schicksals fiel!

Langsamen Schrittes stieg ich zu Tal und rief den Vogt an und die Schiffsleute, die ratlos am Hange standen und das Unheil mit brennenden irren Augen betrachteten. Und sie wunderten sich, daß ich wieder lachte, statt wie sie verstört auf das Unglück zu sehen, das das grausame Erdbeben mit meinem schönen Hofe Apacheta angerichtet hatte.

Das erste, was wir taten, war, die Menschen nachzuzählen, und zu meiner Freude fehlte nicht einer von ihnen. Dennoch war die Lage nicht sehr schön, weil wir nicht weniger als alles verloren hatten. Der kleine Trost, daß ich einen Bogen und einen mit Pfeilen gefüllten Köcher besaß, um Wild zu schießen, war doch sehr gering.

Wir machten uns aber sofort an die Arbeit und versuchten, auf irgendeine Weise an das verschüttete Haus heranzukommen. Ein Knecht hatte einen Spaten gerettet, jedenfalls hatte er es nicht mit Überlegung getan, aber er arbeitete grade im Hausgarten, als der anfänglich noch harmlose Strom aus den Bergen kam. Da hatte er den Spaten einfach in der Hand behalten und war den Hang hinaufgelaufen. Leider mußten wir bald einsehen, daß alle Mühe vergeblich sein würde, weil die Schlammdecke zu hoch lag, und am Hafen sah es noch viel trostloser aus, vielmehr an der Stelle, wo der Hafen gewesen war, denn nun lag an ihr eine regelrechte Halbinsel aus Geröll und streckte eine bergehohe Zunge in den See von Tiahnsinju hinaus.

Wir mußten uns also entschließen, die kleine Wanderung am Seeufer entlang zur nächsten menschlichen Ansiedlung, dem Grenzstädtchen Apacheta, anzutreten, das mit seiner Burg nicht weit von meinem Hofe lag und das der König mir als Lehen ge-

geben hatte, als er mich in die Grenzmark versetzte. Von verzweifelter Lage konnte daher nicht die Rede sein, vorausgesetzt, daß die kleine Stadt unter dem Erdbeben nicht in ähnlicher Weise gelitten hatte wie mein Landhof. Und als ich munter und unbekümmert den Vorschlag machte, ungesäumt die kleine Wanderung anzutreten, sah der Schiffsführer in der Ferne aus Dunst und Regen eine Galeere auftauchen, die langsam und stetig wuchs und sich als ein Kriegsfahrzeug des Herrn Framer von Akapana herausstellte.

Daß wir unter diesen Umständen auf die Wanderung verzichteten, ist selbstverständlich.

Ich aber hielt nach wenigen Stunden ein kleines Schreiben des Fürsten von Acora in der Hand, aus Wildleder gefertigt, mit goldenem Faden gebunden und mit Wachs gesiegelt.

Ich ging beiseite und öffnete das Schreiben. Es war sehr kurz und lautete.

„Der Acora wartet aus den Freund."

DAS MALMENDE RAD

Es läßt sich schwer beschreiben, wie die Veränderung auf mich wirkte, die ich in den Verhältnissen in Aztlan vorfand.

Das Erdbeben hatte in der alten heiligen Stadt gradezu grauenhaft gewütet. sie glich einem ungeheueren Trümmerhaufen, und ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß eine solche Zerstörung stattfinden konnte. Zwar machten die riesigen öffentlichen Bauten äußerlich einen fast unversehrten Eindruck, doch zogen sich gewaltige Risse durch die Mauern, die wie für die Ewigkeit errichtet schienen und nun doch fast versagt hatten. Weite strecken der Neubauten, die Ruder Atakama in der Gräberstadt, in dem Rathause und im Hafenviertel errichtet hatte, aber auch in den Neuanlagen der Kalasasaya, waren eingestürzt, doch war die Verwüstung hier geringfügig gegen das, was ich in den endlosen Zeilen der Wohnstadt sah, wo die Bauten weniger stark ausgeführt waren und zum Teil noch aus Lehm bestanden. Hier stand fast kein Stein mehr auf dem anderen.

Der weite Bering der fünf Hafenanlagen, über die Aztlan verfügte, war so gut wie verschwunden, und wie zum Hohne standen die uralten steinernen Hafenanlagen unserer Vorfahren aus der Flutzeit auf dem hohen Lande in unversehrtem Zustande. Sie hatten sich erfolgreich gegen den Einsturz gewehrt, weil ihre innere Verzahnung sie zu einheitlichen starren Massen zusammenfügte, die nur dort versagten, wo der Baustoff selbst splitterte.

Ganze Flotten von Pilgerschiffen lagen zertrümmert am Ufer im

tiefen Schlamm, die Galeeren des Reichsgrafen waren gesunken, und es schien fast, als ob das einzige Kriegsfahrzeug, welches heil geblieben, das eine war, das mir der Herzog nach Apacheta geschickt hatte, um mich zu holen. Wohl trafen in den folgenden Tagen mehrere unversehrte Schiffe ein, die auf hoher See nicht gelitten hatten, aber die Hauptmasse der königlichen Seemacht auf den Gewässern von Tiahusinju Hochland war verschwunden. Und über dem ganzen Unglück rieselte Regen und feine weiße Asche aus den Feuerbergen der See-Anden hinab.

Eine Riesenwanderung der Wallfahrer hatte eingesetzt, aber sie kam nicht in Fluß, vor allen Dingen deshalb, weil die Schiffe fehlten, die sie nach Aztlan gebracht hatten, denn der Verkehr auf dem Hochlande wickelte sich seit undenklichen Zeiten vornehmlich auf dem Wasser ab. Es war also einfach nicht möglich, die Massen über den See zu bringen, auch wenn der plötzliche Andrang nicht vorhanden gewesen wäre. Viele Familien, die begreiflicherweise völlig den Kopf verloren hatten, drängten sich auf dem Landwege zur schmalen Enge der Halbinsel von Aztlan, um zwischen unseren Sperrfestungen hindurch auf das freie Hochland zu kommen. Framers Ritter und Kriegsknechte versuchten vergebens, einige Ordnung in den Abzug der Abertausende zu bringen. Doch die Zahl der Ordner reichte nicht aus, und zwischen den Sperrfestungen entstand eine heillose Verwirrung, daß schließlich eine völlige Verstopfung eintrat. Um sie zu beseitigen, mußte mit Gewalt gegen die Flüchtlinge vorgegangen werden, kurz, es war ein trostloser Anblick. Zudem wurde die Hauptmacht Framers im Inneren der Stadt gebraucht, wo unter den Zipanguleuten Unruhen ausgebrochen waren. Vermutlich hatten die zweifelhaften Festgaste aus Cuzco die Gelegenheit benutzt, um die Menschen aufzuhetzen; man konnte die Gründe in der allgemeinen Verwirrung natürlich nicht so leicht feststellen, weil Angst und Verzweiflung leicht in sinnlose Wut umschlagen und eine besondere Aufforderung zu ungesetzlichen Taten dann nicht einmal erforderlich ist.

Die Sonnenwarte Kalasasaya war nach dem Erdbeben, allerdings nur kurze Zeit, der Plünderung durch dunkle Gesellen preisgegeben, und die uralte heilige Stätte hallte fast eine Nacht hindurch vom Schwertschlag rächender Atlanter wider. Meine alte Mutter aber saß wohlbehalten bei Dana Framer auf der Akapana. Sie war beim Beginn des Erdbebens, wie ich ihr vor meiner Abreise nach Apacheta geraten hatte, zur Burg geflüchtet, weil meine Wohnung einzustürzen drohte. Auch Meister Gülham, die Tempeldiener und Priester, die jungen Mädchen und die Lernenden der Sternkunde hatten in Akapana Aufnahme gefunden, so daß ich durch verlassene Hallen ging, als ich nun die Stätte meiner zweijährigen Tätigkeit als staatlicher Sternweiser besuchte.

Meine Wohnung war ausgeraubt, die kostbare Einrichtung zertrümmert, und in meinem Arbeitszimmer lagen die Leichen erschlagener Plünderer. Glücklicherweise fand ich meinen schwarzen Gelehrtenmantel wieder, dessen geringer Wert – die Perlen fehlten ja alle – die Diebe nicht gereizt haben mochte, und ich legte ihn an, dankbar, daß mir wenigstens der Mantel geblieben war.

Das Sonnentor war umgestürzt und flach auf sein Floß gefallen, auf dem es immer noch stand, hatte die verdeckende Bretterschalung durchschlagen und schwamm wieder auf dem Kanal, den Ruder Atakama gegraben hatte, gleich als wolle es selbständig zur Werkstatt zurückkehren, um dort auf die Vollendung zu warten. Ich glaube nicht, daß die Figuren des Tores jemals vollendet worden sind.

Den Fürsten hatte ich auf der Burg nicht gefunden; es hieß, er sei in der Rathaushalle und halte Standgericht mit Herrn Framer und den Rechtsgelehrten von Aztlan. Ich wandte mich also nach kurzer Begrüßung meiner Mutter wieder der steilen Treppe zu, um hinabzusteigen. Da sah ich Atlanta Framer auf dem flachen Dach des Framerschen Hauses stehen. Sie winkte mir zu, wehrte aber heftig ab, als ich umkehren wollte, um sie zu begrüßen.

Sie hatte wohl recht. Der Acora hatte mich gerufen, deshalb mußte ich ihn zuerst aufsuchen, und nach den Abmachungen mit

Herrn Framer war auch ein Besuch bei Atlanta jetzt nicht angebracht.

Mit wuchtigen Geißelhieben mußten mir die Brückenwachen den Weg freimachen, der von murrenden und fluchenden Zipangus besetzt war. Ich ließ mir eine Peitsche reichen und dachte, ich würde schon durchkommen. Ich hatte es auch nicht nötig, sie zu gebrauchen, denn die verstörten Volksmassen hatten wohl gar nicht die Absicht, mich zu behindern, aber ich fühlte mich wohl, daß ich die Geißel in der Hand hielt.

Trotz der großen Verwirrung, die in der Stadt herrschte, schien die menschliche Neugierde ihr Recht zu fordern, denn es hieß, in der offenen Halle des Rathauses würden die Plünderer hingerichtet, die die Gelegenheit des Unglückes benutzt hatten, um die Trümmer der Häuser nach Wertsachen zu durchsuchen und Getötete und Verletzte ihres Schmuckes zu berauben. Deshalb hatte sich in der Nähe des Stadthauses eine große Menschenmenge angesammelt, die zwar von der Vergeltung nichts sehen konnte, aber auf die Nachrichten wartete, die aus der Halle kamen.

Am Eingange des Rathauses warf ich die Peitsche fort. Dort wimmelte es von atlantischen Kriegsleuten aller Grade. Der große Bering des ehrwürdigen Gebäudes war von waffenstarrenden Männern umstellt, und weithin funkelten die Helme der berittenen Edelleute. Mehrere Hundertschaften waren aus den nähergelegenen Festungen des Landes soeben eingetroffen. Framer hatte Teile der entbehrlichen Besatzungen zur Bekämpfung des Aufstandes heranziehen lassen, und die Kriegsordnung des Reichsgrafen lief mit der Genauigkeit der Sonne, die sich auch nicht verspätet.

Bei Vorweisung des königlichen Siegels auf des Acopas Brief kam ich schnell durch die doppelten Sperren der Wachen, die mit gezogenen Schwertern auf der farbigen Treppe standen, deren Stufen abwechselnd aus bunten seltenen Steinen hergestellt waren.

Der Herzog hielt Gericht.

Ich glaube nicht, daß die Rechtsgelehrten des Reichsgrafen Framer viel zu Worte kamen, dafür war die Lage zu ernst, und es ist möglich, daß unter den zweihundert Köpfen, die hier über die dunklen rauhen Lavafliesen rollten, auch der eines Unschuldigen gewesen ist, oder auch mehrerer. Es handelte sich aber darum, die ausbrechende Wut von Hunderttausenden von Pilgern zu bändigen, und deshalb fielen die Köpfe aller derer, die die Hand gegen des Reichsgrafen Beamte erhoben hatten oder die beim Plündern ertappt worden waren. Framer war nicht der Mann, und der Acora erst recht nicht, durch schwächliche Haltung eine verzweifelte Lage bessern zu wollen. Was hier ohne viel Fragen und Antworten geschah, war einfach notwendig.

Ehe ich mich beim Herzog melden konnte, hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, diesen Hinrichtungen zuzusehen, und ich freute mich, daß auch das Gesicht des Acora den Ausdruck jenes inneren Ekels trug, den ich beim Anblick des blutigen Schauspieles fühlte. Die harten Züge Framers waren unbeweglich. Er kannte seine Grenzmark. Hier mußte die atlantische Faust zeigen, daß ihr Träger der Herr der Erde war und nicht gelbe Zipangus oder verbrecherisches Gesindel aus aller Welt.

Unter den Hingerichteten befanden sich auch zwei Edelleute des Ingas von Cuzco. Sie hatten eingestanden, das Volk zur Plünderung aufgewiegelt zu haben, nachdem sie von den eigenen Leuten verraten worden waren, Und trugen ihr Schicksal wie Männer.

Der Inga selbst war verschwunden, und es war natürlich schwierig, ihn in solchen Volksmengen, wie sie Aztlan zur Festzeit der Sonnenwende beherbergte, aufzufinden. Ob er eine Mitschuld an dem Aufstande hatte, war ungewiß, aber wahrscheinlich. Die Versuchung mußte groß gewesen sein, denn auf tausend Festteilnehmer kamen höchstens zehn Atlanter, und die Gelegenheit war zu günstig, als daß sie der tatkräftige Feind nicht ausgenützt hätte.

Es war mir vollständig klar, daß das Erscheinen des Herrschers von Cuzco zu den religiösen Festen in Aztlan kein Aufhören der

schlummernden Feindschaft bedeutete. Ein Unglück, das die Grenzmark Tiahusinjn traf, und dies in einem Ausmaß, wie es hier geschehen war, mußte einen starken Anreiz für den ehrgeizigen Inga bieten, den verhaßten Druck des atlantischen Reichsgrafen abzuschütteln. Der plötzlich aufflammende Aufruhr, dessen Umfang nicht allein auf die Tätigkeit räuberischer Menschen zurückzuführen war, bedeutete für Framer den Wiederbeginn des Krieges in der Grenzmark, die so lange den Frieden genossen hatte, den Frieden, den die atlantische Staatskunst zur Förderung des Wohlstandes des rauhen, aber an Bodenschätzen unendlich reichen Landes benutzt hatte.

Und wenn man bedenkt, daß im Machtbereiche des atlantischen Statthalters buchstäblich verlorene goldene Wertsachen auf den Straßen unangetastet liegenblieben, und daß ein Verlieren solcher Gegenstände fast niemals dauernden Verlust bedeutete, so waren die nach dem Erdbeben einsetzenden Plünderungen ein Zeichen, daß es sich um weit mehr handelte als um leichte Unruhen. Deshalb war das rücksichtslose Durchgreifen, wie es zu meiner geringen menschlichen Freude hier geschah, wohl am Platze, und der Erfolg sollte auch nicht ausbleiben. In wenigen Tagen schon konnte der Reichsgraf die herangezogenen Verstärkungen nach den Heimatfestungen des Landes abrücken und die Streifen einziehen lassen, die bewaffnet durch die Straßen und Gassen der zerstörten Stadt gezogen waren.

Endlich, als ich das Schauspiel der letzten Hinrichtung hatte mit ansehen müssen, konnte ich mich beim Herzog melden. Er stieg mit mir die wenigen Stufen zur Kalasasaya hinauf, deren Bering in tiefer Einsamkeit lag, gleich als gäbe es draußen nicht die brausende Masse verängstigter Pilger und die waffenstarrenden Hundertschaften des Reichsgrafen Framer.

Während wir durch die verödeten Hallen wanderten, sprach der Acora mit der leisen, klaren Stimme, deren Musik das Ohr liebkoste, von seiner bangen Sorge um das Schicksal der Heimat, der atlantischen Inseln im östlichen Meere Zwischen den beiden

Festländern Tiahusinju und Zimbabuye. Ich hatte den Eindruck, als wisse er genau, wie es dort stehe, obschon keine Nachricht eingetroffen war, die irgendwie beunruhigend lautete. Allerdings war es kaum möglich, daß eine solche Nachricht auch bei guter Postverbindung schon eingetroffen sein konnte.

Ich erkannte die erstaunliche magische Verwandtschaft zwischen der Seele des Acora und der meinen aufs neue, eine Verwandtschaft, die uns zusammenschmolz, ob wir es wollten oder nicht. Er sprach zu mir, als kenne ich seine Gedanken, ohne sie zuvor gehört zu haben, mit einer Selbstverständlichkeit behandelte er dabei unsere gemeinsame Abreise nach Atlantis, daß ich gar nicht zu fragen brauchte, weshalb er mich mitnehmen wolle. Genügte doch der kurze Brief, den er mir nach Apacheta geschrieben hatte. „Der Acora wartet auf den Freund“, um die Erklärung zu geben.

Ich hoffte auch auf keine Ernennung oder Beförderung und wartete auf keine Erklärung, in welcher Eigenschaft ich mit ihm reisen solle, denn die Ernennung war ja schon erfolgt, als einfacher Freund sollte ich mit ihm gehen.

Er wollte mich nur an seiner Seite wissen, er, der tausend und aber tausend Freunde hatte, die ihm sicher nicht solches Leid angetan hatten, wie ich es tun mußte, als ich ihm Atlanta Framer nicht freigab. Hatte ich doch genau gesehen, wie ihm Herz und Seele flammten, als er mit ihr in der Halle von Akapana sprach. Es gehörten keine Jahre dazu, meiner geliebten Frau zu verfallen; hatte es doch auch mich wie ein Blitz getroffen, als ich zum erstenmal Gelegenheit hatte, sie allein zu sprechen.

Und dennoch hatte der Acora sich überwunden und hatte mich seinen Freund genannt. So lange ich lebte, würde er nicht an Atlanta denken, sicher aber nicht um sie werben. Das hieß für ihn, überhaupt zu verzichten, denn ich war jünger als der Herzog und war gesund und stark. Dies alles wußte dieser Mann und zwang sein ritterliches Herz!

„Du bist nun gründlich arm geworden, Godda Apacheta“, sagte

der Fürst. „Der Acora aber ist noch reich genug, dem Freunde zu geben, was er braucht. Droben in der Burg habe ich deiner Frau Mutter alles reichen lassen, was du zu deiner Reise nach Atlantis benötigst, und ich muß nun noch eine Frage stellen, ob du mit mir kommen willst, da ich dir nicht mehr viel zu befehlen habe. Bist doch ein freier Vogel und kannst tun, was du willst."

Dies war natürlich nicht ernst gemeint, und er lächelte auch dabei, als er es sagte.

„Magst auch neben dem Tragsessel Atlantas reiten, glücklicher Mann der Sterne", fuhr er fort. „Wir wollen damit nur warten, bis es der alte Reichsgraf nicht mehr sehen kann, er möchte den Acora für noch hinterhaltiger halten, als er es schon ist. Weiß ich doch, daß ich Herrn Framers Herz mit dem Reichsgrafen reicher beschenkt habe als dich mit deiner Freiheit. Dafür hast du mir als Trost deine Liebe geschenkt und hast mir als Vergeltung für die meine – die Königin genommen. – Wenn ich an die Zukunft denke, Godda Apacheta, so will es mir scheinen, als ob es nun nicht mehr um Königinnen geht und um die Liebe, die in unseren Herzen solche Unruhe schafft, sondern um Dinge, die schwer über uns lasten, wie die steinernen Balken dieser Kalasasaya über den mächtigen Pfeilern einer verklungenen Zeit, die nun Sage geworden ist. – Bald wird auch Atlantis eine Sage sein."

Wohl klangen die Worte des Freundes düster an mein Ohr, schicksalsschwere Worte, die ich oft selbst gedacht, wenn meine Augen zum Sterne Heldung-Atlanta spähten in dunklen Nächten, aber die Stimme dieses Mannes verriet nichts von Verzagtheit und dumpfem Ergeben. Und ich sah ihn auf weitem Meere am Hebebaume des Ruders stehen wie eine starke Säule, unbewegt und mit erhobenem Blick, aber das Bild huschte vorüber, kaum daß ich es sah, und ich dachte, meine eigene Fahrt über den See von Tiahusinju habe mir diese vertauschte Spiegelung gegeben, daß ich den Freund statt meiner am Heck der Galeere zu sehen glaubte. ,

‚Mein Blut zieht mich nach Norden, Godda Apacheta", vernahm ich mit freudigem Grausen die leise Stimme des Acora.

„Lache nicht über mich, der du meiner Art bist, und wenn du mich dieses eine Mal nicht verstehen solltest, so will ich zufrieden sein, weil ich nicht alles verlangen kann."

Ich erwiderte ihm, ich würde ihn am Steuer ablösen, wenn er müde sei vom Druck der Wellen, und als ich dies sagte, weinte der Fürst und schloß mich in seine Arme.

Als wir nebeneinander weiter wanderten, rund durch die verlassenen Hallen, in denen die Leichen der Erschlagenen mit fahlen Augen gen Himmel sahen, kam der Reichsgraf Framer und meldete dem Acora, der Inga von Cuzco habe die Sperrfestungen der Halbinsel von Aztlan angegriffen, sei aber vernichtend abgeschlagen worden.

Die Zipangu-Horden aber seien nach diesem mißglückten Überfall abgezogen.

Die stolzen, mächtigen Augen des Herrn von Akapana glänzten hierbei von unbändiger Willenskraft, und man sah es ihm an, ohne daß er etwas sagte, daß der Inga in Zukunft auch in seinem starken Cuzco nicht mehr sicher sitzen würde.

„Ich werde dir aus Atlantis fünf Heerhaufen schicken, die aus der Grenzmark Ägypten zurückgekommen sind und auf den Inseln in den Soldatenhäusern liegen und auf neue Kriege warten", sagte der Acora. „Du hast lange genug darum gebeten, Reichsgraf Framer, den Inga tüchtig zausen zu dürfen. Nun habe ich die notwendige Heeresmacht frei. – Als ich kam, schien der Cuzco friedlich sich zu fügen, nun ist es nicht so, und du sollst die Grenzmark Tiahusinju Hochland nach Norden dehnen, so weit du es vermagst."

Ich sah ein Zittern hoher Freude über des alten Kriegsmannes starke Züge huschen, und der Wille schien den Reichsgrafen zu einem erzenen Block zu glühen. Ahnte er doch nicht, was des Fürsten Seele bewegte, daß nicht ein Hinaufschrauben neuer Macht das Reich Atlantis steigern sollte, sondern daß letzter Lebenswille am Steuer stehen mußte, nm den atlantischen Geist nach Nordland zu tragen, wo er geboren wurde, ehe die goldenen

Burgen auf den Inseln im atlantischen Meere standen.

Ich aber verstand den Freund. Kein Verzagen sollte Einlaß haben in den gipfelhohen Gedanken vollendeter Atlantik. Was kommen mochte, Wachsen oder Schwinden, dies alles galt gleich. Strahlend sollte der Speer der adligen Seele zu hohen Gipfeln stoßen, unbeirrt der Sonne entgegen, deren Kinder wir waren, den Uralten zu überwinden und das Schicksal zu zwingen mit ungebrochenem Willen zum Leben und zu neuer Größe. Und wenn Jahrtausende verklangen, das Lied der Nordmänner sollte nicht vergehen, das Lied vom Kampfe um die adlige Seele, die dem Freunde im All das Schwert des Schicksals aus der Hand windet.

Ruhig besprach der Fürst seine Abreise. Er maß die Zeit, da die versprochenen Heerhaufen eintreffen sollten, befahl zu bestimmter Zeit die notwendigen Tausende von zipangischen Lastträgern und Tieren ans atlantische Meer, um die Geräte und Waffen nach Aztlan zu tragen, ohne die ein Krieg gegen den Inga nicht durchzuführen sei. Und der Reichsgraf versicherte, daß die Träger zum bestimmten Tage an der Küste sein würden; er werde sich mit dem Statthalter des Tieflandes in Verbindung setzen, damit kein Aufenthalt entstünde. Und ich horchte staunend, wie die Pläne bildhaft wuchsen und sich zu deutlichen Ergebnissen formten, so daß mich beinahe eine feste Zuversicht gefangen nahm, das Schicksal des neuen Sternes Heldung-Atlanta werde noch einmal an uns vorübergehen und dem Reiche Atlantis eine Spanne weiterer Jahre der wachsenden Macht und Größe gönnen.

So sehr wirkt die zur Schau getragene Sicherheit eines großen Führers, wie es der Acora war, daß die zertrümmerte Stadt Aztlan vor meiner Seele wieder emporwuchs, und der weite See von farbigen Wimpeln schneller Schiffe wimmelte und auf den Tausenden von Terrassen der Gebirgsäcker der Pflug der fleißigen Zipangus unser tägliches Brot aus der steinigen Erde zauberte. Nordische Fahnen sah ich auf den Mauern der Ingastadt Cuzco wehen, schimmernde Heerhaufen atlantischer Männer zogen nordwärts und ans Große Meer, das nach Westen zum Mutterlande Zipangu

weist, und königliche Kriegsflotten schossen pfeilschnell über die Wogen der unendlichen Wasserwüste der Stillen See gen Westen, nm die letzten Reiche der Erde dem blauen Sonnenbanner des goldenen Atlantis zu gewinnen.

Auch über der Stadt Aztlan lag es wie eine neue Hoffnung. Nur kurz war das lähmende Entsetzen, das die Zerstörung durch das Erdbeben geschaffen hatte. Ruder Atakamas Bauleute räumten in der Kalasasaya auf und schafften Arbeit für Tausende von Pilgern, die bisher untätig auf eine Gelegenheit zur Heimreise warteten. Rücksichtslose Tatkraft lehnte sich gegen das Unglück auf, Kräne und Baumaschinen rollten heran, und aus den Werkstätten klang wieder der Hieb der Meißel und der dumpfe Ton der Äxte.

Auf der Burg wurden die Kampfspiele um die Ehrenpreise des Königs und des Acoras fortgesetzt, und die religiösen Feiern in den zahlreichen Heiligtümern des großen Aztlan lockten die Gläubigen und Schaulustigen in die weiten feierlichen Gärten der Gräberstadt. Wo aber die Erdstöße zu große Wunden in die Mauern gerissen hatten, sorgten Blumengewinde für freundlichen Betrug. So schimmerte die Hoffnung auf bessere Tage wieder um die Zinnen der ragenden Akapana, als der Acora mit seinem Gefolge von wenigen Rittern und Knechten nach Süden ritt.

Auf die Fahrt über den See, die die Reife sonst sehr verkürzte, wurde verzichtet, weil der Reichsgraf die wenigen Fahrzeuge, die sich unbeschädigt eingefunden hatten, für die Überwachung des Sees gegen die Flachboote des Ingas benötigte, und die übrigen, nicht zu schwer beschädigten Galeeren noch auf den Schiffswurfen lagen, um nacheinander ausgebessert zu werden.

Herr Framer hatte für die Reise gut vorgesorgt. Die königlichen Postämter an der Heerstraße nach Tiahusinju Tiefland erhielten Pferde und ausgesuchte Lebensmittel, dazu reichliche Vorräte zur Unterbringung des Hofstaates in Zelten, falls einzelne Posthäuser nicht ausreichten. Die Schluchtenwege am Illimani sollten wegen der Steinschlaggefahr nicht benutzt werden. Hier warnten die häufigen Erdbeben der letzten Zeit eindringlich genug.

Im Tieflande selbst sollte der dortige Statthalter für die ungestörte Fortsetzung der Reise sorgen, die auf dem großen Silberfluß zum Meere und von dort auf einer Kriegsgaleere nach den Inseln des Königreiches fortgesetzt werden sollte.

Ich nahm von meiner alten Mutter Abschied, die wieder in meiner Wohnung in der Kalasasaya wohnte, und ich war sehr bewegt, weil das drohende Schicksal des Sternes Heldung-Atlanta meine Seele umschattete. Ich riet ihr, beim geringsten Anzeichen eines schweren Erdbebens sofort die Sonnenwarte zu verlassen und zu Frau Dana auf die Akapana zu fliehen, da die Gebäude der Festung allen Erdstößen widerstehen Wurden. Jedenfalls habe ich diesem Rat das Glück zu verdanken, daß ich die gütige Frau im Schrecken der folgenden Wochen nicht verlor und daß ich sie wiedersehen durfte, und daß sie eine der wenigen Menschen war, die mir der Uralte Freund ließ. Denn als ich zurückkehrte, hatte es sich erfüllt, was der Acora und ich mit der magischen Kraft dumpfer Ahnung vorauswußten. Die Dämmerung des Reiches Atlantis und seines tausendjährigen Adels hatte begonnen und war schnell vollendet. Mit wuchtigen Hieben brach der Uralte auseinander, was er in langer, mühevoller Arbeit eines Weltzeitalters gefügt hatte, um Raum und Kraft zu neuem Anstiege seiner Freunde aus dem fernen Nordlande zu schaffen.

Dana Framer nahm meinen Kopf zwischen die feinen Hände und küßte mich wie eine Mutter und der graue Reichsgraf stand eine Weile unschlüssig vor mir, als wolle er mich an seine breite Brust ziehen, mir Abbitte zu leisten für Schmerzen, die er mir nicht zugefügt hatte; aber er gab mir nur die Hand und bat mich, die Heimat zu grüßen und Aztlan nicht zu vergessen. Das war alles, aber ich kannte den Herrn von Akapana und wußte, daß diese wenigen Worte trotz allem, was geschehen war, voller Liebe waren.

Ohne Amt und Stellung ritt ich mit dem Sohne des Königs von dannen, und wir wußten alle nicht, daß er in wenigen Tagen der letzte König sein werde, der in Atlantis die Krone tragen sollte. Und Hunderttausende, die sich noch auf der Halbinsel Aztlan

drängten, weil ein Teil der Flüchtlinge reuevoll zurückkehrte und die Straße zwischen den Sperrfestungen doppelt verstopfte, jubelten dem Acora zu, als wir uns langsam durch die Menschenhaufen Bahn suchten.

Aber ein Amt und eine Würde besaß ich doch, auch wenn keine Perlen und keine diamantene Schnalle den schwarzen Gelehrtenmantel zierten: ich ritt als Freund mit dem Freunde.

Und ich habe dem Acora die Freundschaft gehalten, und der Acora mir, auch als der Uralte mir die letzte Hoffnung zerbrach und meine Liebe mit genagelter Geißel peitschte. Doch hat er unsere Seelen nicht niederringen können in letzter Versuchung. Er hat uns die schimmernde Lanze lassen müssen, sie gegen die Sonne zu schleudern, hoch hinauf, und hat die Seele des adligen Atlantis nicht überwinden können!

Ich glaube wohl, daß er sich darüber gefreut hat.

Als Vertrauter des Acora ritt ich mit und als einfacher Sternweiser und Gelehrter, und ich trug keinen Panzer unter dem Mantel und kein Schwert, nur den goldenen Dolch, den ich dem Herzog einst anbot, damit er mich verhaften lassen sollte. Selbst das kostbare Schwert des Ingas, das Herr Framer mir einst schenkte, war verloren. Die Plünderer in der Kalasasaya mochten gar nicht gewußt haben, welche Waffe sie raubten, als sie sie in meiner verlassenen Wohnung fanden.

Mitunter ritt ich neben Atlantas Tragesessel, der warm überdacht und mit durchsichtigen Scheiben weißen Bergglases geschlossen war, um der Kälte des Hochlandes zu wehren, die nachts mit pfeifenden Winden über die Halden ging. Der Tragsessel bot für zwei Menschen Raum. Den einen Platz hatte Atlanta, den anderen ihre blonde junge Dienerin inne.

Und als eines Abends vor der Rast, noch ehe die Feuer brannten, und die Dunkelheit für Dinge günstig war, die niemanden etwas angingen außer Leuten, die sich lieb hatten, zwei Arme aus dem Fenster nach mir griffen und meinen Kopf heranzogen, jubelte mein Herz vor Glück.

Ich muß wohl sehr zerstreut ausgesehen haben, als ich später mit dem Freunde beim Abendmahl saß, denn der Acora lächelte und sagte leise. „So sehen Männer, die eine Frau geküßt haben, verloren in die Flammen.“

Es fiel mir schwer, hierauf zu schweigen, und ich hätte dem Acora gerne irgend etwas an den Kopf geworfen wegen seiner teuflischen Kunst, mich zu lesen wie eine beschriebene Tafel. Denn es war kaum möglich, daß er mich beobachtet hatte.

Unsere Reife führte nach Framers Vorschlag diesmal nicht auf der befestigten Heerstraße durch die tiefeingeschnittenen Schluchten am Illimani, dem vertrauten Felsriesen, zum Tiefland, da die Erdbeben mächtige Felsmassen hinabschleuderten und die Reise zu sehr gefährdet hätten.

Wir zogen daher in atembeklemmender Höhenluft am halben Hänge des Klotzes alten Urgesteins hin und lagerten in der fünften Nacht seit unserer Abreise aus Aztlan in einem kleinen Heiligtum, das hier in ferner stiller Hohe träumte, verwaltet von wenigen atlantischen Sternweisen niederen Grades und bewohnt von einigen Familien eines eingeborenen Stammes, die wir Arowacks nannten.

Da wir angemeldet waren, hot das Unterkommen keine sonderlichen Schwierigkeiten. Für Speise und Trank hatten die Sternweisen des Heiligtumes gesorgt und auch für einen feierlichen Empfang des Königssohnes aus Atlantis, eine Begrüßung, die der Acora mit der herzgewinnenden Freundlichkeit über sich ergehen ließ, die ihm eigen war, und seine Freude war so echt und unverhohlen, daß die Priester die stolze Überzeugung gewannen, sie hätten ihre Sache vorzüglich gemacht.

Glücklicherweise verzichteten die Reiter des Fürsten darauf, in der ihnen zugewiesenen bedeckten Halle unterzukommen, weil die Steinplatten, mit denen sie gepflastert war, viel kälter waren als der rasenbewachsene Platz inmitten des Tempelhofes und weil die Rastfeuer unter freiem Himmel nicht die Aufsicht brauchten, als wenn sie in der holzüberdachten Halle gebrannt hätten.

Nur der Acora und ich saßen in bedecktem Raume, und Atlanta schlief mit ihrer jungen blonden Dienerin in der steinernen Grotte des Berggottes, die mit natürlicher Felsenwölbung überdacht war. Wenn der Acora und ich in dieser Nacht nicht so lange am kleinen Feuer vertraute Unterhaltung gepflogen hatten, so wäre es wohl schlimm mit uns ausgegangen.

Denn als wir gerade zur Ruhe gehen wollten und noch einmal ins Freie traten und die Schläfer am Feuer betrachteten, krachte die Erde mit berstendem Knall, daß wir über den Rasen kollerten wie hilflose Ballen Tuches.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, was nun weiter geschah, denn ich flog hin und her, geschleudert von der Wucht nie gekannter oder auch nur geahnter Stöße, und es war, als wolle der Riesenklotz des Illimani über uns herstürzen.

Mit ungeheurem Getöse brachen allenthalben die Felsmassen aus den Bergen los und gingen zu Tal, und auch am Bergheiligtum mußten einige dieser Schuttmassen vorübergekommen sein, denn es zog wie herber Rauch geborstenen Steinschlages über die Hallen. Und auch diese standen im nächsten Augenblick nicht mehr auf ihren Grundmauern, sondern stürzten polternd und balkensplitternd zusammen.

Was mir auf hoher See nie zugestoßen war und worüber ich immer gelacht hatte, wenn es anderen Unglücklichen geschah, das geschah nun mir; ich mußte mich nach kurzer Zeit heftig erbrechen, und auch der Acora gestand mir später, es sei ihm nicht anders ergangen.

Daß mein erster Gedanke, sobald ich überhaupt einen Gedanken fassen konnte, Atlanta war, wird man mir glauben, und über Steine und rieselnden Schutt taumelnd fand ich mich mit dem Fürsten fast gleichzeitig in der gewölbten Halle des Berggottes ein. Sie war unbeschädigt geblieben, aber Wände und Gewölbe schaukelten unter nichtendenwollenden Stößen und krachenden Wellengängen wie die Wohnkoje einer steuerlosen Galeere im Sturm.

Der Acora wollte sich auf die geliebte Frau stürzen und sie auf

den Armen ins Freie tragen, aber da geschah das Ungeheure an Beherrschung einer adligen großen Seele! Mitten im Laufe hielt der Herzog inne, ich fühlte es mehr als ich es sah, weil die Flammen der Rastfeuer nur ungewiß zurückgeworfenes Licht in die Grotte sandten. Der Acora trat taumelnd zurück und ergriff meinen Arm. ,

„Du!“ sagte er laut, um das Donnern der gewitterartigen Klänge im Schoße des Illimani zu zwingen.

So trug ich Atlanta ins rettende Freie, denn auch die Höhle war am nächsten Morgen teilweise eingestürzt, wenigstens lagen einige schwere Steine am Fußboden, die aus der Felsendecke losgebrochen waren.

Mit den Armen umschlang ich die herzgeliebte ritterliche Frau und ich merkte, wie der Acora seinen Mantel um ihren Rücken schlang, denn Atlanta war im leichten Nachtkleide, und ihr Hals und Nacken schimmerten im flackernden Rot der auftauchenden Rastfeuer auf dem Tempelhofe.

Als der Fürst hinter mir mit den weichen Decken und Kissen erschien, die Atlanta als warmes Bett gedient hatten, und aus dem ganzen Gewühl zipangischer Seide und atlantischen Linnens der blonde Kopf der Dienerin hervorschaute, spielte mir der Uralte einen Streich; ich mußte trotz der schrecklichen Lage hell auflachen, und der Acora lachte ebenfalls, weil er, der reiche Herzog den Diener einer Dienerin spielte, und er versuchte mir mit der Hand zu drohen, obschon er sie kaum bewegen konnte unter der weichen Last der jungen Dame und des doppelten Nachtlagers.

Dieses Lachen, das fröhlich zwischen das Krachen der Erdstöße klang, verwunderte die entsetzte Ritterschaft des Gefolges nicht wenig, denn dieser war das Lachen schnell vergangen, ja nicht einmal gekommen, es sei denn, sie hatten soeben noch im Traume gelacht.

Außerhalb der glücklicherweise weiter brennenden Feuer war die Nacht von dämonischer Finsternis, und nur die Stimmen der gelösten Gewalten unterirdischer Kräfte und Mächte verkündeten

das ungeheure, was nicht nur in Tiausinju, sondern, wie mir später sahen, auf der ganzen Erde geschah. Unaufhörlich vernahm ich das Poltern prasselnder Strome der stürzenden Schuttmassen, die zu Tal gingen, und aus finsterer Nacht stöhnte die gequälte Erde wie ein wundes Tier. Aus der schwarzen Tiefe, in der ich den kleinen, aber abgrundtiefen See von Hanko wußte, an dessen jenseitigem Ufer das gleichnamige Städtchen lag, schwoll ein brüllendes Rauschen an unser Ohr und verklang in der Weite, um sich nicht zu wiederholen. Was es bedeutete, sahen wir erst am folgenden Tage, als wir feststellen konnten, daß der See in die Tiefebene abgeflossen war.

Unsere Versuche, die unter den Trümmern ihrer Zellen liegenden Priester aus ihrer schrecklichen Lage zu befreien, mußten zunächst aufgegeben werden, da immer weitere Gebäudeteile des nicht sehr fest gebauten Tempels krachend in sich zusammenstürzten. Immerhin gelang es uns, bei diesem ersten Versuche wenigstens zwei Verwundete zu bergen, die aber noch im Laufe der Nacht starben.

Nur der Umstand, daß der Acora und ich nicht unter der Decke der Halle gewesen waren, als das Erdbeben einsetzte, hatte zur Folge, daß von unferer kleinen Reisegesellschaft auch nicht einem ein Leid widerfahren war. Wir konnten nun nichts anderes tun, als uns auf den Boden zu legen und die unerhörten Zuckungen des wankenden Grundes über uns ergehen zu lassen. Und da es in dieser Nacht trotz des wolkenschweren Himmels nicht regnete, so konnten wir einen furchtbaren glühenden Flammenschein aufleuchten sehen, der die Zacken der königlichen Anden zu schwarzen, harten Schattenbildern machte, und es wurde mir bald klar, als ich über die Himmelsrichtung nachdachte, daß dies der Feuerschein aus den Schlünden der Brandberge in den Meeresanden sein müsse, der trotz der riesigen Entfernung von vielen Tagesreisen mit schauriger Helligkeit zu uns herüberleuchtete.

Ab und zu schien die Wut der Unterirdischen sich zu legen, um gleich darauf mit doppelter Kraft einzusetzen. Und in allem Ent-

setzen fühlte ich, wie Atlanta meine Hand faßte und ihr blasses Antlitz auf sie schmiegte und nun ruhig auf den Kissen lag, in den Mantel des Herzogs gehüllt. Ich sah ihren Leib in den Stößen der Erde hin und her schwanken, aber sie ließ meine Hand nicht los, und ich wäre trotz des Grauens der Stunde ein Tor gewesen, hätte ich sie ihr entzogen.

Mitunter sah ich den Acora an, dessen gefaßte und gehaltene Züge im Schein des Rastfeuers leuchteten. Er sah mit ernsten stillen Augen nach dem Glutschein über den Bergen der Ande und hob sie langsam zum schwarzen Himmel empor, gleich als suche er den Stern Heldung-Atlanta, der hinter düsterem Schleier seinen uns unbekannten Weg am Himmel zog. Keines Menschen Auge aber konnte die Decke durchdringen, die zwischen uns und unserem grausamen Schicksal lag. Und dennoch wußten wir, der Acora so gut wie ich, daß der Untergang des Reiches Atlantis gekommen war.

Ich kann es nicht schildern, wie bedrückend unsere Lage war. Wille und Entschlußkraft waren ausgeschaltet, weil wir am Boden liegen mußten und froh sein durften, wenn wir nicht in die Rastfeuer rollten. An irgendeine befreiende Tat war nicht zu denken. Hilflos ließen wir uns von der wahnsinnig gewordenen Erde durchschütteln. Dazu gesellte sich in den frühen Morgenstunden ein heftiges Gewitter ohne jeden Regen, und das Getöse erreichte damit seinen Höhepunkt. In den gequälten Ohren hallte nur ein ununterbrochenes Donnern und Krachen, und niemand konnte mehr unterscheiden, ob es vom Himmel tönte oder aus der Tiefe der harten Felsen.

Als das Tageslicht matt und trübe über der königlichen Ande erschien, waren wir alle verwundert, daß der Illimani noch auf seiner alten Stelle stand und daß die eisbedeckten Berge nicht samt und sonders übereinandergestürzt waren.

Die tiefe Schlucht, durch die die Heerstraße führte, erbaut unter unsäglichen Schwierigkeiten von unseren atlantischen Straßenbauleuten, rauchte vom Staube der Schuttstürze, die aus den Wän-

den der Gebirge niedergebrochen waren, und der See, um den der Weg herumgeführt hatte und auf dem wir tags zuvor noch entlang geritten waren, war nicht mehr vorhanden. Ohne Zweifel hatte das Beben seine Ausflüsse nach Süden erweitert und seine gesamte Masse in die atlantische Niederung abfließen lassen. Das Rauschen des abflutenden Wassers hatten wir in der Nacht deutlich hören können. Und damit war es gleichzeitig sicher, daß die Mehrzahl der Posthäuser an der Heerstraße verloren war.

Jenseits des ehemaligen Sees erhob sich nun ein steiler Hang, der fast senkrecht aufragte wie ein Knochengerüst aus Lehm und Kies. Und oben auf dem Rande sahen wir die kleine Stadt Hanko stehen, die von eingeborenen Arowaks und wenigen Atlantern bewohnt wurde. Auf die große Entfernung war von Zerstörungen nicht viel zu bemerken, und nur die erwachenden Bewegungen unglücklicher Menschen verriet uns, daß drüben das Leben in dieser grausigen Nacht auch nicht erstorben war.

Gegen Mittag ließen die Erdstöße fühlbar nach, so daß wir uns wenigstens vom Boden erheben konnten.

Es war wie ein Wunder!

Der kleinen Reisegesellschaft war nichts zugestoßen. Nur einige Gepäckstücke des Herzogs lagen zertrümmert unter den eingestürzten Dächern der Hallen. Doch gelang es uns, auch diese Stücke zu bergen und neu zu verpacken, so daß wir mit dem Ergebnis der Nacht immer noch zufrieden sein durften, wenn wir daran dachten, wie es anderen Menschen gegangen sein mußte. Und Aztlan?

Die Sorge um des Reichsgrafen schöne Stadt und um die Hunderttausende, die aus aller Welt zum Feste der Kalasasaya gekommen waren, lastete plötzlich schwer auf meinem Herzen.

Ich kam aber über solche Sorgen in den nächsten Stunden gut hinweg, weil ich meine ärztliche Kunst an den verletzten Priestern und Arowaks anwenden konnte, und ich dachte, wie viele Menschen in der ganzen Welt nun ohne Hilfe und ohne wohltätige Betäubung mit Coca oder Mohn auskommen mußten. Insofern

hatten es auch diese Verwundeten besser als andere Menschen.

Glücklicherweise hatte der Leibarzt des Herzogs genügende Mengen der Linderungsmittel in seiner Kräutertasche, so daß unserer gemeinsamen Arbeit der Erfolg nicht versagt blieb.

Ich war so vertieft in meine Tätigkeit, daß ich mich kaum herumdrehte, als ich hinter mir einen vielfältigen Schrei hörte. Nach der schrecklichen Nacht konnte nichts mehr kommen, was noch unerträglicher sei, dachte ich und schiente und schnitt wieter, mit der Versunkenheit in eine Arbeit. Deren Leistung wenigstens ein sichtbares Ergebnis hatte.

Und dennoch war ich dem Acora dankbar, als er mich an die Schulter rührte und mich zum eingesunkenen Portal des Heiligtumes führte.

Der Freund deutete stumm mit der Hand nach Nordwesten, wo der Blick von unserem erhabenen Standpunkt der halben Gipfelhöhe des ragenden Eisriesen Illimani weit über das Hochland von Tiahusinju drang, über die einzigartig gewaltige Hochebene, die der See von Aztlan beherrschte wie ein selbstherrlicher König, die rauhe Höhenluft bezwingend mit seiner endlosen Wasserfläche und lebenspendend denen, die an seinen Ufern wohnten und aus ihm ihre Nahrung zogen.

Dort, wo der Blick fast im Wolkengran der Ferne den Dienst versagte, stand in der dünnen kalten Luft eine weißliche, fast graue dichte Wand, die mit schrecklicher Geschwindigkeit anwuchs und eine rollende Bewegung auszuführen schien. Und diese Wand erstreckte sich zu beiden Seiten so weit, wie die Berge der königlichen Ande nicht die Aussicht verdeckten. Sie schien ganz eben zu sein und keine Zacken zu tragen, so daß es sich nicht um einen neu entstandenen Gebirgszug handeln konnte, wie ich anfangs dachte.

Nun hatte ich beinahe auch laut geschrien, denn ich sah jetzt erst, daß die Riesenwand sich auf uns zu bewegte und daß ihr Wachsen daher nicht von unten nach oben vor sich ging, sondern daß es infolge der Verkürzung der Sehlinie erfolgte, die Wand also

in fürchterlicher Schnelligkeit auf den Illimani zueilte. Die weißlich graue Farbe des heraneilenden Walles ließ mich anfangs auf Staub raten, der, vom Winde getrieben, heranrollte, aber der Fürst sagte leise in mein Ohr. „Der See!“

Diese wenigen Worte riefen mir ein Bild in die Erinnerung zurück, das ich vom Schuttkegel hoch über meinem Landhof Apacheta beobachten konnte, als mein kleiner Süßwasser-See, in dem ich meine Fische zu fangen pflegte, über Hans und Hof, über Hafen und Galeere dahinrollte, und er hatte es damals auch gar nicht eilig und flutete scheinbar ganz langsam und selbstbewußt in die weite Fläche des Sees von Aztlan hinein. Und das grauweiße Band, wie eine kleine Mauer, sah ich spielend über die Weite huschen und fern im Nebel schwinden.

Hier aber tauchte die grauweiße Wand aus dem fernen Nebel auf und rollte auf uns zu, behäbig und selbstsicher, wie die andere, aber es war klar, daß es gegen ihre Schnelligkeit keinen Ausweg gab, und daß ihr Weg Tod hieß für den, der ihn kreuzte. Auch handelte es sich heute um ganz andere Wassermengen als damals bei Apacheta. Und während ich auf das in Sturmesschnelle heranrollende Ungeheuer starrte, sah ich die vielen großen Süßwasserseen hoch in den Bergen der kreuzenden Ande und der See-Anden durch ihre Sperren brechen, hinabgeschleudert von dem furchtbaren Beben der letzten Nacht, und über den See von Tiahusinju rollen. Und die Feuerberge auf seinem Grunde warfen ihre erdrückenden Wassermassen von sich und ließen die weite Fläche aufbäumen, und mit doppelter Wut und Höhe rannte der nasse Wall gen Süden. Ich sah mit würgendem Grauen die Flutwelle wie ein Gebirge aus Wasser und Schlamm über die hunderttausend Menschen brausen, die in Aztlan aus dem Schlummer emporgeschreckt waren, als das Erdbeben einsetzte. Weiter und weiter nach Süden sah ich das Verderben eilen, die ertrunkene Stadt hinter sich lassend, und nun stand ich wieder auf dem Eisriesen Illimani. Die Woge aber kam aus dunstiger Ferne über das Hochland näher und näher mit unerbittlicher Härte.

Hand in Hand stand ich mit Atlanta am eingestürzten Portal, auf ihrer anderen Seite der Fürst und die Ritter und Kriegsleute in der Nähe, entweder auf der zerstörten Mauer stehend oder im Grase sitzend und die dunklen Augen dem Unheil zugewandt.

Ich weiß es nicht, warum wir nicht höher auf den Klotz des Illimani zu klettern suchten, ich glaube, wir waren einfach gebannt und konnten es nicht. Schweigend sahen wir die Flutwelle nahen und wachsen, als ginge sie uns nichts an. Vielleicht ahnten wir auch unbewußt, daß sie uns nicht erreichen werde, weil das ungeheuere ausgelaufene Tal des Sees Hanko tief zu unsern Füßen lag, und daß die fürchterliche Woge unweigerlich in den gähnenden Abgrund stürzen mußte, sowie sie den Steilhang des Städtchens erreicht hatte, das oben auf der Platte der Hochebene stand.

Wir sahen die unglücklichen Menschen drüben durcheinander rennen, obschon wir nur bewegliche kleine Striche erkennen konnten, aber es war furchtbar, dies Unglück mit ansehen zu müssen, ohne auch nur eine Hand zur Rettung regen zu können. Unweigerlich mußte in wenigen Zeittakten das Schicksal der kleinen Stadt Hanko und ihrer gepeinigten Einwohner vollendet sein, und es wurde auch so, wenn auch auf andere Weise, als wir glaubten.

Die grauweiße Wand war inzwischen unheimlich angewachsen und wuchs nun schneller, als ich es für möglich hielt. Sie hatte an scheinbarer Höhe die fernen Gebirge der See-Anden längst überholt und verdeckte jede Fernsicht über das Hochland von Tiahusinju. Unter dem schäumenden Kamm der grauenhaften Welle erschien ein bläulicher Schimmer, und es war nun nicht mehr zu verkennen, daß es sich tatsächlich um riesige Wassermassen handelte, die dort über die Ebene wanderten. Am Fuße aber schien die Woge grau zu sein, und auf ihrem Kamm funkelte es schneeweiß von milchiger Gischt. Ab und zu schlug der Kamm über und färbte weite Flächen der Vorderseite hellweiß, und wenn sie über Hügel und Berge dahinfuhr oder durch Rillen und Bodeneinschnitte lief, wuchs die tiefgraue Farbe durch den aufgewühlten Erdboden fast bis zum weißschäumenden Kamm.

Und nun klang ein dumpfes donnerndes Brausen, anfangs ganz leise, aber schnell anschwellend, aus der Ferne. Das Echo der Berge fing es ein und vervielfältigte den Ton zu einem sturmähnlichen Heulen, wie ich es in meinem Leben noch nicht vernommen hatte. Deshalb ist es schwer, den Ton der grausigen Welle zu beschreiben, weil alle Geräusche, die bekannt sind, nicht die Wirklichkeit schildern können und weil die Möglichkeit des Vergleiches fehlt.

Nun mußte das Geschick der kleinen Stadt Hanko schnell vollendet sein. Es war deutlich, nur wenige Herzschläge noch und die Riesenwoge hatte in gewaltigem Anlauf den Rand der Schlucht erreicht.

Da geschah jedoch etwas sehr Wunderbares.

Kurz bevor die Woge die Stadt erreichte, brach unter dem beginnenden Druck der Riesenwelle eine gewaltige Scholle fester Erde vom Schluchtrande los und rutschte langsam in die Tiefe des ausgeflossenen Seebeckens, und zwar ohne selbst zu zerbrechen, außer vielleicht an den Randteilen, und das gesamte Städtchen rutschte mit und stand gleich darauf unversehrt fünfhundert Fuß tiefer als bisher, etwa im oberen Drittel der Schlucht, aber noch immer dicht an der neuen Steilwand. Ja, ich hatte den Eindruck, daß durch diesen Sturz selbst die Reste der Lehmhütten der Eingeborenen nicht vollends zerbrachen, sondern aufrecht stehen blieben, weil der Absturz der Stadt ohne jede Kippung erfolgt war.

Inzwischen steigerte sich das Brausen der Woge zum dämonischen Gebrüll losgelassener Natur, und trotz meines inneren Schreckens blitzte in mir der Gedanke auf, daß es dem Uralten eine tolle Freude machen müsse, so den Zerstörer zu spielen. Jäh bäumte sich die Flutwelle an den Granitbergen der königlichen Ande über dem Tale auf und quoll träge seitwärts über die Hänge hinaus, rutschende Schlamm-Massen und Geröll in unerhörter Schichtung um die alten Steinkegel schiebend, Gebirge von weißlichem Lehm um die Gebirge von Urgestein!

Über den Hang von Hanko aber brauste die Woge wie ein wil-

des Tier in die freie Luft, ins Leere, Bodenlose, und es hatte den Anschein, als habe sie einen Augenblick Richtung und Führung verloren, denn sie hing mit eingebeulter Oberfläche in der Luft, als sei sie unentschlossen, was sie nun tun solle, wo ihr so unerwartet der Boden unter den Füßen entzogen wurde. Aber das Besinnen des nassen Raubtieres dauerte nicht lange. Mit ohrenbetäubendem Krachen stürzte die bergehohe Mauer, sich weit auseinanderziehend, mehr denn tausend Fuß senkrecht in die Tiefe, eine Tiefe, der sie trotz ihrer Riesenmasse denn doch nicht gewachsen war. Und dann konnten wir nicht mehr viel erkennen, weil aus der Schlucht eine völlig dichte Masse staubartigen Wasserdampfes in den Himmel stieg, hoch über die höchsten Gipfel der gegenüberliegenden Berge der Königs-Ande, und das mit einer Schnelligkeit, gegen die das Laufen der wässernen Mauer über die Hochfläche ein Kriechen gewesen war.

Mit einem Schlage lag eine undurchdringliche Dämmerung vor unseren Augen, und nur weil wir das Vorland des Heiligtumes bis an den Steilhang, der zur Schlucht wies, noch deutlich erkennen konnten, sagten wir uns, daß der Dampf des Wassersturzes vorläufig noch nicht bis zu uns reichte.

Wir brauchten aber gar nicht allzulange darauf zu warten. Mit teuflischer Eile schoß die Gischt diesseits des weiten Tales von Hanko am Illimani empor und schleuderte zerstiebten kaltnassen Dampf hoch über uns hinauf und hüllte uns ein, so daß es beinahe finstere Nacht um uns wurde.

Ich fühlte Atlantas Kopf an meiner Schulter und schlang die Arme um sie. Auf weitere Beobachtung verzichtete ich nun, da sie doch zu keinem Erfolge führen konnte, seit die Dunkelheit mit kalten, nassen Schleiern um uns griff. Dafür versuchte ich Atlantas Züge zu erkennen, um noch einmal ihre schicksalhaften Augensterne zu sehen, nach denen ich den neuen Stern Heldung mit dem Beinamen Atlanta getauft hatte. Ich sah es ihr an – denn so viel konnte ich in der grauen Dunkelheit doch noch sehen – daß sie entschlossen war, ruhig und voll Würde zu sterben, wenn es

der Uralte beschlossen hatte, nicht nur mit uns, sondern mit dem stolzen Atlantis und dem adligen Reich auf der grünen weiten Erde.

Ich gestehe, daß ich nicht sterben wollte und hoffte, meine Schätzung werde richtig sein, nämlich daß die Woge unseren erhabenen Standpunkt auf dem Illimani nicht erreichen könne.

Und schon nach kurzer Zeit schimmerte das Tageslicht wieder tröstend durch die feuchte Nacht. Der sturmartige Wind, der im Gebirge der Anden nie ganz einschläft, fegte den Wasserrauch vor sich her und entführte ihn nach Osten. Immer heller wurde es in der jähen Tiefe des ehemaligen Sees von Hanko, Nebelfetzen huschten vereinzelt in schneller Fahrt an uns vorüber, und dann weitete sich das Tal dem forschenden Blick.

Es ist schwer, das Staunen zu schildern, welches mich beim Anblick dieser ganz neuen Landschaft ergriff. Es war, als hätte mich der Uralte, ohne daß ich meine Füße bewegt hatte, auf eine andere, fremde Stelle der Erde versetzt, und zwar an eine Stelle von unheimlicher Großartigkeit an Farbe und Gestaltung aller Erscheinungen.

Das Gebirge der Anden war, so weit der Blick zu dringen vermochte, von Grund aus verändert. Wohl konnte ich das ursprüngliche Gerippe des Berglandes noch erkennen, da allenthalben die Gipfel der Eisriesen ihr Urgestein in den Himmel reckten, wie sie es vordem getan hatten. Die Steinfälle, die beim Beben der Erde in der vergangenen Nacht niedergebrochen waren, hatten am Aussehen der Ur-Ande nichts andern können, aber nun hatte sich ein zweites Gebirge um das erste geschoben, ein Gebirge, das nach meiner Überzeugung auch in aber Tausenden von Jahren nicht von Regenfluten fortgespült werden kann, ein Gebirge aus weißem Ton, untermischt mit roten Hügeln und Schroffen, aus Schotter- und Kiesbanken größter Ausmaße und aus fließenden und rutschenden Hängen dicken, zähen Schlammes. Die Woge hatte es offensichtlich nicht ganz leicht gehabt, durch die Engen der Eisriesen am Illimani hindurchzukommen und hatte alles lie-

genlassen, was sie auf ihrer hurtigen Weiterfahrt in die Tiefe der atlantischen Niederung nicht gebrauchen konnte, nämlich die unausdenkbaren Massen von Geröll und Schlamm, die sie im wilden Wirbel mit sich führte, als sie auf die ersten Rammsporne der königlichen Anden aufrannte.

Das Becken des alten Sees war zur Hälfte mit diesem Schlamm und Gesteinstrümmern ausgefüllt, so daß der Abgrund sich geradezu vor unseren Augen geschlossen hatte. Dafür hatte sich das Tongebirge bis fast an unseren erhabenen Standpunkt an den steilen Wänden des Granitberges Illimani angestaut, und mit einem inneren Schaudern wurde mir die ungeheuere Gefahr bewußt, in der wir geschwebt hatten, als das Meer von Schlamm in der Dunkelheit der Wassergischt gegen unsere hochgelegene Festung angelaufen war.

Immer noch stürzte aus den nassen Bergen das Wasser hervor und verlief sich mit lautem Rauschen talwärts, der vernichtenden Mutter nach, die nun ihren erbarmungslosen Zug über eine der schönsten und besten Heerstraßen des Reiches fortsetzte, um sich in der Niederung im Flußgebiete des Silberlandes zu verlaufen.

Als ich meine Augen zum gegenüberliegenden Hang schweifen ließ, wo ich die nun sicher vernichtete Stadt Hanko wußte, traute ich meinen scharfen Freunden nicht, die mich doch bei der Durchmusterung der Sternenwelt des Uralten nie im Stich gelassen hatten.

Dort unten, an der gleichen Stelle, wo die Häuser der kleinen Gemeinde nach ihrem Absturz in die Tiefe gestanden hatten, lag wieder eine kleine Stadt mit eingefallenen Häusern. Oder sollte es dieselbe Stadt sein?

Auch der Acora hatte das Wunder entdeckt und deutete mit der Hand hinüber. Das Wunder war Tatsache. Die alte Stadt stand am gleichen Fleck, auf den sie den Hang hinuntergeglitten war, ehe die Woge über den Rand des Abgrundes brauste. Und in gleicher Weise, wie man unter einem großen Wasserfall hindurchgehen kann, ohne zu ertrinken oder auch nur naß zu werden, und in

gleicher Weise, wie die wäßrige Wand des Sturzes durchsichtig und klar wie eine gläserne Mauer den Pfad überwölbt, so mußte der weit ausholende Bogen der rasenden Flutwoge über die kleine Gemeinde hinweggesprungen sein, gleich als lohne sich eine solch unerhebliche Sache nicht der Vernichtung.

Trotz erneut einsetzender Erdstöße konnte sich niemand aus unserer Reisegesellschaft, auch die gleichmütigen Kriegsknechte nicht, von dem gewaltigen Bild trennen. Die Freude über die Errettung aus dieser grauenhaften Gefahr war so groß, daß sie sich in lauten Rufen und Hinweisen Luft machte, weil jeder ein neues Bild entdeckte, das von dem früheren so grundlegend verschieden war, daß sich mancher an den Kopf faßte und sich fragte, wie so etwas auf der Erde möglich sei!

Mit dem Eintritt der Dunkelheit mehrten sich die Erdstöße, ohne die Furchtbarkeit der vergangenen Nacht zu erreichen.

Ich konnte wenigstens den vielen Verletzten weiterhin Hilfe bringen und setzte meine Tätigkeit mit Unterstützung des Leibarztes des Fürsten bis in die späten Nachtstunden fort.

Die Toten bedeckten wir mit Steinen, da wir sie aus Mangel an Geräten nicht begraben und aus Mangel an Holz nicht verbrennen konnten und ruhten auf schwankender Erde die zweite Nacht am Rastfeuer. Das Krachen der niedergehenden Steinlawinen war uns nachgerade vertraute Musik geworden, und das Donnern der Unterirdischen ließen wir über uns ergehen, weil wir an der Lage nichts ändern konnten.

Aber je mehr sich die erregte Seele beruhigte, um so schwerer drückte die Sorge auf sie, was mit Aztlan, der heiligen Stadt am See von Tiahusinju geschehen sein möchte. Mich ganz persönlich quälte der Gedanke an meine alte Mutter, die nun vielleicht in der Kalasasaya oder bei Frau Dana auf der Akapana den Tod erlitten hatte, ja erlitten haben mußte!

Ich äußerte dem Acora gegenüber meine schlimmen Befürchtungen, erzählte ihm vou meinen Erfahrungen bei Apacheta und war der Ansicht, die Sperren der großen Süßwasserseen im

Norden des Hochlandsriesenbeckens von Tiahusinju seien im Erdbeben auseinandergespalten und hatten ihre Fluten quer über die weite Fläche nach Aztlan gewälzt und sie bergehoch überschüttet. Und wenn dies nachts geschehen sei, was wohl anzunehmen sei, oder gegen Morgen, so hätte sich kaum ein Mensch von all den Hunderttausenden, die zur heiligen Stadt gewallfahrtet waren, retten können.

„Und Akapana?“ fragte der Fürst leise.

„Auch Akapana, so hoch die Festung über die Stadt ragt, wurde unter der Woge begraben“, antwortete ich mit voller Überzeugung. Der Acora nickte. Auch er wußte genau so gut wie ich, wie sicher diese Meinung begründet war. Das Unglück, das über die Grenzmark Tiahusinju hereingebrochen war, kannte keine Grenzen. Nur die wenigen Burgen und Höfe des Landes, oder die kleinen Städte, die vereinzelt als bergbautreibende Gemeinden in noch erheblicheren Höhenlagen gebaut waren als die Stadt Aztlan, konnten unter Umständen wenigstens von der Flutwelle verschont geblieben sein, wenn sie auch das Erdbeben mit der gleichen Wucht getroffen haben mußte. Im ganzen aber war alles, was auf dem Hochlande atlantisch gewesen war, ausgetilgt, und nur wenige Gruppen, wie vielleicht die unsere oder vereinzelte im Gebirge, konnten als vorläufig gerettet gelten.

Meine Gedanken flogen nach Cuzco, der Stadt des Ingas. Dort gab es keinen See, der sie ersaufen konnte. Wohl mochte auch sie im Toben der Erdstöße gefallen sein, die Menschen aber mußten trotz vieler Opfer zum größten Teile leben. Mit bitterem Lächeln dachte ich daran, daß der Uralte die Herrschaft über die adlige Grenzmark nun einem Volke wie den braungelben Zipangus gegeben hatte. Denn es war klar, daß sich die geringen Reste derer, die von atlantischem Geschlechte waren, gegen die Flut der Eingeborenen auf die Dauer nicht würden halten können.

Was aber mochte im Mutterlande, in Atlantis geschehen sein? Der Acora sowohl wie ich hegten die an Gewißheit grenzende Ahnung, auch auf den niedrigen Inseln im Atlantischen Meere müsse

das Unheil und der Tod eingekehrt sein, aber wir durften nicht offen davon sprechen, um die Gefährten nicht mutlos zu machen. Es bestand ja immer noch eine schwache Hoffnung, daß die Wiederkehr des Sternes Heldung-Atlanta nicht die gleichen Wirkungen auf den Inseln ausgeübt hatte, wie bei seinem letzten Vorübergange vor fast einem Menschenalter. Nach dem aber, was wir nun auf den Höhen Tiahusinjus und am Hange des Illimani erlebt hatten, war diese Hoffnung sehr gering.

Deshalb drängte der Herzog zur Weiterreise, die mit nur einigen Herren und Kriegsknechten seines Gefolges und mit Atlanta und ihrer Dienerin durchgeführt werden sollte.

Ich ahnte schon an diesem zweiten Abend, daß die Trennungsstunde geschlagen hatte.

In tiefer Nacht holte mich der Acora vom letzten Verwundeten, den wir zu versorgen hatten, fort und ging mit mir aus dem Hofe des Bergheiligtumes auf den sanft geneigten Hang, an dessem Fuße die Gebirge von Schlamm ihr Ende gefunden hatten. Vor der verlassenen Hütte eines Arowaks, mit Binsen bedeckt und wegen ihrer leichten Bauart fast unversehrt, blieb der Acora stehen und nahm meine Hand.

Ich müsse nun nach Aztlan zurückreiten und nachsehen, was geschehen sei, schon wegen meiner alten Mutter und dem Reichsgrafen Framer. Ich solle aber sobald als möglich nachkommen, da ich nicht viel zu tun vorfinden werde, meinte er. Er wolle mir aber zwanzig Ritter und ebenso viele Knechte mitgeben, für den Fall, daß wir aufsässigen Zipangus begegneten, was aber nicht sehr wahrscheinlich sei. Er vermutete allerdings, die Pilger, welche auf den Höhen in Zelten und in kleinen Gasthäusern genächtigt hatten, könnten von der Flutwelle und sogar von dem Erdbeben verschont geblieben sein, wenn er auch bestimmt glaube, daß die große Masse der Wallfahrer mit allen Stadtbewohnern den Tod gefunden hätte. Und wenn er meine Mutter nicht in der Kalasasaya wüßte, so würde er mich nicht schicken, sondern einen anderen. So aber hätte ich am schnellsten Gewißheit über das Schicksal der geliebten Frau.

„Und dann, mein Godda Apacheta“, fugte er lächelnd hinzu. „Dann eile, daß du mich wieder einholst. Verliere keine Zeit, denn es wird in Aztlan nichts für dich zu tun übrigbleiben, als Abschied zu nehmen von einem Lande, das dir Atlanta bescherte. – Sollte Herr Framer nicht mehr unter den Lebenden weilen, was anzunehmen ist, so schickte diesen Befehl an alle Burgen, die im Lande noch stehen. Du kannst dazu einen treuen Zipangu nehmen, falls solche noch bei Aztlan auf den Bergen über der Stadt wohnen. Damit soll die Grenzmark aufgegeben sein. Du weißt, daß die Flutwelle nicht nur hier im Südosten über das Hochland rollte, sondern auch nach Süden, wo sie bis zum Großen Meere keinen Damm findet, der ihr halt gebieten konnte. Und nur unser Hochland ist bewohnt. Damit ist Aztlan aus der Geschichte des Reiches Atlantis ausgetilgt.“

Ich fragte, was geschehen sollte, wenn meine Anwesenheit in Aztlan wider Erwarten für längere Zeit notwendig sein sollte.

„Dann bitte ich dich, mir sofort den jungen Ritter Gerdung zu schicken, den ich dir mitgeben werde“, erwiderte der Acora. „Ich habe mit ihm gesprochen. Er soll Zipangukleidung anlegen und sein helles nordisches Gesicht gelb färben. Er wird meine langsam reitende Gruppe schnell einholen und mir Nachricht bringen, was geschehen ist. Aber ich bitte dich dennoch, dich zu beeilen. Auch du wirst ohne die Behinderung durch weibliche Reiseteilnehmer schnell reiten und mich vor meiner Einschiffung nach Atlantis einholen. Daß du dein Pferd nicht schonen wirst, will ich hoffen um Atlanta willen. – Sieh, Godda Apacheta, welch ein Zufall! Da kommt sie selbst aus dem zerfallenen Tor. Entschuldige mich nun, denn ich bin müde und mochte in der Frühe aufbrechen.“

Und schnell ging der Freund mit einem Gruß an Atlanta vorüber und verschwand hinter den Mauern des zerstörten Heiligtumes.

„Der Herzog schickte mich zu dir, Godda …“ begann Atlanta verlegen und zögerte, ob sie bleiben sollte.

Da lachte ich über den Zufall, den der Freund gefügt hatte und

ließ die Geliebte nicht weiter sprechen, sondern zog sie in die Hütte des Arowaks, und Atlanta folgte mir ohne zu fragen und schlang ihre Arme um meinen Hals.

Da merkten wir beide, daß der Acora Decken und seidene Kissen in die ärmliche Behausung des Eingeborenen getragen hatte, er, der Sohn des Königs, für den Gelehrten Apacheta und für Atlanta Framer. Das hatte er getan, als es dunkel geworden war und als ich bei den Verwundeten arbeitete.

Atlanta aber hatte den Herzog gesehen, wie er hin und her ging, schwankenden Schrittes wegen der heftigen Erdstöße, und jedesmal nahm er irgendein Stück mit sich, ein Kissen oder eine Decke, und sie hatte nicht gewußt, warum er es tat. Und nun lachten wir zusammen in der Dunkelheit und waren froh, daß es Nacht war und wir uns in diesem Augenblicke nicht sehen konnten.

Wir dankten im Herzen dem ritterlichen Freunde, vergaßen ihn aber dann sehr bald, ganz so wie er es sich gewünscht haben mochte, und blieben in dieser Nacht in der Hütte.

Anderen Tags trabte ich gen Norden, zurück nach Aztlan, das ich vor kaum einer Woche erst verlassen hatte, und mit mir kamen die Ritter und Knechte, die der königliche Freund mir gegeben hatte. Wenn ich mich im Sattel umdrehte, sah ich die kleine Truppe des atlantischen Thronfolgers am Hange des Illimani dahinreiten und bald hinter den Felsen verschwinden. Ein letzter Gruß mit weißem Tuche wehte aus dem Fenster des Tragesessels zurück, in dem meine geliebte Frau saß, und ich sah einen Diamanten an ihrer Hand aufblitzen wie eine Flamme, ehe sich die Berge zwischen sie und mich schoben. Es war der letzte Gruß der Geliebten gewesen, deren Glück das meine war und deren Leben und Liebe desgleichen. Und es lag auf meinem Herzen wie ein schwerer Druck, daß ich sie verloren haben könnte, trotzdem ich sie in der letzten Nacht gewann. Und der Druck wollte nicht weichen.

Immer noch rollten die harten Wellen des Erdbebens ruckweise durch den starren Leib des königlichen Gebirges der Ostande,

aber es war wenigstens möglich, wenn auch langsam, von der Stelle zu kommen. Die Pferde zeigten eine erstaunliche Sicherheit, auf dem schwankenden Boden zu gehen, aber sie schnaubten vor Aufregung hei jedem Schritt. Wir ließen deshalb die Zügel los und gestatteten den Tieren, ihren Weg ohne jede Lenkung zu nehmen, und wir fuhren gut dabei. Ich hatte es nicht geglaubt, daß man sich auch an ein tagelang andauerndes Erdbeben gewöhnen kann, und daß es die Tiere konnten, war wohl das Wunderbarste.

Das abgesunkeue Städtchen Hanko lag ohne ein Zeichen wiedererwachenden Lebens neben uns in der Tiefe, und ich glaube nicht, daß auch nur einer seiner Bewohner den Sturz in den Abgrund überlebt hat, um die Woge, die über sie hinsprang, von innen zu sehen. Tot und ausgestorben lag die kleine Gemeinde unter dem grauen Himmel mit seinen jagenden Wolken. Meine Absicht, selbst nachzusehen, was aus den Menschen in Hanko geworden war, mußte ich aufgeben, weil die Hufe der Pferde sofort hoffnungslos im Schlamme einsanken, der noch keine feste Kruste gebildet hatte.

In rieselndem Regen ritt ich mit den Meinen nachdenklich zur Hochebene von Tiahusinju hinab, die wir erst vor zwei Tagen verlassen hatten, grade noch rechtzeitig genug, um in der eisigen Höhe des Illimani dem Unglück zu entgehen, das die Macht und Herrlichkeit der atlantischen Grenzmark für immer ausgetilgt hatte.

Die Schwierigkeiten, einen gangbaren Weg nach Aztlan zu finden, waren infolge der unergründlich tiefen Verschlammung der ganzen Gegend fast unüberwindlich, und ich mußte mich entschließen, einen Umweg einzuschlagen, der durch die gebirgigen Ränder des Hochlandes führte. Unterkunft für die Nächte gab es nicht, da alle Gasthäuser und Postämter im Boden verschwunden waren, und weit und breit kein Dörfchen mehr auf der Hochebene stand. Nur in den Höhen der Anden, an deren Rande wir nordwärts zogen, sahen wir unbeschädigte leichte Eingeborenenhütten liegen, vereinzelte arme Höfchen, die für die Unterbringung einer

immerhin beträchtlichen Reisegesellschaft nicht genügten. Ich strebte aber der Burg Tikina zu, die mit dem gleichnamigen Bergbaustädtchen auf meinem Wege lag, wenn ich eine Tagereise nach Westen ausholte, und ich wollte bei dieser Gelegenheit den Befehl des Herzogs zum Abrücken nach Atlantis überbringen; ich hatte damals keine Hoffnung, den Statthalter des Landes lebend anzutreffen, der die Befehlsgewalt über seine Grenzmark hatte.

An der hochgelegenen Burg Tikina standen atlantische Ritter mit ihren Franen und Kindern nebst dem Gesinde vor zertrümmerten Bauten. Fast alle waren verwundet, viele von den stürzenden Mauern erschlagen, weil auch sie das Erdbeben in der Nacht getroffen hatte. Gleichwohl waren mehrere nur leichtverletzte junge Edelleute der Festungsbesatzung sofort bereit, mit mir nach Aztlan zu reiten und auch eine Anzahl bewaffneter Knechte aufzutreiben, die in den umliegenden Gebirgshöfen an Erzstollen wohnten und wahrscheinlich heil davongekommen waren. Auf diese Weise erhielt meine kleine Heeresmacht einen Zuzug, der sich später als sehr brauchbar herausstellte.

Die Flutwelle war in Tikina viel deutlicher beobachtet worden, als es uns am Illimani möglich gewesen war, denn sie lief dicht unter der Festung vorüber, daß man auf ihren breiten, brodelnden Kamm hatte sehen können. Sie sei wie eine gebirgshohe Mauer in einem weiten, weiten Bogen über das Hochland gezogen, soweit das Auge nur reichte, und deutlich hatte man in dem schrecklich heulenden Wirbel eine Menge toter Menschen und Tiere mitrollen sehen; so daß bei der Burgbesatzung kein Zweifel darüber herrschte, in Aztlan sei alles Leben erloschen und ausgetilgt.

Der Befehl, den ich unter diesen Umständen übergab, allerdings dennoch mit dem Vorbehalt, daß Herr Framer tot sei, nämlich die Grenzmark zu räumen und nach Atlantis abzurücken, wurde mit einem freudigen Aufatmen aufgenommen. Nach dem, was geschehen war, konnte nicht mehr darauf gerechnet werden, dem Inga in Cuzco auf die Dauer wirkungsvoll zu begegnen. Daß es gleichwohl noch zwei lange Jahre hindurch geschah, lag an dem starren

Nordlandskopf und dem eisernen Willen eines Mannes, den wir alle schon zu den Toten zählten.

Am nächsten Tage hatte sich der Schlamm, der das Hochland mit wechselnder Mächtigkeit deckte, verfestigt und zeigte eine tragfähige Kruste, die durch den rieselnden Aschenfall aus den Feuerbergen der Anden noch verstärkt wurde. Selbst häufig einsetzende Regengüsse änderten nichts an dieser Tatsache, denn der Schlamm hatte eine Unterlage von durchlässigem Kies und ließ die Feuchtigkeit schnell versickern.

Mit einer Heeresmacht von über fünfzig bewaffneten Atlantern traf ich nach Einbruch der Nacht an den zerstörten und überfluteten Sperrfestungen der Halbinsel ein. Ich sah allerdings gleich, daß es sich nicht mehr um eine Halbinsel handelte, sondern daß alles im weiten Umkreise festes Land geworden war, wo früher die flachen Buchten des Sees von Aztlan gewesen waren. Es mußten also auch neben den Süßwassermengen aus dem Norden große Teile des Sees selbst nach Süden ausgeflossen sein. Anders wäre ja auch die Riesenhöhe der Flutwelle nicht denkbar gewesen.

Damals ahnte ich noch nicht, oder wußte es nicht in dem Ausmaße, wie es mir später klar wurde, daß der neue Stern Heldung-Atlanta eine so ungeheure Kraft hatte, Wasser zu bewegen und in eine andere Lage zu bringen, als es vordem eingenommen hatte. Immerhin brachte ich das Unglück, wie es auch die Überlieferung forderte, mit dem unheimlichen Wandler in Verbindung. Viel hatte ich darum gegeben, den Stern noch einmal beobachten zu konnen, den ich in der Kalasasaya zum letztenmal wie einen Haarstern mit silbernem Kranz und Schweif gesehen hatte, aber drohend und erbarmungslos hingen schwere Wolken am Himmel von Tiahusinju und sperrten die Aussicht in den weiten Sternenraum des Uralten Freundes.

Man wundere sich nicht, daß ich den Alten immer noch mit Freund bezeichne. Wohl hatte ich diese Freundschaft immer persönlich aufgefaßt, wußte dabei aber sehr gut, daß er sich beim Hämmern des großen Schicksals nicht um den kleinen Stern-

weisen Godda Apacheta kümmerte. Und wenn er mir in jener Nacht in der Hütte durch des Acora ritterliche Seele meine Geliebte Atlanta zu eigen gab, so wollte ich als Staubkorn dieser grünen Erde, als Welle unter Wellen des nie versiegenden Stromes, zufrieden sein. Wenn ich auch entschlossen war, um mein Leben zu kämpfen, wie es ritterliche Art ist, ungebeugt und mit erhobenem Schädel bis zum bitteren Ende, so schreckte mich der Gedanke nicht mehr, nach einem Leben von Jahrzehntausenden atlantischer Größe und nordischen Adels ausgelöscht zu werden. Ich hoffte zuversichtlich, daß Atlanta das Blut meiner Rasse retten werde, wenn der Uralte beschlossen hatte, mich zu vernichten.

Kaum hatten wir die verlassenen Sperrfestungen hinter uns, als das Erdbeben erneut mit unerhörter Gewalt einsetzte, und man konnte sehen, wie der Kjappia in weiter Ferne mit zuckendem Feuerstrahl in die Luft zu fliegen schien. Wir konnten nicht daran denken, weiterzureiten, weil nun auch die Pferde stürzten. Deshalb stiegen wir ah und rasteten in kalter regnerischer Nacht ohne Feuer.

Mich aber quälte die Unruhe, und ich wollte dicht vor dem Ziele nicht auf den Morgen warten, deshalb trieb ich zum Weitermarsch zu Fuß, und der Kjappia leuchtete so weit, daß wir den Weg, oder besser die Richtung nicht verfehlen konnten. Und wenn wir, die stolpernden und schnaubenden Gaule am Zügel, auch stürzten und ausglitten, wenn die Wellen der Erde unter uns hindurcheilten mit zuckenden Stößen, so kamen wir doch Schritt für Schritt weiter und brauchten nicht im eiskalten Regen zu frieren. Es wurde uns im Gegenteil recht warm, und die Lungen der Männer gingen keuchend von den Anstrengungen des Marsches in der dünnen Höhenluft.

Daß wir auf unserem Wege ein lebendes Wesen, geschweige denn einen Menschen treffen würden, hielten wir für ausgeschlossen. Ich kannte diese eingeborenen Zipangus und Arowaks. Sie fürchteten sich in der Nacht und wurden eine solche Schrekkensnacht erst recht fürchten, falls versprengte Gruppen von

Eingeborenen noch über das Hochland irrten.

Lange nach Mitternacht betraten wir die Stadt Aztlan. Aber wir gingen über sie hinweg, als sei sie nie vorhanden gewesen, und nur die ragende Festung Akapana stand schwarz gegen die leuchtenden Flammen des fernen Feuerberges Kjappia.

Als ich mich auf den Boden legte, sah ich sogar meine Sonnenwarte Kalasasaya mit einzelnen Mauerteilen aus dem Schlamm ragen, der sie viele Fuß hoch überdeckte. Die Flutwelle war hier in Aztlan aus dem freien See ausgetreten und führte noch nicht solche ungeheueren Schlamm- und Schottermassen mit sich, wie sie es später am Illimani tat, als sie das Hochland durchlaufen hatte. Daher war die Schlammschicht, die sie über die alte heilige Stadt geschüttet, nicht sehr hoch, und Akapana schien hiervon fast ganz verschont geblieben zu sein, Wenn es auch sicher war, daß die bergehohe Woge über diesen Riesenbau hinweggegangen war wie über einen flachen Hügel. Bei der gewaltigen Breite, die die Welle dem Augenschein nach gehabt hatte, konnte nach meiner Ansicht kein lebendes Wesen gerettet worden sein, weder in der Stadt noch auf der Burg des Reichsgrafen Framer.

Ich war der Überzeugung, meine Arbeit werde nur die sein, die wenigen Gebirgsfestungen, Höfe und Bergwerke, die verschont geblieben waren, mit dem Befehl des Acora zu versehen, daß die Besatzungen mit Frauen und Kindern nach Atlantis abzurücken hatten, Um dann auf dem schnellsten Wege dem Freunde nachzueilen, um ihn noch vor seiner Einschiffung nach den Inseln des Königreiches einzuholen. Daß es anders kam, wußte ich nicht, als ich mich mit meiner kleinen Heeresmacht der ertrunkenen Festung näherte.

Das totenhafte Schweigen der verschütteten Stadt lastete schwer auf den Seelen der Atlanter, die mit mir die Stätte betraten, wo noch vor wenigen Tagen die Straßen für die Menge der Pilger nicht ausreichten, und wo in der Gräberstadt und an der Kalasasaya ein lebensgefährliches Gedränge geherrscht hatte. In einer schicksalsschweren Nacht waren alle diese Menschen aus fast al-

len Ländern der Erde hinweggefegt worden. Der Uralte wischte mit der Hand über die Grenzmark Tiahusinju, und sie war nicht mehr.

Kurz vor Tageslicht erreichten wir über angeschwemmte Kiesfelder und knirschende Massen von Truggold aus dem Berge Kjappia die Burg, die an der Ostseite bis zum ersten ihrer drei Stufenumgänge verschüttet war. Es war also nicht schwer, an dieser Stelle über die trotz Erdbeben unversehrte Mauer zu steigen und um den gewaltigen Bau herumzugehen. Trotz meiner Überzeugung, daß uns kein menschliches Wesen begegnen werde, ließ ich die Vorsicht nicht außer acht und ging Schritt vor Schritt, den Leib an die ragende Mauer der zweiten Terrasse gedrückt, zu der mir wohlbekannten steilen Treppe, die zur Festung hinaufführte. Das schwarze Gewölbe, das die hohen Stufen eng überdeckte, gähnte wie ein boshaftes Maul und schien mich anzugrinsen. Ich gestehe, daß ich eine Weile stehenblieb und nach Osten spähte, ob das Licht des neuen Tages über den regenschweren Königsanden schon zu sehen wäre. Ein grauer matter Schimmer lag über den Bergen, und der Tag konnte nicht mehr fern sein.

Die Pferde waren zurückgeblieben. Ich konnte sie hinter mir deutlich erkennen, wie sie mit hangenden Köpfen müde im rieselnden Regen standen und in den Erdstößen schaukelten, von Bergbauern gehalten, die ich aus Tikina mitgebracht hatte. Und als ich grade leise den Befehl zum Aufstieg durch die Treppe geben wollte, der wegen des unterirdischen Grollens von Mund zu Mund weitergegeben werden mußte, zischte etwas von oben her surch die Luft und schlug mit leisem Klingen in den Kies des unteren Umganges. Der Ton war zu bekannt, als daß ein Zweifel auftauchen konnte!

So klang ein Pfeil, wenn er von der Sehne schnellte!

Alles Zagen und jedes Besinnen war damit vorüber. Die Tat flammte beglückend durch das tödliche Schweigen der Akapana. Ich riß mir den schwarzen Gelehrtenmantel von der Schulter und wickelte ihn um den rechten Arm, um eine Art von Schild zu

besitzen. Mit gezogenem Dolch stieg ich eilend die dunkle Treppe hinauf. Und da merkte ich, daß ich über menschliche Leiber stieg, eingebettet in hartgewordenen Schlamm, aber ich tat es ohne Grausen, da der Pfeil mich geweckt hatte. Hinter mir hörte ich die Ritter des Acora atmen und ab und zu das Klirren einer Waffe. Die Schritte aber waren dumpf von dem weichen Pflaster, das auch sie beschritten.

Noch ehe die Treppe von einem Feind gesperrt werden konnte, war ich auf der zweiten Terrasse der Burg und stach ins Dunkele, weil ich einen Menschen zu sehen glaubte.

Und sein Schrei fuhr gellend durch das trübe Dämmerlicht des erwachenden Morgens wie ein Blitzstrahl durch lauernde Wolken. Ich kümmerte mich nicht um den hallenden Schwertschlag, der hinter mir aufdröhnte. Ich wußte, die Herren aus Atlantis taten ihre Arbeit ohne viel Besinnen, und nur die Schnelligkeit konnte Erfolg bringen.

Deshalb stolperte ich die letzten Stufen zur Platte von Akapana hinan, wieder hörte ich keuchende Lungen hinter mir und wußte, daß die blutige Arbeit schnell geschehen war, die auf dem zweiten Umgang zu kurzer Kampfrast geführt hatte.

Wieder stiegen unsere Füße über Leichen, und ich glitt einmal aus, so daß ich ahnte, es seien Erschlagene und nicht Ertrunkene, die gedrängt die steilen Stufen deckten. Schielend glotzte mich das Treppenloch mit bleichem Morgenlicht an, wie ein viereckiges verschlafenes Auge, das nur ungern von der Ruhe scheidet.

Eine schwarze Gestalt erschien in dem Lichtfleck und fragte in die Tiefe, was geschehen sei? Da die Stimme Zipangu sprach, so war es mir mit einem Schlage klar, in wessen Hand sich die größte Feste der Grenzmark befand. Die Frage brauchte nicht wiederholt zu werden, weil mein Dolch die Antwort gab.

Wach war die Burg!

Brüllend vor Furcht rannten die Toren von zipangischen Wächtern davon, und sie hatten es leicht gehabt, mich niederzustoßen, der ich ohne Panzer und Schild, ohne Helm und Schwert nur mit

Dolch auf sie eingedrungen war. Dabei schien ich den Mann, der an mich die Frage gerichtet hatte, gar nicht einmal empfindlich getroffen zu haben, denn er rannte wie ein Berghase über die Platte von Akapana, als ich nun in der Halle aus Lavastein stand und in den dämmernden Morgen spähte.

Ganz plötzlich war es nun Tag, wie es unter dem Sonnenhochstand der niedrigen Breiten zu sein pflegt, wo die Dämmerung nur kurz ist, und in Framers Halle klangen Schwertschlag und Kriegsruf, aufflammend mit dem Angstgebrüll der zipangischen Wächter an der Treppe.

Die mächtige tiefe Stimme des alten Reichsgrafen Framer dröhnte mit beglückender Deutlichkeit hinter den blitzenden Runden anrückender Bronzeschilde, aber ich sah gleich, daß die Zahl der Schildträger kaum zehn betrug, daß die Unterlegenheit der Framerschen Streitmacht gegenüber den aber Hunderten von Zipangus, die allenthalben hinter eingestürzten Mauern und Haufen toter Menschen hervorsprangen, so gewaltig war, daß unsere Hilfe grade zur rechten Zeit kam.

Mitten in dem ehemaligen künstlichen Teich, in der Nähe der Entwässerungsleitung zum Burggraben, lag eine große Kriegsgaleere mit gebrochenen Masten im Lehm halb vergraben. Wie sie hierher gekommen war, wurde mir sofort klar. Jedenfalls hatte sie die Flutwelle im Hafen auf den Rücken genommen und dem Reichsgrafen als letztes Andenken an seine stolze Flotte auf dem See von Tiahusinju gleichsam vor die Haustür gesetzt. Hinter dem zerbrochenen Schiff wimmelte es gradezu von bewaffneten Cuzcos. Diese Leute mußten auf den Höhen gewohnt haben, als die Flut kam, und waren deshalb dem Tode entronnen. Es war mir wohlbekannt, daß ihre Zahl immerhin beträchtlich sein mußte, denn rings um Aztlan dehnten sich ehedem die Zeltstädte der Pilger bis auf die Gipfel der Berge. Und diese Leute, die das Glück gehabt hatten, dem Unheil zu entgehen, hatten sich der Akapana bemächtigt, weil sie sie unverteidigt glaubten. Sie wußten aber wohl aus den Erzählungen des Volkes, daß im Königshause die

märchenhaften Schätze des Herrn von Akapana aufgestapelt lagen. Und nun waren sie auf unerwarteten Widerstand gestoßen. So unerklärlich es mir war, der alte Reichsgraf lebte und schlug sogar um sich, und das mit bekannter und gefürchteter Wucht, so daß es bisher den Zipangus aus Cuzco nicht gelungen war, die Häuser zu nehmen, die Herr Framer mit einem Häuflein atlantischer Männer ungebrochenen Mutes verteidigte.

Das unerwartete Auftauchen meiner unter diesen Umständen recht beträchtlichen Heeresmacht wendete das Blatt mit Sturmesschnelle. Dabei wirkte die Furcht vor den weißen Kindern der Sonne, wie uns die Cuzcos nannten, als unser Bundesgenosse. Von zwei Seiten angepackt, streckten die meisten der Gegner die Waffen, ein Rest verteidigte sich verzweifelt am Eingang zum Entwässerungsgraben, aus dem es kein Entrinnen gab, weil die Ausmündung in den Festungsgraben hoch mit Schlamm und Geröll aus dem See überdeckt sein mußte. Dennoch schien dieser Rest der Cuzcoleute nicht die Absicht zu haben, sich wie die anderen zu ergeben, denn nun zischten die gefährlichen Waffen dieser Männer, die Pfeile, aus dem hohen Rechteck des mannshohen gemauerten Schlundes, und als ich grade den Mantel fallen ließ und froh des schnellen Sieges den grauen Herrn Framer umarmen wollte, sah ich einen Pfeil an des Alten Kopf vorüberzischen wie einen zarten Punkt; und ich wußte, daß er grade auf mein Gesicht zuflog, wußte es trotz des geringen Bruchteiles eines Zeittaktes, der mir zum Denken blieb, und da fuhr mir auch schon der stechende Schmerz in mein linkes Auge und durch den ganzen Kopf bis hindurch zum Genick!

Mit dem nicht getroffenen Auge sah ich, starr vor Entsetzen, am Schaft des unheilvollen Geschosses entlang, und dann drehte sich Akapana um mich wie ein riesiger Kreisel; ich torkelte und rannte davon, auf den Feind zu. Das tat ich nicht, weil ich weiter kämpfen wollte, sondern nur, weil ich zufällig dem Gegner zugewandt stand. Schwarze und bunte Bilder schossen blitzartig durch mein Hirn, und ich rannte im wütenden Schmerz über den obersten

Mauerkamm der Festung ins Leere, um dem schrecklichen Pfeil zu entrinnen, und flog angstgehetzt hinan zu den Bergen der Ande und hinauf in die Wolken, immer das gesunde Auge mit fassungslosem Grauen auf den schwankenden Pfeil mit den schräg gestellten Federn am Ende des Schaftes gerichtet. Von tödlicher Furcht gepeitscht fuhr ich durch die Wolkendecke, die sich feucht und ekelhaft um meine Glieder schmiegte. Endlos schien mir der graue Weg, aber ich flog ununterbrochen hinan und kannte keine Rast.

Da blitzte die Sonne auf! Die herrliche Sonne, die ich nicht gesehen, seit die Kette des Schicksals sich würgend um das adlige Reich Atlantis schnürte und seit der Ausblick in den Sternenraum des Uralten Freundes versperrt wurde.

Ganz still war es in der eisigen Höhe, und der Schmerz saß nur noch mit einem matten Bohren im Kopf und ließ nach, je weiter ich reiste, frei in den kalten Raum hinaus, und als ich die Grenzen der schimmernden Lebensluft durchmessen hatte, schwieg der Schmerz. Aber ich flog mit wachsender Eile in den Garten des Uralten, vorüber an blitzenden Blöcken weißen Steines, die um die Erde kreisten in steten eilenden Bögen, und die wir Menschen Sternschnuppen nannten, wenn wir sie in dunklen Nächten gegen Morgen über den schwarzen Himmel ziehen sahen in huschendem Fluge. In weiter Ferne zogen sie, flinke Geister des Alls, über den Samt des Gartens, langsam scheinbar und blitzend und von strahlendem Weiß, daß die Sonne sich darin zu spiegeln schien. Blaues Feuer sah ich um ihre blanken Leiber zucken, wie kleine Blitze, und eine Sehnsucht faßte mich an, auf ihnen um die alte Erde zu reiten, die so nahe meiner Heimat um sie kreisten. Wie oft hatte ich sie als fahle Gespenster dahinhuschen sehen, und nun konnte ich sie fast mit den Händen greifen! Aber zu schnell riß mich der Flug in den Garten hinaus.

Unverwandt blickte ich am Schafte des Pfeiles entlang, dessen gefiedertes Ende nach einer weißen, hellerleuchteten Scheibe wies. Und die Scheibe ließ sich von den Strahlen der Sonne nicht ver-

decken und schimmerte wie reines geläutertes Silber im schwarzen Garten der unendlichen Weite, dunstumflossen und mit leuchtenden weißzuckenden Strahlen, die seitlich ins Leere stießen und in Nichts verglühten. Wie ein funkelndes riesiges Rad hing Heldung-Atlanta im sammeten Himmel, und ich sah sofort, daß der Wandler mit der alten grünen Erde zog, festgebannt in ihrem magischen Kreis. Tanzend in langsamer Bewegung schwangen sich Erde und Stern umeinander und eilten vereint auf der gemeinsamen Bahn um die strahlende Sonne. Da ich mit immer wachsender Geschwindigkeit von der Erde hinwegflog, wuchs Heldung-Atlanta in rasender Schnelligkeit. Der ungeheuere Stern deckte die Schwärze des Raumes zu, und deutlich sah ich silberne Gebirge auf seiner Oberflache wanken, als seien sie betrunken, sah sie übereinandergleiten und sich hoch emporbäumen und niederbrechen, als seien es spröde Tafeln aus weißem Glas. Ländergroße Schollen sah ich rätselhaft dahingleiten, als schwämmen Eisberge auf Meeren der nordischen und südischen Eislande der Erde.

Naher heran ging die betäubende Fahrt in atembeklemmendem Zuge, weil ich nun den Ätherwind zu fühlen glaubte, der mir nicht Platz machen wollte, und der Pfeil im Auge wies unbeirrt mitten in die strahlende Riesenscheibe des Schicksalssternes.

Klirren und Rauschen klang leise an mein Ohr, Länderschollen schoben sich berstend über getürmte Gebirge, klingend brachen ganze Bergesketten mit dunkeln klaffenden Rissen auseinander, und eine Flutwoge sah ich um den Stern meines Schicksals kreisen, königlich und hoch, mit langsamer steter Bewegung, uns die frostklirrenden Ländertafeln hoben sich stöhnend unter dem wäßrigen dampfenden Wall, daß ich ihre bergesdicken Seiten sehen konnte, durchgebrochen wie steinerne Platten, und sie glitten schwimmend über die Flutwelle als treibende Riesenflöße.

Mich aber packte der Zug des Balles Heldung-Atlanta und wirbelte mich in reißender Fahrt kreisend um seinen Rund, der hohen Flutwelle entgegen, die türmend mit Trümmern besät unter mir hindurch rollte. Ich sah die Nacht niederdämmern über den

furchtbaren Wandler, der nun ein Teil der Erde war, und fühlte die Eiseskälte, die mit flimmernden Strahlen seinen Leib umhüllte. In blitzenden Dunst gehüllt flog ich über dunkel leuchtende schwimmende Länder, die mit platzenden Spalten vorübertrieben, ich flog dem Tage wieder entgegen, der über weiße Eiszacken in der Ferne mit blendendem Lichte emportauchte, und über blitzende wankende Schneefelder und krachende Gebirgszüge zog ich meinen stillen Weg abermals der Nacht Heldung-Atlantas zu, durcheilte sie in kurzen Herztakten und schwamm wieder im silbernen Licht.

Unbeirrt wies der Pfeil in meinem linken Auge zur Mitte der eisigen Kugel, und als ich in schraubender Fahrt dicht über dem weißen Stern dahinglitt, sah ich im sprühenden Dunst meinen Uralten Freund auf einem Berge stehen und auf ihm über die getürmte Flutwoge steigen! Und da winkte er mir freundlich mit der Hand!

Wild stürzte ich mich hinab, ihn zu halten, denn er hatte mir viel zu sagen, und meiner Fragen waren nicht wenige, und stolpernd stürzte ich in den weichen feinen Schnee, daß er hochaufstiebte und mich in eine Wolke zartesten Pulvers hüllte. Hilflos rutschte ich in sausender Schlittenfahrt dem Hange eines Gebirges zu, daß ich über eine geöffnete Wasserspalte hinüberglitt, als sei sie nicht vorhanden, und erst, als der Hang sich hob, verlor ich die Fahrt und konnte auf die Beine kommen. Aber mit atemloser Hast rannte ich den glatten Hang hinauf, den Alten zu packen und festzuhalten, ehe er mir wieder entschlüpfte. Doch da schoß das wieße Licht der Sonne blendend über die Gipfel der Eisriesen und ließ mich kurze Zeit auch auf dem gesunden Auge erblinden, und als ich den Blick abwandte, hatte ich den Alten verloren!

Sein Lachen aber klang gut und freundlich jenseits der ragenden Zacken aus dem Licht hervor.

Heute will ich dich fangen, Zerstörer! Nicht wieder sollst du dem Godda Apacheta entkommen, Wie schon so oft, nein, wie immer, wenn ich hinter dir herlief wie ein Besessener, damit du mir deine Geheimnisse sagen solltest!

He, Alter! Was ist denn mit deinem Wandler Heldung-Atlanta? Hast ihn an deine alte Erde gebunden, damit er hinfort mit ihr reisen soll? In Trümmer schlugst du seine harte Schale von bergedickem Eis, daß das weiße kalte Blut des Sternes aus riesenhaften Brunnen unter meinen Füßen quillt, rauchend und kochend in dünnen Äthers Erfüllung, als brenne Feuer im Kern des Todeskalten. Sprudelnd dringt das Blut an den Tag und gleitet schnell und leicht ringförmig nach allen Seiten auseinander, Eisgetrümmer vor sich herschiebend in furchtbarer Gebirgsschichtung, und der weiße Ranch steigt darüber auf und flimmert in gefrorenen Federnadeln im kalten Sonnenlicht. Nun sinkt das Land, tief in den Abgrund gleitet der ringförmige Riesenwall, den die sprudelnde Quelle schuf, Eisblöcke tanzen strudelnd um die Spalte, in der die Quelle versickert und türmen sich zum Gebirgskegel auf, daß die Fluten schlürfen und zischen, zornig, daß ihnen der Weg in den Stern zurück versperrt wurde. Und mit strahligen Spießen glimmt das spiegelnde Eis in weiter weiter Kreisfläche, steinhart gefroren in der klirrenden Kälte des Gartens. Wieder brandet die Flutwelle heran und bricht die gewaltige Tafel wie Bergglas auseinander, und jubelnd schafft sich das eingesperrte Blut aus tiefen Spalten Bahn!

Ja, Uralter, eine andere Flutwelle hast du hier aufgeworfen, als die kleine, die Aztlan überrannte! Hoch hebt sie sich empor, der ich auf harter Bergesscholle stehe und nach dir spähe mit schmerzenden Augen. Ein anderes Erdbeben dröhnt um den Rund von Heldung-Atlanta, als es aus der Tiefe der grünen Erde brach. Hundertmal stärker schüttelt die Erde an ihrem neuen Begleiter, als Heldung an der Erde, und ich ahne die Kraft, die sich zerknetet. Über alle Gebirge und Eisriesen des Sternes steige ich langsam empor, gehoben von niegeahnter Flutkraft, krachend sprüht das glasharte Eis von den Rändern meiner Tafel, und ich muß nun stehenbleiben, weil vor mir das unergründliche eisige Meer aufbraust mit bläulichem Schimmer, kochend vor Eiseskälte, daß der silberne Dunst in den Garten hinausstößt mit seinen glitzernden Na-

deln; die mir Hände und Wangen peitschen wie scharfe winzige Dorne. Reif sitzt auf dem Pfeilschaft vor meinem linken Auge, und die schrägen Federn tragen eine zierliche Hülle schneeigen Staubes. Und mich friert im kühlen Dunst; ach, daß ich meinen schwarzen Mantel von mir warf, der so warm die Schultern deckte!

Kitzelst du mich im Genick, Uralter Bruder des Alls?

Ich fahre herum, daß der Schnee Um mich emporstäubt, und greife ins Leere!

Beinahe hatte ich dich gefaßt. Dort huscht dein Lachen durch den Riß der Scholle. Sieh', unter das Eis mußt du kriechen, dich vor Godda Apacheta zu bergen! -- Warum konnte Aztlan nicht schwimmen, wie meine Riesentafel, auf der ich so gut stehe?

Herrlich ist die Fahrt zu Tale, hinab von der Woge, die mit kochender dampfender Flut unter mir hindurchrollt. Nun sehe ich die Gipfel der Eisriesen wieder in Pfeilhöhe, die meine Augenhöhe ist, aber da hebt die Woge die Weltenlast des Eisgebirges auf die breiten Schultern, als sei es nichts, und reißt sie aufwärts, und ich versinke zugleich hinab ins weite Tal, voller klirrender länderbreiter Tafeln, eingehüllt in den brodelnden Wasserdunst des wandernden Meeres. Schaukelnd treibe ich dahin, wankend nicken die Berge mir zu, schweigend sitzt der Uralte irgendwo auf dem kühlen Ball Heldung-Atlanta, und Godda Apacheta sinnt dem Unbegreiflichen nach, auf einem Eisblock sitzend und den müden Kopf in die Hand gestützt. Silbern leuchtet der Pfeil, den perlendes Sonnenlicht durch weiße Schleier kristallenen Staubes streift, und von meinen Atemzügen zittert der Schaft, der aus dem Auge ragt wie eine schlanke Gerte, und wiegt sich im Takte des Blutes, das ihn umspült. Feiner Schmerz zuckt im Genick, und ich fasse an die schmerzende Stelle, wo sich die Haut neben dem Halswirbel aufwölbt.

Ein stechendes Weh zuckt darunter, aber ich lache laut auf!

Ich danke dir, Uralter, daß du mich dort gekitzelt hast! Auf einen herrlichen Gedanken hast du mich gebracht, mitten im eisigen Grauen deines furchtbaren Wandlers Heldung-Atlanta! Auf

der Landtafel von starrendem Eis hat Godda Apacheta entdeckt, daß du es wieder einmal gut mit dem Sternweisen aus Aztlan gemeint hast.

Mußte ich dazu auf deinen kalten Stern fliegen, damit ich das erfuhr? Nimmer rückwärts geht der Pfeil mit der scharfen Spitze und den beiden grausamen Widerhaken! Fest sitzt er im Kopf, und ich kenne nun seinen Weg. Kenne ich doch das Hirn des Menschen. Wie oft lag es, herausgeschält von meinem scharfen Messer, vor mir.

Unter dem Auge hindurch glitt der scharfe Pfeil und lief eine wunderliche Straße, dicht unter der Schale hindurch, die das Hirn umschließt, und dicht neben dem Halswirbel, der das Leben leitet. Dort sticht die schmerzlich kitzelnde Spitze mit ihren Haken in die Haut, daß ich die Schärfe mit verklammten Fingern fühlen kann. Wo habe ich das kleine scharfe Messer, das den Weg zu dem teuflischen Gast öffnet? Gut eingefroren ist die Haut, und das Fleisch darunter knistert vor Frost, wenn ich es zu kneten versuche, um die Spitze des boshaften Boten aus Zipangu zu umfahren. Ein kleiner Schnitt nur und ein wenig Tränen, die den Augen entquellen, weil es keine Freude sein mag, die Schärfe der Klinge zu fühlen, und die Spitze liegt frei. Ich brauche sie nur zu greifen und vom Holze zu brechen, dann muß der Schaft den Weg zurück, den er genommen, als er an Framers Kopf vorüber in meine Augenhöhle schoß, und kein Haken hemmt seinen Weg.

Wo bist du Alter Bruder? Wo hältst du dich versteckt?

Darum locktest du mich von der Erbe hinweg, im Schmerze verzweifelnd, daß ich rasend durch die Wolken über den Gebirgen fuhr und hinauf in deinen Garten flog, gepeinigt vom Fluch des Todes, der über mir schwebte wie dein Stern Heldung-Atlanta über dem großen Atlantis, der goldenen Stadt der nordischen Adelsleute.

Nun aber hast du mir den Weg geschenkt, der den Tod überwindet, und nun will ich dich sehen, der du über das Glück deines Freundes Apacheta lachst.

Atlanta, Atlanta, ich sterbe nicht! Godda Apacheta lebt und kommt zurück auf die grüne Erde, und wenn ich suchen muß, schweifend über Land und Meer, und wenn Atlantis verdarb, ich werde dich finden, Atlanta, du treue ritterliche Frau!

Durch das Krachen der Schollen sickert das eisige Schweigen des leeren Raumes, und das Dröhnen der schwimmenden Berge von Eis verklingt matt und hohl im Garten der Sterne. Fort ist der Uralte, ich fühle es wohl, und wieder habe ich ihn nicht gepackt, wie ich es so gerne gemocht hatte, seit ich lebe, und ich lebe seit vielen Weltaltern in guter Freundschaft mit dem Freunde und habe ihn nie fassen können.

So muß ich wieder bescheiden sein und weiter wandern. Wo Wasserrisse klaffen, strudelt das Naß eisigkalt um meine Füße, überdeckt mich mit hohem Schwall, und wenn der Sturz vorüber ist, rieselt erstarrendes Wasser von meinen Gliedern und gefriert zu hartem weißen Stein.

Da hebt sich die Riesenplatte, auf der ich laufe, steil rollt die Flutwelle abermals heran, daß die Gebirge der Ferne schwinden wie zwerghafte Hügel. Abermals trägt mich die geheimnisvolle Kraft empor, die das Wasser mit magischem Zuge bewegt; da stößt die Platte hinaus ins Leere, und ich fliege davon.

Eine wilde Bosheit rinnt durch mein erfrorenes Herz, denn hinter mir, auf dem Stern Heldung-Atlanta, höre ich das verklingende Lachen des Uralten, als bedauere er mein Scheiden. Ich weiß es wohl, er hat mich wieder hintergangen und versucht nun, mich auszulachen. Hat jedenfalls dicht neben mir gestanden, als ich auf der Scholle saß und seinen Rätseln nachdachte. Nun ist es mir, als habe er mich mit einem Tritt ins Leere gestoßen, in den Staubdunst des Sternes, der nun mit der Erde wandelt, auf stillem Wege um sie kreisend, statt allein zu ziehen in nahezu gleicher Bahn.

Wie müde der Frost die Glieder macht!

Kalt wird mein Hirn, und ich kann nicht mehr denken. Und wie ich die Augen schließen will, merke ich, daß das linke Auge den freundlichen Dienst versagt, weil der dünne Schaft des Pfeiles un-

ter ihm steckt mit beharrlicher Bosheit, und zwischen dem Spalt, den der Pfeil erzwingt, sehe ich die Erde, eingehüllt in weiße Wolken, auf denen die Sonne leuchtet, und ich sehe mit müdem Augenrund die Flammen der Feuerberge aus dem trostlosen Rauch schimmern, überall flammen sie auf der Wolkenkugel, die keinen Einblick auf Meer und Land gestattet, und der feine Dunst schwefliger Gase sticht betäubend in die Nase.

Als ich den Wolkenschleier durchstoße, fühle ich, daß ich eingeschlafen bin, zufrieden und glücklich, weil ich den Weg kenne, der den Tod überwindet.

DIE LETZTE BURG

Godda Apacheta ist kein Gespenst.

Der Sternweise der Kalasasaya hat nie den Ehrgeiz gehabt, harmlose Menschen zu schrecken, daß ihnen die Haare zu Berge stehen vor Grauen und Entsetzen.

Und doch mußte ich nun sehen, daß meine Erscheinung solche Wirkung hatte, und ich ahnte anfangs gar nicht, daß solche Wirkung möglich sei, weil mein Hirn noch nicht denken konnte und weil ich gar nicht wußte, daß ich auf Akapana zwischen erschlagenen Zipangus und pfeilgetroffenen Atlantern lag. Ich fühlte wohl, wie der Regen rieselte, aber ich wußte nicht, daß es Regen sei. Ich hörte wohl den leisen Atem eines Mannes in meiner Nähe, aber ich wußte nicht, daß Menschen atmen und daß man es hören kann. Ich hörte auch Stimmen und Waffenklirren, aber ich wußte nichts von Kampf. Voller Staunen blickte ich am Schaft meines Pfeiles hinauf, der schwarz gegen den nächtlichen Himmel wies, und fragte mich verwundert, wie das schwankende dünne Holz wohl in mein Auge gekommen sei, denn es konnte doch nicht darüber schweben!

Und dann wußte ich von stechendem bohrenden Schmerz im Hirn und fühlte das Blut auf der ganzen Bahn klopfen, die der dünne Pfeil durch meinen Schädel gedrungen war, und auch seine Spitze fühlte ich gegen die Innenwand der Haut stechen, dicht neben den Halswirbeln. Und wenn ich den Kopf zu drehen such-

te, verhundertfachte sich der stechende Schmerz, daß ich fast wieder das Bewußtsein verlor und die Augen schließen wollte. Als ich es aber tat, konnte ich mit dem linken Auge immer noch am Schaft des Pfeiles entlangsehen, und der war dann wie ein kurzes, fast punktförmiges Stöckchen mit einem Federbausch daran. Sonderbar, wenn ich das andere Auge zu Hilfe nahm, wuchs der Pfeil mit Blitzesschnelle und wies boshaft in den schwarzen Himmel.

Mir gefiel dieses Spiel, und deshalb ließ ich den Pfeil wachsen und schwinden, so oft ich wollte, und hatte keine anderen Sorgen.

Ich hörte irgendeine Stimme vom freien Abzug mit Waffen reden, aber es kümmerte mich nicht, was andere Leute redeten. Auch hatte ich es nur halb verstanden, vielleicht deshalb, weil die Worte auf Zipangu gesprochen wurden, und was gingen mich die gelben Menschen von Cuzco mit ihren Schlitzaugen an?

„So wirst du einen weiteren Tag hungern, Inga, und dich dann entschließen“, hörte ich eine tiefe Stimme, die ich irgendwo einmal gehört haben mußte.

Und die Stimme sprach weiter, hart und schonungslos, von bedingungsloser Übergabe und Ablieferung der Waffen, von Feldgericht und gerechter Vergeltung, und ich wußte immer noch nicht, wer da redete. Ich vergaß es auch bald und setzte mein Spiel mit dem veränderlichen Bild des Pfeiles fort, und die Stimme summte mir im Ohr, denn es war eine Stimme der Heimat gewesen, mit nordischer Betonung, wie sie meine alte Mutter hatte, die ja auch ans Nordland stammte.

Und über dem Pfeil erschien wie im weißen Nebel das Bild der geliebten alten Frau mit dem weißen Haar und lächelte mich an, als liege ich in der Wiege in unserem Hause in dem goldenen Atlantis, und ich streckte die Arme aus und wollte sie ihr um den Hals legen, um zu weinen, ich weiß nicht warum.

Da stieß ich mit der Hand gegen den Schaft des Pfeiles, als ich die Arme sinken ließ, und der furchtbare Schmerz hinten im Genick ließ mich hochfahren.

Da wurde ich wach und reckte vorsichtig die lahmen Glieder, die recht steif geworden waren vom langen Liegen unter dem Haufen kalter stiller Männer.

Und als ich aufrecht im Scheine eines kleinen Feuers stand, das in einiger Entfernung, ich wußte nicht wo, flackerte, hörte ich gurgelnde Aufschreie und polterndes Fortstürzen, daß ich mich verwundert fragte, wer sich denn in dunkler Nacht hier herumtreiben mochte. Dicht vor mir aber erhob sich eine menschliche Gestalt, die hinter einem Wall von Toten gekniet hatte, und ich sah, wie ihr Schild und Streitbogen aus der Hand fielen und wie sie sich aufrichtete und beide Hände abwehrend gegen mich ausstreckte.

An Haltung und Kleinheit der Gestalt erkannte ich in dem Menschen einen Zipangu, und ich befahl ihm, mich zu stützen, denn ich begann plötzlich wieder zu schwanken und fürchtete, abermals niederzusinken. Dazu hatte ich aber keine Lust, und so herrschte ich den Burschen an, er solle mich nicht so töricht anglotzen, sondern neben mich stellen, damit ich meinen Arm um seine Schultern legen könne.

Ich weiß nicht, ob er mich verstand, vermutlich gelang es ihm aus irgendeinem Grunde nicht, den Sinn meines Befehles zu verstehen. Deshalb ging ich auf ihn zu, packte ihn am Arm und zog ihn zu mir heran, daß er sich fast an meine Brust lehnte. Dabei sah ich das Weiße seiner schielenden, glotzenden Augen starr auf mein Gesicht gerichtet und hörte ein sonderbares Klappern, wie wenn jemand vor Frost die Zähne aufeinander schlagen. Wie ein willenloses Bündel lehnte der Mensch an meiner Brust, und ich schlang den Arm um seine Schulter und begann auszuschreiten, wie es nicht anders möglich ist, dem Lichte zu, nämlich dem Feuer, dessen Schein ich gesehen hatte. Gehorsam, mit schwankenden Knien, schlich der Zipangu neben mir her und trug geduldig die Last meines Leibes, die ich schwer auf ihn lehnte, denn meine Müdigkeit kannte keine Grenzen.

Gemeinsam kletterten wir über den aufgeschichteten Menschenhaufen, der vor dem dunklen Loch der Entwässerungs-

leitung lag, dicht an der Stelle vorüber, an der das fluchtartige Gepolter erklungen war, als ich mich aufrichtete. Und da mich der Zipangu immer noch anglotzte, so sah ich ihn wieder an, um ihm Mut zu machen, da er aus irgendeinem Grunde recht ängstlich zu sein schien. Doch als ihn mein Blick traf, verdoppelte sich das Klappern seiner Zähne, und nun war es mir klar, daß der Mensch ganz erbärmlich fror. Ich glaubte ihn mit gutmütigem Mitleid angesehen zuhaben, aber die Augen des Zipangus rollten in ihren Höhlen und kamen dennoch nicht von meinem Gesicht los. Gleichwohl torkelte er gehorsam Schritt vor Schritt auf das Wachfeuer zu, hinter dem rötliche Lichter flackerten, als ständen dort Menschen mit Panzer und Waffen.

Lautlose Stille tropfte durch die Nacht, das Blut tickte in meinem Kopf, und ich hörte die schweren röchelnden Atemzüge meines freundlichen gelbhäutigen Helfers.

Da klirrte ein bronzener Schild auf dem Boden.

„Godda Apacheta!“ brüllte eine mächtige Stimme aus dem funkelnden Haufen hinter dem Feuer, und „Godda Apacheta!“ gellte es im Echo heiserer Stimmen nach.

Einen grauen Kopf sah ich durch die Flammen springen, mitten hindurch, daß die Funken um mich lohten, und dann fühlte ich einen riesenstarken Arm um meinen Schultern, aber der arme Zipangu, der mich so treulich geführt hatte, flog mit einem ungeheuren Fußtritt durch den Funkenregen in die Gruppe der wartenden Schildträger. Nun erkannte ich, wo ich war.

Dicht neben mir glühte das alte harte Gesicht des Reichsgrafen Framer von Tiahusinju im flackernden Lichte, und der graue Schädel drängte sich liebevoll an meine Wange. Tränen sah ich über den furchigen Backen des alten Herrn rinnen, als er mich fast in den Arm nahm und zur Framerschen Halle führte, mit mütterlicher Vorsicht und Zärtlichkeit. Fast wollte mir das Bewußtsein wieder schwinden, aber da erkannte ich ein gutes vergrämtes Gesicht unter schneeweißem Haar, und ich konnte wirklich das Wort Mutter ganz deutlich sprechen, daß die geliebte Frau aufschluch-

zte und dabei lächelte, um mir zu zeigen, daß sie sich freue, mich wieder zu haben.

Dann saß ich in Framers Lehnstuhl am Tisch, und Kissen steckten mir weich im Rücken und wohlige Wärme flutete um meine ausgefrorenen Glieder. Heißen Fruchtsaft sog ich gierig ein und wunderte mich nicht einmal, daß es nicht Wein sei, den ich jetzt sehr gerne getrunken hätte.

Auf einem Schemel am Tisch saß der Zipangu, zusammengesunken und zerbrochen, aber noch immer starrte er mich an, als sei ich ein Gespenst und nicht Godda Apacheta, der Sternweise von Aztlan.

Bekannte gute Gesichter sah ich im Scheine einer matten Öllampe leuchten, aber alle starrten mit verlegenem Entsetzen auf meine Augen, bis ich endlich begriff und leise auflachte. Der Pfeil steckte ja noch immer im Kopf und ragte wippend und zitternd aus der Höhle meines linken Auges über den polierten Tisch, und ich dachte mir, daß es wirklich recht toll aussehen müsse.

Mit torkelnder, läppischer Bewegung reichte ich den goldenen Becher meiner Mutter zum Füllen hin, und ich bat sie, sie solle nicht weinen, es ginge mir gar nicht so schlecht, ich sei nur durstig und müde, und etwas essen mochte ich auch, wenn zu so später Stunde noch etwas in der Küche aufzutreiben sei.

Mehrere Diener und Mädchen, die in der Ecke lautlos gewartet hatten, stürzten auf diesen Wunsch hin hinaus, um das Verlangte zu holen, und so schnell wie in jener Nacht bin ich in meinem Leben noch nicht bedient worden.

„Wir müssen den Pfeil herausbekommen", sagte ich zu Herrn Framer, dessen verwittertes Gesicht neben mir glühte.

Meine alte Mutter begann wieder zu weinen und sagte, ja, den Pfeil müsse man entfernen, aber ich sah schon ein, daß niemand es für möglich hielt; denn wir Atlanter kannten die grausamen Geschosse des Landesfeindes nur zu gut. An ein Herausziehen war im allgemeinen wegen der scharfen Widerhaken nicht zu denken, und nun gar bei einem Auge, das so verletzlich ist!

Und weil das verlegene und schmerzliche Schweigen fast komisch wirkte, erfaßte mich eine unerklärliche tolle Heiterkeit, eine Lebensgewißheit, die mir der Uralte, wie ich mich plötzlich dunkel erinnerte, auf dem eisigen Stern Heldung-Atlanta eingeflößt hatte, als er mir den Gedanken eingab, den Pfeil auf die einfachste Art der Welt zu entfernen.

Ich blickte mit schwimmenden Augen in die Runde.

Da saßen die Ritter von Aztlan und Atlantis, da saß der alte Herr Framer und meine gute Mutter mit dem zuckenden Munde, da standen die jungen tapferen Edelleute aus Tikina mit vor Entsetzen und Mitleid weit geöffneten Augen, da starrte des Zipangus gelbes Antlitz mit den verdrehten Glotzaugen auf mein Gesicht, und Frauenschluchzen klang leise aus einer Ecke, so daß ich mich umdrehte, um nachzusehen, wer es sei, der um Godda Apacheta weinte. Und ich vermißte Dana Framer. Es waren nur drei junge Mädchen aus der Kalasasaya, Kinder, die ich gut kannte, weil sie der Obhut meiner Mutter anvertraut gewesen waren und deshalb häufig bei ihr saßen, wenn ich am Schreibtisch arbeitete. Es war zu nett, wie die jungen Dinger um mich weinten, und ich hatte fast mit geweint, wenn ich nicht so boshaft lustig gewesen wäre.

„Wo ist Frau Dana Framer?“ fragte ich leise, als das Schweigen drückte. Ich hätte die gütige Frau gerne gesehen und ihr Grüße von ihrer Tochter Atlanta, meiner Eheliebsten, ausgerichtet.

Zunächst antwortete niemand auf die Frage, dann erwiderte der Reichsgraf mit seiner harten, unbewegten Stimme, Frau Dana sei ertrunken.

Ich weiß es nicht mehr, ob diese Mitteilung einen großen Eindruck auf mich machte, so traurig sie gerade für mich war, hatte ich sie doch alle, die hier in Akapana wohnten, mit Ausnahme der atlantischen Herren des Acora und der wenigen Jungedlen aus Tikina für tot gehalten. Nun saßen sie alle um mich herum und sahen mich an wie ein wunderbares fremdes Tier.

„So so“, sagte ich nur zerstreut und sah am Schaft meines Pfei-

les entlang, der gerade auf den Zipangu zeigte.

Ich fragte, wer der Mann sei, der mir so freundlich über den Haufen gefallener Krieger hinweggeholfen habe?

„Es ist der Inga von Cuzco“, erwiderte Herr Framer kurz.

Wieder kam mir das Lachen, obschon es schmerzte, und ich meinte, ich habe da einen prächtigen Fang getan, ohne es zu wollen, und ich bedauere es nur, daß der Inga nun werde hängen müssen. Framer aber schüttelte den grauen Kopf.

„Ich wollte ihn hängen, wenn ich ihn zur Übergabe gezwungen hatte, weil er die Gastfreundschaft des Reiches Atlantis mißbraucht hat. Nun aber soll er ritterliches Gefängnis haben, da du ihn auf so eigenartige Weise gefangengenommen hast“, sagte der Reichsgraf. Ich verstand diese Milde nicht ganz, war aber zufrieden mit der günstigen Entscheidung des Herrn von Akapana und dachte, sie entspräche so recht der ehrenhaften Sinnesart des alten Ritters. Und nun stellte ich die gefährliche Frage, wer mir den Pfeil aus dem Auge ziehen wolle?

Da sank des Reichsgrafen Haupt vornüber auf den Tisch, und er antwortete mit erstickter Stimme, er könne es nicht, und er wolle es nicht sagen, warum er es nicht könne.

Ich sah meine Mutter an und lächelte, so sicher war ich. „Du, Mutter?“ fragte mein pfeilbeschwingtes Auge. Und die Frau nickte mir zu, aber ich sah, daß sich ihr Herz in Qualen wand.

Da tat mir meine Bosheit leid und ich bat die Mutter, mit leiser Hand mein Genick zu betasten. Ob sie da etwas fühle?

Oh, wie schnell Mütter verstehen, wenn es sich um das Leben des Kindes handelt! Zunächst schluchzte sie vor Glück, denn sie war nicht umsonst die Frau eines Arztes und Rechengelehrten und die Mutter eines Sternweisen und Heilkundigen, daß sie nicht augenblicklich die Flamme der Hoffnung auflodern fühlte in einem Herzen, das ein langes Leben immer für mich geschlagen hatte.

Wieder mußte ich ein Lachen unterdrucken, weil die Entschlußkraft die welken Züge der Greisin straffte daß sie fast jugendlich aussahen, und sie stand auf, und ihre Befehle flogen leise

in die Dunkelheit vor der Türe des Saales, so daß ich eiliges Laufen in den steinernen Hallen hörte und unterdrücktes Rufen und leises Schelten.

Bis die Diener mit dem warmen Essen kamen, betrachtete ich verloren den armen Inga von Cnzco, den ich auf so sonderbare Weise gefangengenommen und eigentlich auch vor einem schmählichen Tode gerettet hatte. Als ich aber mit Herrn Framer ein vernünftiges Gespräch anfangen wollte, versagte mein Hirn, und ich starrte müde vor mich hin und ärgerte mich über den Pfeilschaft, der jede Bewegung meines Kopfes hartnäckig mitmachte.

Das Essen ließ ich nicht stehen, obschon ich bei den ersten Bissen keinen rechten Hunger mehr hatte. Dann kam meine Mutter wieder und bot mir mit einem Lächeln einen kleinen Kristallbecher mit grüner Flüssigkeit. Ich wußte, was es war, und prüfte den Inhalt, als müsse ich ihn selbst einem anderen Kranken geben. Er genügte, um von den Schnitten des Messers nichts zu spüren, Oder doch nur wenig, deshalb nickte ich zustimmend, sah noch einmal in die Runde und trank den Becher mit Cocasaft mit einem Zuge leer.

Still wartete ich auf die Wirkung des Betäubungsmittels, und der Reichsgraf hielt meinen Kopf, damit er nicht auf den Tisch sinken oder auch nur mit dem Pfeilschaft die polierte Platte erreichen könne, und dann rückte ich in die frische Ferne, die der Coca vorgaukelt, daß die Seele wunschlos und glücklich ist und der Leib ohne Schmerzen, und als ich der Mutter, die hinter mir stand und die ich deshalb nicht sehen konnte, sagte, sie könne nun anfangen zu schneiden und solle nur vorsichtig die Pfeilspitze ringsherum umfahren, damit sie sie herauslösen und vom Schafte abtrennen könne, da legte sie schon die feine Silexspitze der unheimlichen Mordwaffe vor mich auf den Tisch. Und ich blickte ganz leer und verwundert auf sie hin, wie sie weiß mit blutigen Flecken auf der schimmernden Fläche des edlen Holzes ruhte. Als ich aber den Kopf zurück auf die Lehne des Framerschen Sessels legte, daß der

Pfeilschaft gegen die Decke zeigte, und als der Mutter alte runzlige Hand fest und ohne zu zittern nach dem dünnen Holz griff, schien es mir wie ein Wunder, daß man solchen Dingen zusehen konnte, ohne zu erschrecken.

Langsam bewegte sich der teuflische Schaft, und ich wußte nicht, daß atemlose Stille in Framers Halle herrschte und daß viele Hände in grauenhafter Furcht die Augen deckten und verkrampfte Finger die Lippen hielten, bis ich wie fernes Rauschen ein brausendes Stimmengewirr zu hören glaubte, das unwirklich und verworren an mein betäubtes Ohr klang, und schluchzendes, stoßendes Weinen von Frauen und Mädchen und das Rücken von Stühlen, und Laufen und Rufen.

Ein altes gutes Gesicht beugte sich über mich, aber ich konnte es kaum erkennen, weil ein nasser Strom aus meinem Auge rann, und ich dachte mir, es sei wahrscheinlich Blut. Aber wenn es Blut war, so mußte der Pfeil nicht mehr im Auge stecken! Taumelnd richtete ich den Kopf auf, aber er wollte mir nicht gehorchen und sank vorneüber in die Hände der Mutter. Rot sickerte es durch die feinen alten Finger, die mein Gesicht hielten, und ich fühlte, wie sie meinen Kopf aufrichtete, und dann wußte ich gar nichts mehr, als daß es sehr still und schön um mich und noch stiller und schöner in meinem Herzen war.

So lag ich in den Armen der Mutter, die allein den Mut gehabt hatte, dem Kinde erneut das Leben zu schenken, wie sie es ehedem getan, und ich hielt sie für meinen uralten Freund und lachte, weil er plötzlich so zärtlich sein konnte, der sonst immer nur den Spott bei der Hand hatte, wenn es galt, Godda Apacheta zu nekken.

Siehst du, lieber Bruder, auf deinem Stern Heldung-Atlanta, in Frauenkleidung mußt du kommen, dein Herz zu verbergen und mir Gutes zu tun. Ich glaube gar, du hast dich von Anbeginn in Mutter versteckt, weil du nicht zeigen wolltest, daß du auch weich sein kannst. Es ist wichtig, daß ich nun weiß, in welcher Gestalt du am liebsten auf deiner grünen Erde einhergehst.

Immer neu und überraschend bist du mir!

Die Wirkung des Cocatrankes war inzwischen vollkommen geworden. Ich lebte in einer unbekannten, aber guten Traumwelt, ohne Wunsch und ohne Schmerz, und ich glaube, daß ich die Menschen in Zukunft beneiden konnte, die gewohnheitsmäßig das milde Gift trinken.

Auch ich gewöhnte mich daran, weil ich wußte, daß es wenig schädlich war, und weil meine alte Mutter nur zu bereitwillig immer wieder den schmerzstillenden Trank an mein Lager brachte. Sie hatte wohl ihre Gründe, daß sie es tat, denn ich wußte nicht, daß die Wundöffnungen sich nicht schließen wollten und daß die Heilung sehr langsam vor sich ging. Daß ich das Licht des linken Auges verlor, merkte ich allerdings selbst, aber im Rausche des angenehmen Giftes kümmerte es mich nicht.

Wenn die Wirkung des betäubenden Trankes vergangen war, lag ich wach auf dem Rücken und schaute gegen die goldene Decke eines Zimmers, das im Königshause lag. Framer hatte es mir gegeben, und daran erkannte ich seine unermeßliche Dankbarkeit für die rechtzeitige Hilfe aus schwerer Kampfesnot, und vielleicht auch für die Gefangennahme des Ingas, wenn ich an dieser Heldentat auch wirklich recht unschuldig war.

Bohrender Schmerz saß mir in den wachen Stunden im Kopfe, aber mitunter wollte ich an dem teilnehmen, was um mich geschah, und trank den Becher nicht, den mir die Mutter gab, um meine Schmerzen zu betäuben. Dann hörte ich durch die kleinen Halbrundfenster in den dicken Mauern des Königshauses Stimmengewirr und Peitschenschlag von der Platte der Akapana hallen, stechender Brandgeruch zog in feiner Verteilung über mein Bett, so daß ich einmal fragte, was draußen geschehen sei.

Die Mutter erwiderte, der Reichsgraf ließe die Leichen verbrennen und den Hof der Burg durch gefangene Zipangus säubern und freigraben, weil der Schlamm viele Fuß hoch läge und immer neue Tote aus dem Lehm hervor-kämen. Die gefallenen Atlanter seien schon vor vielen Wochen mit der Galeere, die im

Teich der Burgplatte halb verschüttet gesteckt habe, verbrannt worden, aber ich habe es nicht sehen können, weil ich im Wundfieber gelegen habe.

Da erinnerte ich mich der Flutwelle und fragte, ob es richtig sei, was ich erlebt zu haben glaubte, und wie es möglich gewesen sei, daß die Mutter und die anderen der Woge entronnen seien, obgleich die Flut sicherlich bergehoch über alle hinweggegangen sein müsse. Ich erfuhr, die Rettung der Mutter und dreier junger Mädchen aus der Kalasasaya sei nur zufällig möglich gewesen, denn die Frauen seien aus irgendwelcher Unruhe heraus in der Nacht des furchtbaren Erdbebens nicht in der Kalasasaya gewesen, sondern zu Dana Framer auf die Burg gegangen, um von den fernen Kindern zu sprechen, die auf dem gefährlichen Wege nach Atlantis wären. Das Erdbeben hätte kurz vor Mitternacht begonnen und furchtbar gewütet, aber die Gebäude der Akapana hatten keine Handbreit nachgegeben. Ich kenne ja die zuverlässige Bauart der riesenhaften dicken Lavawände.

Dana Framer sei trotz des sturmartigen Schwankens der Mauern in die Halle hinabgestiegen, um nach dem Reichsgrafen zu suchen und die Dienerschaft zu holen. Sie sei dann in der Halle von dem Wasser der Flutwelle überrascht worden und habe sich nicht mehr in die oberen Schlafräume retten können. Und nur diejenigen, die zufällig in diesen oberen Räumen geblieben waren, seien dem Unglück entronnen, wenn sie auch samt und sonders lange Zeit bis an den Hals im Wasser hatten stehen müssen. Höher als die kleinen Rundbogenfenster sei die Flut in den Schlafräumen nicht gestiegen, weil die Zugange zu diesen Zimmern von unten her angelegt seien und die Luft über den Fenstern nicht habe entweichen können. Leider seien die Ritter in ihren Schlafsälen bei Beginn des Bebens fast alle auf den Hof gelaufen, um im Freien zu sein, und diese seien alle ertrunken und von der Flutwelle fortgespült worden. Von der großen Besatzung der Festung Akapana, die weit über fünfhundert Edelleute und Kriegsknechte gezählt habe, seien kaum zehn dem Tode entronnen, und das seien die

gewesen, die zurückgelaufen waren, um irgendeinen Gegenstand, an dem ihr Herz hing, zu retten.

Alle hatten nur an das Erdbeben gedacht, aber nicht an eine Woge, die über Akapana hinweggehen konnte, und da es Nacht war, so konnte sie nicht gesehen werden.

„Ich stieg mit den Mädchen auf Bett und Tisch, als das Wasser mit unerhörter Wucht in das Schlafzimmer eindrang“, schloß die Mutter. „Wir klammerten uns an die bronzenen Fackelhalter an den Wänden und harrten in völliger Finsternis scheinbar endlose Zeit hindurch aus, bis das Wasser plötzlich ebenso schnell sank, wie es eingedrungen war.“

Auch Herr Framer war auf diese Weise gerettet worden, denn er suchte grade die einzelnen Räume ab, um die Insassen ins Freie zu holen, als das Wasser plötzlich erschien und ihn zur Flucht auf einen Tisch zwang. Auch der alte Reichsgraf hatte sich an einen Kronleuchter klammern müssen, den Kopf dicht unter der steinernen Decke des Raumes, in dem er grade war. Und das Wasser hatte auch hier die Luft nicht verdrängen können, da die starke Steindecke trotz des Erdbebens völlig dicht geblieben war. Und die Flut war vorüber gewesen, ehe die eingepreßte Luft sich dennoch durch irgendwelche dünne Risse oder Spalten einen Ausweg hatte suchen können.

„Und dann kamen die Zipangus aus den Bergen und griffen die Festung an?“ fragte ich.

Ja, so wäre es denn gekommen, erwiderte die Mutter und streichelte meine Hand. Der Inga selbst, der sich bis dahin verborgen gehalten hatte, habe die Zipangus geführt, und nur mein und der atlantischen Ritter rechtzeitiges Eintreffen habe verhindert, daß die Burg mit den wenigen Verteidigern in die Hand des Cnzcos gefallen sei. –

Der Reichsgraf schien mir wieder guten Mutes zu sein.

Seine dröhnende Stimme herrschte über die Platte von Akapana, daß es eine Freude war, sie zu hören. Ich erfuhr, daß von den Stufenäckern der Berge die Ernte nach der Festung gebracht wur-

de und daß Tausende von herumirrenden Pilgern, die dort oben in Zelten gewohnt hatten, für den Herrn von Akapana arbeiteten, ohne daß er sie dazu zwingen brauchte, denn die Staatskasse des Herrn von Akapana war wohlgefüllt und die Arbeiter wurden zwar gering, aber pünktlich bezahlt.

Als meine Mutter mich auf meine dringende Bitte ins Freie ließ und mich in warme Decken gehüllt vor dem Königshause an windgeschützter Stelle bettete, daß mein verbundener Kopf sogar die matte Sonnenwärme fühlte, die vom dunstigen, raucherfüllten Himmel zu mir hinabdrang, sah ich selbst, daß Herr Framer gar nicht daran dachte, die Grenzmark aufzugeben. Daß wir uns in Aztlan befanden, war eigentlich nur noch an dem fast unveränderten Aussehen der Festung Akapana zu erkennen, im übrigen war das Land völlig fremd geworden. Der See fehlte völlig, der früher mit frohem sonnigen Blau die heilige Stadt mit seinem feuchten Band umschlungen hatte. In weiter Ferne stand ein grauer Streifen vor den Bergen der Ande, und meine Mutter erklärte mir, dieser graue Streifen sei der See von Aztlan, nun eine Tagereise von uns fortgerückt.

So weit ich die gewesene Stadt überblicken konnte, ragten nur einzelne Mauerteile an höher gelegenen Stellen aus einer weißgrauen Schicht von Sand und Lehm, und ich konnte mir denken, daß man diese grauen Felder nur mit furchtbarem Grauen betreten könne, weil in vierfacher Manneshöhe übereinander die Leichen ertrunkener und eingebetteter Menschen und Haustiere liegen mußten. Wenn der Wind von der Stadt nach Akapana hinauf wehte, brachte er den schrecklichen Geruch der Leichen mit, die aus der Todesschicht zu oberst herausragten.

Wolken von Adlern und Geiern schwebten über der unglücklichen Stadt, und wenn einer der jungen Ritter von der Brustwehr der Feste aus einen Stein in weitem Bogen in die Tiefe warf, stieg an der Stelle, an der er niederfiel, ein schwarzer Schauer dieser gefräßigen Vögel in die Luft, um sich schnell wieder hinabzulassen, ihre schaurige Mahlzeit fortzusetzen.

Herr Framer war mit der Tätigkeit dieser Tiere gar nicht so unzufrieden, denn der Herr von Akapana dachte immer als sorgender Vater seiner Grenzmark. Was die Geier taten, brauchte er nicht ausführen zu lassen, schon weil die Arbeitskräfte zur Überdekkung dieser Unmenge von menschlichen und tierischen Leichen nicht ausreichten. Durch die Arbeit der Raubvögel aber färbte sich das Leichenfeld, das sich über die Stadt und ihre weite Umgebung ausdehnte, von Tag zu Tag weißer von unzähligen Knochen. Ich kann mir das ratlose Erstaunen eines Mannes denken, der, vielleicht nach vielen Jahren oder Jahrhunderten, über das weißgraue Feld von Knochen und weißem Lehm schreitet, aus dem die obersten Teile der eingestürzten Mauern riesiger Bauten hervorschauen. Er wird den Kopf schütteln und zu dem fernen glänzenden Strich des großen Sees in der Augenlinie vor den Bergen der kreuzenden Ande hinübersehen, er wird die Reste der ausgedehnten Hafenanlagen anstaunen und sich nicht erklären können, wie Aztlan eine Seestadt sein kann ohne See.

Herr Framer hatte aber doch seine Sorgen anderer Art, wenn seine Stimme auch so klang, als kenne er so etwas nicht. Ich sah ihn mitunter an der Mauer neben dem Treppenaufgang stehen und in die Ferne zum See von Aztlan blicken, der nun nicht mehr der See der großen heiligen Stadt war, und ich las gleichsam durch seinen Rücken hindurch die Qual, die in seiner Seele war. Früher war Aztlan eine dichtbesiedelte Halbinsel gewesen, und die beiden Sperrfestungen an der Landenge schützten die Gemeinde vor jedem Angriff zu Lande. Zur See aber war Herr Framer der unumschränkte Gebieter gewesen. Nun lag die verschüttete und ertrunkene Stadt allen Angriffen von allen Seiten her preisgegeben, und auf dem fernen See kreuzten erst wieder einige kleine Boote, die den Namen von Kriegsgaleeren gar nicht verdient hätten, wenn nicht einige wenige seebefahrene Nordmänner sie geführt hatten.

Die Macht des stolzen Atlantis in ihrer Grenzmark gegen das Volk des Ingas von Cuzco war recht klein geworden, und bescheiden die Mittel, die zur Aufrechterhaltung dieser Macht dienen

konnten. Die Grenzfestungen in der kreuzenden Ande hatten aufgegeben werden müssen, weil die hinter eingestürzten Mauern haltenden wenigen Atlanter von überlegenen Horden Zipangus angegriffen und zum Teil vernichtet worden waren. Selbst mein Lehen Apacheta samt Stadt und Burg war in der Hand des Gegners. Solange es den Cuzcos auf der kreuzenden Ande jenseits des Sees gefiel, waren die Atlanter in Aztlan noch unbeschränkte Herren über die ausgestorbene Grenzmark Tiahusinju, über diese wiete Hochebene ohne Volk.

Diese Gedanken mußten den stolzen Reichsgrafen schwer drükken. Von den himmelragenden Bergen der Ande drohte lauernd die erdrückende Macht der Cuzcos und schien unsichtbar über das leere verwüstete Land zu schleichen, übersät mit Steinen, zugedeckt mit weißem Lehm, dem Grabe der Hunderttausende, die ehedem das Hochland trotz rauhen Wetters und magerer Ernten bewohnt hatten. Ein Grab der Völker aller Erdteile war Aztlan geworden, denn wir hatten mehr denn dreißig verschiedene Rassen gezählt, die ans der ganzen Welt zum Feste der Sonnenwende zur Kalasasaya gewallfahrtet waren. Alle deckte der graue Schlamm des Sees, in tiefer Einsamkeit schwieg das unfreundliche Land und jagte Schauer der Verlassenheit wohl auch über den Nacken des starrköpfigen Alten von Akapana, der des Reiches Herrlichkeit nicht lassen wollte, gegen Schicksal und Richterspruch des Uralten, gegen Cuzcos und gegen Tod und Verzweiflung.

Wir, die wir seine letzten Ritter waren, wußten, daß der Befehl des Herzogs von Acora an die Besatzung der geretteten Burgen und Gemeinden, nach Atlantis in die Tiefebene abzuziehen, nur für den Fall galt, daß Herr Framer durch das Flutunglück das Leben eingebüßt hatte. Nun aber lebte der alte Herr, war tatkräftiger und gesünder denn je zuvor und dachte nicht daran, seinen Posten aufzugeben, den ihm der König in Atlantis anvertraut hatte. Er wußte nicht, daß er gegen Machte ankämpfte, denen auch sein unbeugsamer Wille nicht gewachsen war, und er wußte auch nicht, was mir mit rätselhafter Ahnung als Gewißheit galt, daß

auch Atlantis aus der Geschichte dieser Erde gestrichen war.

Dennoch gefiel mir der Vater meiner geliebten Atlanta. Anders konnte dieser Mann nicht sein. Auch er schleuderte die Lanze seiner Seele zu höchsten Gipfeln, unermüdlich mit dem Uralten um die Führung ringend, und siegreich schließlich trotz Niederlage und Schicksalsspruch des Sternes Heldung-Atlanta.

Inzwischen fieberte ich vor Ungeduld, dem Freunde nachreisen zu dürfen, der nun schon lange zu Schiff nach Atlantis gefahren sein mußte, der mich aber erwartete und dem ich folgen mußte, weil ich es ihm versprochen hatte und – weil mein Herz mich zog; nicht allein zu ihm, sondern vielmehr noch zu Atlanta, meiner ritterlichen Frau.

Die Sonne, fast immer noch in Wolkenschleier gehüllt, war schon langst wieder zur Winterwende geschritten, und ich merkte, daß ich fast drei Vierteile eines Sonnenjahres krank auf Akapana gelegen hatte, weil der Schußkanal, den der Zipangupfeil durch meinen Schädel geschlagen hatte, nur sehr langsam verheilte und häufig wieder aufbrach, um Wasser und Eiter zu entleeren. Mein linkes Auge, mit dem ich anfangs noch ganz leidlich hatte sehen können, war nun völlig verloren, und eine Binde lag unschön über der Höhlung.

Als eines Tages für kurze Zeit die Sonne matt durch die Wolken brach, und ich auf leise zitternder Erde vor dem Königshause saß, fragte ich einen vorübergehenden Ritter, der mit mir die Festung entsetzt hatte, ob er wisse, wo mein schwarzer Gelehrtenmantel geblieben sei. Ich habe ihn damals kurz vor meiner Verwundung zu Boden gleiten lassen; es müsse in der Nähe der Entwässerungsleitung gewesen sein, wo ich den Inga unfreiwillig verhaftet hatte. Vielleicht sei der Mantel bei den Aufräumungsarbeiten in der Nähe der zerbrochenen Galeere gefunden worden. Es war nun ein unvernünftiges Verlangen, den Mantel wieder haben zu wollen, den ich im nächtlichen Kampfe vor zweiunddreißig Wochen von mir geworfen hatte, aber während dieser Zeit war ich fast ohne Bewußtsein gewesen und dachte nicht daran, daß dies alles schon

so lange her sei, daß sich kein Mensch mehr meines Mantels werde entsinnen können.

Dennoch wußte es der Ritter sehr genau.

Er erwiderte, den Mantel habe Herr Gerdung mitgenommen, der junge Ritter des Acora. Er habe selbst mit einigen anderen Rittern, die neben mir gefochten hatten, meinen Tod durch Pfeilschuß ins Gehirn festgestellt und habe deshalb keine Bedenken gehabt, den Mantel zu nehmen. Gerdung sei am gleichen Tage nach der Rettung der Burg durch meine kleine Streitmacht in zipangischer Kleidung und mit gefärbtem Gesicht hinter dem Herzog zum Illimani hergeritten, um ihm die Nachricht von der Wiedergewinnung der Akapana und der Rettung des Herrn Framer zu überbringen, da ich es nicht mehr übernehmen konnte.

Warum er denn meinen Mantel mitgenommen habe, fragte ich.

„Er hatte dich mit dem Pfeil im Hirn fallen sehen, und auch ich sah dich fallen und während des Kampfes regungslos auf dem Rücken liegen“, erwiderte der Ritter ruhig. „Das Geschoß saß dir fast anderthalb Hände breit im Hirn, das konnten wir an der Restlänge des Pfeilschaftes wohl sehen, und so hielten wir dich für rettungslos tot. Deshalb ritt Herr Gerdung davon und nahm dem Fürsten von Acora den Mantel mit, ich glaube allerdings nicht für den Fürsten, sondern für die edle Frau Atlanta. Wir wußten doch alle, daß Godda Apacheta die Tochter des Statthalters von Tiahusinju liebte.“ Da sank mir der Kopf müde und schwer auf die Brust und ich antwortete nicht mehr auf weitere Fragen, die der junge Ritter tat, so daß er mich schließlich verließ und wahrscheinlich dachte, es sähe doch sehr schlimm mit dem Sternweisen von Aztlan aus.

Wie bitter ich in dieser Stunde fühlte, daß meine Willenskraft immer noch gelähmt war! Wie schrecklich mußte das lange Krankenlager an mir gefressen haben, daß ich mutlos den Kopf sinken ließ. Ich hatte das Spiel verloren. So lange ich lebte, wollte der Acora nicht um Atlanta freien.

Nun war Godda Apacheta tot! Und wenn er von den Toten auf-

erstanden war, so war er in Atlantis ein unwillkommener Geselle, der nur ein lächerliches Schauspiel eines unglücklichen Vermißten spielen konnte, wenn er je den Acora und die Geliebte wiedersah. Damals hatte ich noch nicht die unbestimmte Hoffnung, Herr Gerdung könne vielleicht den Herzog nicht mehr erreicht haben oder unterwegs umgekommen sein. Ritt er doch durch aufständiges Land, und niemand wußte, wie es in Tiahusinju Tiefland aussah! Aber diese Hoffnung gab mir noch nicht den Schwung, den ich nötig hatte, den Acora und Atlanta zu suchen. Krank und vergiftet war meine Seele, und ich trank wieder die betäubende Coca.

Einmal erzählte mir meine Mutter, die Wachen auf der Platte hätten nachts einen riesengroßen Stern am Himmel stehen sehen, als sich die Wolken für kurze Zeit verzogen hatten. Und der Stern sei wie eine weiße Scheibe gewesen und fast kreisrund, aber es hatte ausgesehen, als schwebte ein Nebelschleier um ihn.

Ich nickte nur. Wußte ich doch längst, daß Heldung-Atlanta am Himmel um die alte Erde kreiste, ich hatte ihn ja selbst gesehen und mit eigenen Füßen auf seinen schwankenden, ländergroßen Eistafeln gestanden und war über seine Flutberge hinweggestiegen wie über dreifache Gebirgshöhen. Und wenn ich auch wußte, daß dies alles nicht Wirklichkeit gewesen war, so schien mir die Bestätigung durch die Wachen, der neue Stern stehe in Riesengröße am Himmel, keine überraschende Neuigkeit zu sein.

Meine Seele aber war seit dieser Zeit nicht mehr in Aztlan. Sie eilte über Länder und Meere und suchte den Acora und die geliebte Frau. Mit weiten stillen Wogen zog das Weltmeer an mir vorüber, während ich auf einsamem Schiff nach West und Ost kreuzte, um die Heimat zu finden, die Inseln, auf denen das goldene Atlantis stand. Und nirgends fand ich es!

Unabsehbar wogte das Meer zwischen Zimbabuye und Tiahusinju, aber Atlantis sah ich nicht. Und abermals dachte ich mit wehem Herzen an den Spruch des Acora. „Sorge, daß dein Leben lang ist!"

Nun, ich hatte dafür gesorgt, daß ich den Tod überwand, aber

fast grollte ich der alten guten Mutter, daß sie mir abermals das Leben geschenkt hatte und küßte gleichzeitig voller Reue über solche Gedanken ihre alte gute Hand. Und sie lächelte und sah mich an, wie ich glaube, daß auch der Uralte lächeln kann, dem die Frauen so nahe stehen, weil sie Menschen das Leben geben können wie er.

Eines Morgens stand ich im hellen Sonnenschein an der Brüstung der Burgmauer und schaute in die Ferne und suchte Atlanta mit der Seele. Da flammte meine alte Tatkraft auf, die so lange im süßen Giftrausche der Cocablätter geschlummert hatte, und ich wußte, daß ich von nun an die Schmerzen tragen wollte, die noch leise in meinem Schädel wühlten, daß ich aber nie wieder den Becher berühren würde, der Vergessenheit und Stille in das gequälte Herz senkte. Weit streckte ich meine abgemagerten Arme der dunstigen Ferne entgegen, durch die ein matter Sonnenstrahl seine weiße Lanze schoß, und ich sandte das Herz über die königliche Ande und über Berg und Tiefland nach Atlantis, der Geliebten zu.

„Der Inga von Cuzco grüßt Godda Apacheta, den Sternweisen", härte ich hinter mir eine Stimme in schlechtem Atlantisch, und als ich mich umdrehte, stand mit seiner ständigen bewaffneten Begleitung der Herrscher der Zipangus aus dem Norden von Tiahusinju vor mir. Ich wunderte mich nicht, daß der Mann mich anredete, denn seit Herr Framer ihm ritterliches Gefängnis zugesichert hatte, behandelten wir ihn wie einen gefangenen König und nicht wie einen Verräter, der die Gastfreundschaft gebrochen und die Gastfreunde überfallen hatte. Ich dankte ihm für den Gruß und erwiderte ihn freundlich, hatte aber die stille Hoffnung, er werde sich damit zufriedengeben und mit seinem Kriegsknecht weitergehen.

„Sohn der Sonne, du schaust nach Osten, wo deine Heimat ist", begann er nach einer Weile von neuem. Wieder hatte ich keine Lust, mich mit dem Inga auf ein Gespräch einzulassen und schwieg, so daß er ohne Bescheid fortfuhr, er riete mir, bald abzureifen, denn die Akapana sei nicht mehr lange der sichere Hort der

Atlanter, der sie früher gewesen war. Schon hatten die Cuzcos unter der Führung seiner Sohne die kreuzende Ande überschritten und strebten über See und an beiden Ufern der Stadt Aztlan zu.

Ich sah den Menschen etwas ungläubig an. Wenn es der Fall war, welche Gründe hatte dann der Landesfeind, mir dies zu erzählen?

Der Inga sah meinen mißtrauischen Blick und fuhr leise und eindringlich fort, er könne dies unbedenklich sagen, da in wenigen Stunden die Nachricht auf der Akapana eingetroffen sein werde. Ich möge meine Augen nach Norden zum fernen See wenden. Dort ritten atlantische Männer über die Ebene auf Akapana zu. Es seien die Besatzungen der letzten Kriegsfahrzeuge Framers auf dem See von Tiahusinju. Und da sie zurückkämen, so sei es sicher, daß sie ihre Boote gegen die Übermacht der Cuzcos verloren hätten. Noch sei es Zeit aus der Burg zu gehen, ohne Schwertschlag und ohne Verluste. Später würde das vielleicht nicht mehr der Fall sein, wenn er auch hoffe, daß seine Söhne die Kinder der Sonne ungekränkt nach Atlantis abziehen lassen würden.

Ich antwortete ihm lächelnd, er müsse doch wissen, daß uns der Hall der Schwerter lieb und gewohnt sei und daß Aztlan dem König in Atlantis gehöre und nicht den Cuzcos. Da zog der Inga sein gelbes Gesicht in höflich bedauernde Falten und ging.

Ich aber spähte mit dem gesunden Auge nach Norden und sah die angekündigten Reiter in der Ferne über den trockenen Schlamm des früheren Seegrundes traben, und ging zum Reichsgrafen und teilte ihm die Unterredung, die ich mit dem Inga gehabt hatte, mit. Der Alte antwortete nicht, und ich wußte, daß dies nicht aus Unhäflichkeit geschah, sondern unter dem schweren Drucke der Sorge um das Ende der Grenzmark.

Es waren nur fünf Ritter und acht Knechte, die nach Mittag in der Akapana eintrafen und mit den lahmen Pferden am Zügel die steile Treppe hinaufstiegen. Ihre Meldung brachte nur die Bestätigung der Worte des Ingas, und daß sie die Kriegsboote nicht gutwillig hergegeben hatten, bewiesen die zerschlagenen Helme und

die blutenden Wunden. Sie waren die letzten Männer der kleinen Kriegsflotte des Reichsgrafen Framer, die er mit verbissenem Trotz auf dem nun so weit entfernten See neu aufgestellt hatte, und der Herr von Akapana fragte nicht nach den übrigen Männern, weil er die Antwort im voraus wußte. So dankte er nur kurz für die Meldung und ließ die Leute versorgen.

Ich aber konnte nun nicht mehr fortreiten, wenn ich auch ein freier Vogel war und nur dem Freunde verpflichtet. Aber in der Akapana wurde nun bald jeder Schwertarm hundertfach wiegen, und deshalb zwang ich meine Sehnsucht in die Brust zurück und blieb.

„Du kannst gehen“, sagte Framer kurz zu mir, als es Abend geworden war. „Noch ist es Zeit, und du hast dem Acora versprochen, so bald als möglich nach Atlantis nachzukommen.“ Ich erwiderte, ich werde erst nach einigen Wochen reiten, ich fühle mich noch nicht kräftig genug.

Da sah sich der Reichsgraf vorsichtig um, ob niemand in der Nähe sei, und zog mich an seine breite Brust.

Gleich darauf hörte ich seine tiefe Stimme vor den Lebensmittelhäusern auf der nachtdunklen Platte von Akapana schelten.

Was Herr Framer tat, war eine Torheit. Ich wußte es so gut, wie es der Acora gewußt hatte, daß die Grenzmark mit dem Häuflein Atlantern, das dem Verderben entgangen war, nicht gehalten werden konnte, aber Framer war der Statthalter von Tiahusinju und nicht ich. Wenn die Sache auch später einigermaßen gut abging, so war daran nicht der alte Hartkopf schuld. Und da er bleiben wollte, so blieb auch ich, entgegen meiner besseren Überzeugung, denn ein Teil unserer adligen Torheit ist die Furcht vor dem Schein der Furcht, die keine Nachgiebigkeit kennt, bis der letzte Schild zerschlagen ist.

So falsch dieser Ehrgeiz in diesem Falle war, nicht zu weichen und zu wanken aus der Grenzmark Tiahusinju, solange sich noch ein Arm rühren konnte, so richtig ist er im Leben der Volker, die sich Raum und Sonne erkämpfen müssen. Auch diese tausend-

jährige Überlieferung schlief in meinem Blut, und nur deshalb blieb ich bei Herrn Framer. Wiederum aber hatte der Uralte es gut mit seinem Freunde Godda Apacheta gemeint, das sah ich später voller Reue ein, denn wenn ich allein mit wenigen Rittern zum Tieflande gefahren wäre, so hätte ich nie ein Schiff erhalten, den Acora zu suchen. Damals aber wußte ich nicht, wie es in der Statthalterschaft des Stromlandes in der Niederung des Landes Tiahusinju aussah, und ich blieb aus nordischem Trotz, der sich gegen die ganze Welt auflehnt, ob es klug ist oder nicht.

So kam es, daß wir schon in einer der folgenden Nächte mit fast der ganzen Festungsbesatzung nach Norden marschierten und den Gegner im Morgengrauen anfielen, obschon das Unterfangen den Abertausenden von gelbbraunen Gesellen gegenüber fast aussichtslos genannt werden konnte. Aber der Reichsgraf kannte seinen Gegner und seine Furcht vor den Schwertern der Sonnensöhne, und er behielt noch einmal recht.

Fast ohne eigene Verluste schlugen wir eine große Heeresmacht gutausgerüsteter Cuzcos in die Flucht und mußten die Gefangenen wegjagen, weil wir uns davor ekelten, einfache Kriegsknechte, die sich ergeben hatten, zu erschlagen. Gleichwohl wurde aus dem Siege ein überstürzter Rückzug, weil eine große Zahl solcher Cuzco-Gruppen uns seitlich überholte und uns zwang, mit höchster Eile nach Akapana zurückzukehren.

So kam es, daß die alte Festung eines Tages von allen Seiten umstellt war, und es verschlug wenig, daß wir den König der Belagerer in unserer Gewalt hatten. Daß der Inga lebte und in ritterlicher Haft auf der Burg saß, schienen die Cuzcos zu wissen, denn sie standen ohne Zweifel mit den Bergzipangus in Verbindung, die auf den Stufenäckern der Gebirge für uns arbeiteten. Nachtliche Ausfalle aus der Burg hatten fast gar keinen Erfolg, denn der Feind floh augenblicklich, wenn die ersten Schwertschläge durch die Dunkelheit hallten.

Ich sah eines Morgens des Ingas lächelndes Gesicht aus dem Fenster seines Haftraumes schauen und ärgerte mich, daß dieser

Mann ewig zu grinsen schien. Er nickte mir freundlich zu und rief mich an. Fast ohne es zu wollen blieb ich stehen und fragte, was er wünsche.

„Ich biete euch freien Abzug mit allem, was ihr mitnehmen wollt“, sagte er laut.

Auf diese Unverschämtheit antwortete ich nicht und ging weiter, mußte aber im Herzen eingestehen, daß dieser Mensch die furchtbare Lage, in der wir uns befanden, richtig würdigte. Seine Cuzcos, die unter der Führung der Ingasöhne draußen lagen, nahmen kein Gefecht an, weil sie wußten, daß wir uns nicht allzu weit von Akapana entfernen durften, wenn wir nicht hoffnungslos abgeschnitten werden wollten. Und deshalb war das Angebot des FÜrsten von Cuzco gradezu edelmutig zu nennen, so sehr sich der Trotz dagegen auflehnte, dies einzugestehen. Wenn dieser Zustand eines halben Krieges, jedenfalls eines Krieges ohne jeden ernsten Kampf, so weiter ging, so mußten wir letzten Atlanter der Grenzmark Tiahusinju eines Tages den schweren Gang wagen, mit Frauen und Kindern eine Gasse durch die Feinde zu schlagen und nach Osten zu marschieren.

Wir konnten uns ausrechnen, wie lange die Lebensmittel der Festung ausreichten. Ein Jahr konnte Herr Framer noch in Akapana aushalten, dann aber kam das bittere Ende.

Gesprächsweise berichtete ich dem Statthalter den Vorschlag des Ingas. Da tat der Alte das, was ich nie von ihm gehört hatte, er stieß einen wilden Fluch aus und verbot mir, mit dem Inga zu verhandeln. Ich schwieg natürlich zu dem ungerechten Tadel, der in dem Verbot lag, schon deshalb, weil die Manneszucht während des Kriegszustandes eine Antwort nicht zuließ. Herr Framer starrte in die Ferne, als könne er die königliche Ande mit den scharfen grauen Augen auseinanderbrechen und in das Tiefland hinabsehen, das nun schon seit einem Jahre schwieg und keine Nachricht schickte.

„Der Acora versprach mir fünf Heerhaufen aus Ägypten“, knurrte er verzweifelt vor sich hin. „Sie müssen nun kommen, es

ist die höchste Zeit, sonst sitzen wir hier auf verlorenem Posten." Ich erwiderte, die Zustände in der Heimat hätten möglicherweise die Absendung der Truppen verhindert. Seit dem Unglück, das die Grenzmark so vernichtend getroffen hätte, sei jegliche Post aus der Heimat ausgeblieben und das könne nicht allein an der Zerstörung der Posthäuser liegen. Diese wären aus der Statthalterschaft Tiefland schnell ausgebessert und neu besetzt worden, wenn es möglich gewesen wäre. Nicht einmal der staatliche Schnelldienst, der wichtige Nachrichten innerhalb vierzehn Tagen von Atlantis nach Aztlan befördert habe, sei wieder eingerichtet worden. Und die Boten, die der Statthalter nach Tiefland geschickt habe, seien nicht wiedergekommen. Alles dies müsse seine Gründe haben, und nach dem, was in Tiahusinju-Hochland geschehen, seien mir die Gründe klar.

„Der Acora hält, was er verspricht", sagte der Reichsgraf, als habe er gar nicht zugehört.

„Auch der Herr von Akapana pflegt seine Zusagen zu erfüllen", erwiderte ich mit einem Lächeln, obschon ich wußte, daß diese Bemerkung nicht ungefährlich war.

Da fuhr der alte Ritter auch schon auf und blitzte mich mit den prächtigen Adleraugen an, daß mir fast schwach wurde. Was ich damit sagen wolle?

Ich erinnerte ihn in geziemender Bescheidenheit an die Abmachungen mit dem Acora in der Kalasasaya kurz vor der Abreise des Thronfolgers nach Atlantis, wonach der Reichsgraf binnen eines halben Jahres mehrere tausend zipangischer Lastträger an die Küste des atlantischen Meeres schicken sollte, und nun sei ein Jahr vergangen, und der Reichsgraf habe sie immer noch nicht geschikkt und müsse nun damit warten, bis die Ingasöhne nach Hause gegangen seien, die mit ungezählten Tausenden bewaffneter Männer vor Akapana lagen. Entweder also seien der Acora und der Reichsgraf eidbrüchige Elende, oder es seien beide noch immer die ritterlichen Männer, die unbedingt zu ihrem Worte ständen. Wenn das letzte der Fall sei, so habe das Schicksal wohl ihre Macht, nicht

aber ihre Ehre zerbrochen, und es sei daher gar nichts verloren.

Auf diese Worte schwieg der alte Herr und wandte sich ab, um sein Gesicht nicht zu zeigen Mit dem breiten Rucken mir zugewandt stand er gesenkten Hauptes unter den ziehenden Wolken seiner Grenzmark, den Wolken, hinter denen auch Herrn Framers Schicksal als weiße strahlende Scheibe am Himmel stand und um die Erde wandelte als neuer Begleiter und als Künder einer neuen Zeit.

Wir aber, und das mochte auch der Graf fühlen, standen am Ende eines vergangenen Zeitalters und wehrten uns, die neue Schwelle zu überschreiten, die uns in unfreundliches Land zu führen schien, in ein Land jedenfalls, das wir nicht kannten. Solche Schritte sind schwer, und wem es das Geschick gibt, sie tun zu müssen, der hat es weniger leicht als alle, die durch ruhige Tage ewigen Gleichmaßes wanderten und nur mit Menschen und bekannten Naturkräften zu kämpfen hatten, nicht aber mit einer Macht, wie es Heldung-Atlanta war.

Schweigend sahen wir von der Krone der Festung in die Tiefe. Rings standen die Zelt- und Lehmhüttendörfer der Cuzcos, in achtungsvoller Entfernung, daß sie nur wie kleine Spitzen und Würfel aussahen. Und dazwischen wimmelte es von gelbem und braunem Volk, den nunmehrigen Machthabern des Landes Tiahusinju, mit Ausnahme des einen Platzes Akapana, der mit Frauen und Kindern wenig über hundert Menschen barg.

Klein war die Grenzmark des goldenen Atlantis geworden, so klein, daß man sie in wenigen Zeittakten umschreiten konnte, ohne davon zu ermüden. An der Schwelle der neuen Zeit aber wehrte sich ein alter Reichsgraf gegen sein Schicksal, das seine würgende Kette auch um ihn geschlungen hatte, der nie in seinem Leben den Rückzug gekannt hatte, es sei denn, er diente neuem Siege. Herr Framer war durch die Erfolge seines Lebens verwöhnt, und nun mußte er einsehen, daß es auch für ihn ein Muß gab!

„Was soll ich tun!" rang es sich plötzlich schwer aus des Ritters Brust, und dieser Ausruf war das Furchtbarste, was ich von ihm

gehört hatte, seit ich ihn kannte, daß er nicht mehr wußte, was er tun sollte, daß er um Rat fragte, und wenn es auch nur eine Frage der Verzweiflung war, die keine Entgegnung notwendig machte.

Ich sagte dennoch, er möge befehlen. Wir würden ihm folgen, und er drehte sich herum und sah mich lange an. Dann glitt ein Lächeln über die gefurchten Züge des alten Ritters.

„Deine Seele ist wie die des Acora“, sagte er nach langer Zeit. „Ich habe den Herzog oft darum beneidet, und nun beneide ich dich, Godda Apacheta. Hast du dich doch gestellt, als habest du meine Verzweiflung nicht gesehen.“

Und da ich verlegen darauf schwieg, ging er mit gesenktem Kopf davon, als drücke ihn das Schicksal nieder.

Während er noch über die Platte von Akapana den Häusern auf der Ostseite zuschritt, wankte der Boden unter einer heftigen Erderschütterung, so daß er stolperte und beinahe hingestürzt wäre. Aber sein grauer Kopf hob sich sofort, und ich sah, wie er nachdenklich zum Heerlager der Zipangus spähte, wo infolge des Naturereignisses die gewohnte Unruhe ausbrach, die Naturvölker zu ergreifen pflegt, wenn die bösen Dämonen sich regen. Um die Hütten wimmelte es von Menschen, die erschreckt ins Freie gestürzt waren.

Auch ich sah das Entsetzen beim Gegner und hatte den gleichen Gedanken wie der Reichsgraf, solch ein Erdbeben nächtlicherweile auszunützen und bis zu einem der Zipangulager durchzustoßen, um es niederzubrennen.

Aber zugleich lächelte ich. Was sollte dies nützen? Augenblickserfolge waren unter solchen Umstanden billig zu erfechten. Lohnten aber die zu erwartenden Verluste auf unserer Seite den Einsatz? Wir hatten wirklich keinen Mann zuviel auf der Burg.

Da senkte auch der Alte den grauen Schädel und ging weiter, schwankend über die Wellen des verklingenden Bebens, an das wir alle gewöhnt waren als an alltägliche Ereignisse, wenn sie auch immer wieder das Grauen durch die Glieder jagten. Daß Akapana solchen Gewalten gewachsen war, wußten wir nun, und

deshalb verließen wir auch nachts nicht mehr die Schlafräume, wenn die Unterirdischen grollten. Nur der Inga von Cuzco ließ sich jedesmal von seinem Wächter ins Freie fuhren, weil er den festen Bauten der Burg nicht traute.

Herr Framer führte den Gedanken eines nächtlichen Ausfalles während eines Erdbebens nicht aus, obschon ich überzeugt war, daß er ihn gleich mir gehabt hatte, und ich sah daraus, daß er es aufgegeben hatte, das Glück mit dem Schwerte zu zwingen. Tag um Tag sah ich den Alten auf dem flachen Dach seiner Halle stehen und nach Osten schauen, nach der königlichen Ande, als müsse des Acoras Streitmacht endlich erscheinen, mit wehenden blauen Bannern und funkelnden Schildreihen atlantischer Helden, Hundertschaft hinter Hundertschaft, und ein endloses Band anmarschierender Heere müsse blitzend am Hange des Illimani hinabsteigen und über die Ebene kriechen wie eine erzene Schlange, die Grenzmark zu retten, die zähe kleine Schar auf Akapana zu entsetzen.

Doch ohne Erbarmen schwieg die verhüllte Ferne, eisige Stille kroch über die Bergriesen der königlichen Ande und drang ins frierende verlassene Herz. Todesschweigen lastete über dem Gebirgswall, der uns von der Heimat trennte.

Wochen um Wochen gingen ins Land, lange schwere Tage des Wartens und der lauernden Hoffnung auf eine Hilfe, die nie kommen würde. Auf dem grauen Lehm rings um die Festung zogen gefangene Zipangus die Furchen für neue Äcker, wenn uns auch vor dem schrecklichen Dünger ekelte, den er barg, Saatgut fiel auf die verschüttete Stadt, und bewaffnete Atlanter standen dabei und bewachten die Arbeit. Aber die Cuzcos sahen wir in weiter Feme auf den Stufenäckern der Berge ihre Feldarbeit verrichten, also gedachten auch sie nicht, die Belagerung aufzugeben. Leider störten sie aber unsere Tätigkeit nicht, obschon wir es dringend gewünscht hätten, um endlich wieder die Klingen sausen zu hören.

Ein gradezu freundschaftliches Verhältnis hatte sich aus diesem Kriege, wenn auch auf weite Entfernung, entwickelt, und Herr

Framer knirschte vor Ungeduld mit den Zähnen, wenn er sah, wie der Gegner handelte oder vielmehr nicht handelte. Große Abteilungen von Cuzco-Kriegern rückten in die Heimat ab und wurden von anderen abgelöst, die von der kreuzenden Ande kamen, aber immer sorgten die Ingasöhne dafür, daß die Streitmacht der Belagerer der unseren um das Mehrtausendfache überlegen blieb. Dies schienen sie doch für unumgänglich notwendig zu halten, und es war wie eine letzte Ehrung für uns sechzig streitbaren Atlanter der Grenzmark, daß der Feind eine solche Heeresmacht zu unserer Bändigung für notwendig erachtete. Hätten wir doch den gewaltigen Bering der Burg Akapana mit unseren wenigen Kriegern gar nicht verteidigen können, wenn der Cuzco angegriffen hätte, denn hierfür genügte ja kaum die ordnungsmäßige Besatzung von fünfhundert Männern, die früher in der Festung gelegen hatten.

Aber der Angriff erfolgte nicht, und so blieb alles beim alten. Und die Heerhaufen des Herzogs ans Ägypten kamen nicht.

Da sah ich eines Tages, daß Framer die Kriegsmaschinen und Wurfschleudern auf der Platte zusammenfahren ließ, daß er gefangene Zipangus zehnfache Ketten um die tragenden Pfeiler der Hallen im Königsbau und im Hause des Statthalters, in den Lebensmittelhäusern und Waffenkammern schlingen ließ, um sie mit den riesigen Bauwinden des ertrunkenen Ruder Atakama zu verbinden. Niemand fragte, warum er dies tun ließ, aber wir wußten alle, daß der Reichsgraf sein stolzes Herz niedergezwungen hatte und sich in den Willen des Uralten fügen wollte, der es nicht mehr zulassen wollte, daß Atlantis die Erde beherrschte. Immer noch grinste mich der Inga von Cuzco aus seinem Fenster freundlich an, wenn ich vorüberging. Vermutlich hatte er mich in sein Herz geschlossen, seit ich ihn als Gespenst verhaftet hatte.

Einmal bat er mich, den Herrn von Akapana sprechen zu dürfen. Ich richtete diese Bitte nicht aus, weil ich keine Lust hatte, mich noch einmal tadeln zu lassen, und deshalb empfahl ich dem Inga, er möge sich mit seinen Wünschen unmittelbar an den Grafen wenden.

Wahrscheinlich hat er es auch getan, denn ich wunderte mich nicht, als Herr Framer die Ritterschaft an einem der folgenden Tage in der Halle seines Hauses versammelte, die mit den umketteten Pfeilern wunderlich genug aussah, und uns eröffnete, er werde in kurzer Frist nach der Statthalterschaft Tiefland abrücken. Die Herren möchten ihre Vorbereitungen für den Abmarsch treffen. Die Burg werde er vor dem Rückzug – er schnitt eine schmerzliche Grimasse bei diesem Wort, das er zur Selbstqual besonders laut betonte – mit Ketten und Winden zum Einsturz bringen. Die gefangenen Zipangus würden in der Mitte marschieren, desgleichen die Frauen und Kinder. Der Inga werde bis zur Grenze der Statthalterschaft Tiahnsinju Hochland mitgehen, um da entlassen zu werden. Er habe mit dem Inga gesprochen und einen Zipangn zu den Cuzcos geschickt, der vor Angriffen auf die Atlanter während des Abmarsches warnen sollte.

Die Ingasöhne hatten versichert, sie würden die Söhne der Sonne ungekränkt ziehen lassen, wenn der Herrscher, wie versprochen, an der Grenze freigegeben werde. Da die Atlanter die übrigen Gefangenen als Träger brauchten, so waren die Ingasöhne mit deren Entlassung zu späterer Zeit einverstanden.

Ich beobachtete den Reichsgrafen verstohlen mit meinem einen brauchbaren Ange. Er sah gealtert und verfallen ans, wie einer, dem die Arbeit des Lebens zusammenstürzt. Aber unter uns war keiner, dem es nicht ebenso ging. Gleichwohl blieben die Köpfe hochherausgereckt und hart, so stark wirken Überlieferung und Erziehung und nicht zuletzt adliges Blut aus nordischem Stamm, das auch der Zusammenbruch nicht auf die Knie zwingen kann.

Der Ring der belagernden Cuzcos hatte sich im Südosten der verschütteten Stadt geöffnet. Wir sahen eines Morgens die Hütten und Zelte bei den zerstörten Sperrfestungen an der ehemaligen Landenge nicht mehr stehen. Es dauerte dem Gegner offenbar zu lange, bis wir davongingen, so daß er uns zeigen zu müssen glaubte, wie frei der Weg tatsächlich sei, der nach unserer Heimat führte.

Zwei Jahre nach Beginn der schrecklichen Erdbeben- und Flutzeit leisteten die waagerecht ziehenden Bauwinden des Steinmetzen Ruder Atakama das, was die furchtbarsten Erdstöße nicht hatten vollbringen können, sie rissen die mächtigen Pfeiler aus ihren starren Verbindungen. Staubwolken schossen zum Himmel auf, die Häuser der stolzen Burg der Grenzmark Tiahusinju fielen, und dann war das letzte Bollwerk des Reiches Atlantis gegen die gelben Zipangus eingestürzt. In lodernden Flammen zerfielen die Maschinen und Kriegsgeräte, die nicht mitgenommen werden konnten, und dann war das Ende gekommen.

Langsam bewegte sich der Zug der letzten Atlanter über die verschüttete Stadt Aztlan nach Osten. Das blaue Banner mit dem Zeichen der Sonne flatterte neben dem rotweißen des Framerschen Hauses über blitzenden Schwertern und Helmen. Auch ich war nun wieder ein Krieger geworden und trug die Waffen wie jeder andere.

Schild und Schwertspitze dem Feinde zugewandt gingen die Ritter und Knechte im weiten Abstande rechts und links des Trosses und der gefangenen Zipangus, ich selbst ritt an der Spitze in gradezu königlicher Einsamkeit, und Herr Framer bildete in gleicher Verlassenheit den Schluß des kleinen Zuges. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Schwertträgern betrugen mehrere hundert Schritte, aber die fehlenden Hundertschaften schienen in diesen klaffenden Lücken mit uns zu reiten, jedenfalls habe ich nie ein ähnlich Bild finsterer Entschlossenheit gesehen, trotz zahlenmäßiger Schwäche im Falle eines verräterischen Angriffes die Arbeit der fehlenden Hundertschaften zu leisten.

Auf den Bergen aber wehten die Fahnen, diese grünen Feldzeichen des Ingas von Cuzco, der unser Gefangener war, und zu meiner Überraschung sah ich auch die blauen Banner des Reiches Atlantis daneben flattern. Da kam mir das Lachen, denn ich dachte an meine letzte Fahrt nach Apacheta, als ich den Inga mit meinem grünen Jagdhemd geehrt hatte, und ich hatte gerne gewußt, welcher Art nun die blauen Fahnen in der Ferne waren. Leider erfuhr ich es nicht.

Kleinere Trupps unbewaffneter Zipangus, die zur Stadt und zu den Dörfern der Umgebung gehörten, standen mitunter am Wege und hielten die Mützen in der Hand, bis wir vorübergezogen waren, und so schieden wir unbesiegt aus der Grenzmark Tiahusinju, mit hochgereckten Schädeln und trotzigen Herzen, und gingen einer unbekannten Zukunft entgegen, die wie höhnisches Grinsen jenseits der königlichen Ande auf uns lauerte.

In meiner Kehle saß ein häßlicher Druck, wenn ich an meinen schwarzen Gelehrtenmantel und an den Ritter Gerdung dachte, der ihn meiner Frau Atlanta gebracht hatte.

Der tote Apacheta ritt nach Atlantis.

Hätte er nicht besser dafür sorgen sollen, nicht so lange zu leben?

HEIMKEHR

Der neue Mond Heldung-Atlanta stand als breite weiße Sichel am Himmel, hoch über mir in der Bahn der Finsternisse, und ich sah in seine rätselhaften eiserstarrten Zuge mit den wunderlichen kreisrunden Augen und dachte daran, daß der Uralte mir seine Wunder gezeigt hatte, aber ich wußte nun nicht mehr, ob ich es glauben konnte, was ich sah, als ich mit dem Pfeil im Auge durch die Wolken fuhr und auf dem neuen Stern stand. Wenn ich auf Herrn Framers Frage erwiderte, dies sei der gleiche Sterna der Aztlan zerstört habe, so lächelte er über den Sternweisen Godda Apacheta und schüttelte den grauen Kopf, sah mich wohl auch mitleidig an und fragte, warum der Heldung so groß geworden sei, da er früher doch klein gewesen wäre wie ein heller Punkt?

Was sollte ich dem alten Herrn antworten? Wußte ich doch auch nur mit ahnender Seele, daß der stille Mond dort im schwarzen Garten des Uralten unser Schicksal gewesen war, daß es mir aber versagt war, die Gründe zu wissen und die Kraft zu kennen, die dieser Stern besaß, die Erde zu schütteln und das Wasser aufzutürmen, wie es ihm gefiel. Deshalb schwieg ich und schaute über das atlantische Meer, das träge mit langen flachen Wellen an die Küste von Tiahnsinju Tiefland spülte und mit friedlichem Rauschen über den dunklen Sand rollte.

Auf der Schiffswurfe klang letzter Hammerschlag der Bauleute, und bald erstarb der Schall der Arbeit, und müde Männer kamen mit geschulterten Beilen vorüber, um nach Hause zu gehen.

Warm und träge waren die Nächte des heißen Tieflandes.

Wie kühl und herb zog dagegen die dünne Luft in Aztlan von den Schneebergen, stark und hart mit ihren brausenden Stürmen, wie es Männern gefällt, deren Urheimat der kühle Norden des Erdensternes ist.

Nun saßen wir an der nassen Schwelle des goldenen Atlantis, aber das Meer wogte über den reichen Städten, die an der Küste geblüht hatten vor langer langer Zeit, und man sagte, Atlantis sei schon vor mehr als vier Jahren in den Wellen versunken und zwischen den hohen Festländern Tiahusinju und Zimbabuye flute das tiefe Weltmeer. Manches Schiff lief mit gebrochenen Masten an die Küste, und die wenigen Atlanter, die ans Land stiegen, ausgehungert und verkommen, berichteten von unendlichen Wasserwüsten, wo früher die goldenen Inseln im Sonnenlichte strahlten, leicht zu erreichen in kurzer Fahrt von Eiland zu Eiland, von Hafen zu Hafen, und der Weg zum Länderwall von Zimbabuye war so einfach zu finden, daß dem Auge fast nie das feste Land irgendeiner Insel entschwand.

Oft hatte ich gefragt, wo der König, wo der Acora sei, aber niemand wußte es. Man erzählte sich, der König sei auf der Fahrt nach Ägypten mit seiner Galeere untergegangen, und der Acora sei vor vier Jahren mit seinen Rittern zu Schiffe gegangen, um Atlantis zu suchen. Aber er sei seit dieser Zeit verschollen, wie so viele, die ausgefahren waren, die goldenen Inseln zu suchen. Auch im Meere Mittelland hinter der Enge des Himmelsträgers seien die Städte an den Küsten verschwunden, und nirgends seien die alten Uferlinien wiederzuerkennen. Ein Schiffsführer hatte im Meere Mittelland eine Stadt auf dem Meeresgrunde gesehen, als das Wasser still und durchsichtig war, und sie lag in der Nähe des Landes in geringer Tiefe. Auch dort mußte Heldung-Atlanta das Wasser emporgesaugt haben, dachte ich, aber im Norden der Erde schien das Steigen der Flut geringer gewesen zu sein als in den niederen Breiten, wo Atlantis gelegen hatte.

„Der Herzog wird nach Nordland gefahren sein“, meinte Herr

Framer, der den Mut nicht verlieren wollte.

Ich konnte ihm nichts entgegnen, denn ich wußte ja, der Freund hatte die Absicht, in die alte Heimat zurückzukehren, und Godda Apacheta, der ihn begleiten sollte, war tot. Deshalb war es schon möglich, daß der Acora seine Absicht ausgeführt hatte, und daß wir ihn im Bereiche des ehemaligen Reiches nicht mehr finden würden. Und er konnte unbedenklich allein nach Norden fahren, denn auf Godda Apacheta wartete keine geliebte Frau. Der Sternweise war gefallen. Mit dem Pfeil im Hirn moderte er auf der Burg von Akapana im fernen Aztlan, und die Jahre hatten die Trauer gelöscht um den Gatten und Freund.

Warum zog es mich dann mit unbezähmbarem Zwange in die blaue Feme? Warum wollte ich den Acora suchen? Warum riß mich das törichte Herz über die See zu der Geliebten, die den Mantel des toten Freundes hatte?

„So lange du lebst, will ich nicht um Atlanta Framer freien", hörte ich in der horchenden Seele die leisen Worte über die Wellen des Meeres huschen. Und die Qual brannte in mir, die Hoffnung, daß Herr Gerdung den Fürsten nicht mehr erreicht hatte, daß Atlanta noch auf meine Rückkehr wartete!

Mitunter holte mich die Mutter von der Schiffswurfe ab, wenn ich ihr zu lange bei der Arbeit blieb, und sie sah sich dann die alte Galeere an, die unsere gefangenen Zipangus aus dem Schlamm des Flußufers ausgegraben hatten. Vor vier Jahren mußte dies Schiff beim Steigen der Flut stromaufwärts getrieben worden sein und war dann wahrscheinlich gesunken und vom Schlamm überdeckt worden. Stolz stand das zermürbte, aber immer noch in seinen wesentlichen Teilen brauchbare Fahrzeug des Königs von Atlantis auf den Streckbalken und wies uns die zerbrochenen Spanten wie alte faule Zähne, aber schon schimmerten dazwischen neue, helle Hölzer, die in mühevoller langer Arbeit ersetzt worden waren.

Aber nicht lange blieb die Mutter an der Arbeitsstätte, sondern nahm meinen Arm in den ihren und wanderte mit mir unter den

Palmen des Südlandes am Strande entlang, bis wir vor die Hütte kamen, die unsere geringe Behausung war. Wir waren bescheiden geworden, wir atlantischen Edelleute, die wir in Gold und Pracht unsere glücklichen Tage verbracht hatten, als das reiche Atlantis noch unsere Hüterin war. Nun hatten wir verarbeitete harte Hände und gefurchte Gesichter, und selbst die guten alten Hände der Mutter zeigten kleine Risse der Arbeit, die sie nie gekannt hatte. Die edle Fran sprach mit ihrer alten schwachen Stimme von Atlantis und daß wir es wiederfinden wurden und daß Atlanta sicher auf mich wartete. Auch den Acora werde ich finden, ich müsse nur Geduld haben. Eines Tages werde das Schiff fertig sein, und dann führen wir hinüber nach den goldenen Inseln, die doch sicher nicht verschwunden sein konnten, und wurden wieder in des Vaters schönem Hause wohnen.

Es war mir weh ums Herz, wenn die Mutter so sprach. Und wieder mußte ich lachen, wenn sie schnell auf andere Dinge kam und nicht zufrieden war, daß ich vor der häßlichen zerrissenen Augenhöhle keine Binde trug. Denn die Binde war immer noch schöner als die Höhlung, in der früher einmal ein scharfes Auge gesessen hatte. Trotz Binde und magerem Leib war ich für die Mutter immer noch ein ansehnlicher Ritter, aber es war gut, daß sie es gar nicht merkte, daß die wenigen jungen Mädchen nicht mehr nach mir blickten, sondern ihre Wünsche auf die jungen Edelleute aus Tikina richteten. Das Urteil der Mädchen war sicher das bessere. Und als Herr Framer die letzten Paare zusammengetan hatte, die unter uns noch atlantischen Blutes waren, konnte ich wieder als wertvoll gelten, aber es war niemand mehr vorhanden, der nach diesem Werte fragte.

Feucht und heiß waren die Tage, und schwül die Nächte. Die Arbeit auf der Wurfe war nur in den frühen Morgenstunden und am Abend möglich. Wir hämmerten an der Galeere, bis die Sonne zu heiß brannte, und auch der Herr von Akapana schwang die Axt, denn die Tage waren vorüber, da wir Adligen nur die Waffe führten und nicht auch die Geräte der Handwerker übten.

Die Zahl der letzten Atlanter aus der Grenzmark Tiahusinju war durch Krankheit und Schwerttod arg zusammengeschmolzen, und wenn wir nicht die wertvolle Hilfe der gutwilligen Zipangus gehabt hatten, würden wir das Schiff nie aus dem Schlamm des Silberflusses gehoben, geschweige denn ausgebessert haben.

Als wir eines Morgens mit schlaffen Bewegungen – denn die Sonne der niederen Breiten macht träge und faul – in den Schatten der Wälder gingen, sahen wir auf dem Silberfluß eine Galeere stromaufwärts rudern. Der Schiffsführer schien das Fahrwasser nicht zu kennen und war sehr vorsichtig. Auch er hatte gesehen, daß am Lande Menschen auf der Wurfe arbeiteten, und setzte die blaue Flagge des Reiches Atlantis, um zu zeigen, wer er sei.

Da schluchzte Herr Framer vor Glück. In der Statthalterschaft Tiefland kannte man die Farben des Königs nicht mehr, denn der Urwald wucherte über verschlammten Städten und Burgen, und die blaue Sonnenflagge war aus ganz Tiahnsinju verschwunden, so daß nur noch wir, die letzten Herren aus der Grenzmark Hochland, sie führten.

Wir vergaßen Müdigkeit und drückende Hitze und eilten zur Schiffswurfe, um das Banner zu zeigen, und wir setzten das rotweiße von Akapana und das schwarzweiße von Apacheta dazu, damit der Schiffsführer lesen konnte, wen er vor sich habe.

Und sofort fiel von der Galeere der Anker in den Grund, das Schiff drehte sich in den Strom und lag auf dem Fluß still. Denn der Strom in Meeresnähe war stärker als es der Wind war, und diese Kraft kam aus dem Meere und wechselte mit Flut und Ebbe. Ich hatte diese Erscheinung am Meere erst kennengelernt, als ich vom Hochlande an das Ufer des Atlantiks gekommen war. Früher gab es diese Bewegung zwar auch und wir hatten sie der Kraft der Sonne zugeschrieben, aber sie war kaum merklich und kam gegen die Richtkraft des Windes nicht auf. Seit aber Heldung-Atlanta am Himmel stand, wechselte der Strom täglich zweimal in mehreren Fuß Höhe. Ich schloß daraus, daß der neue Mond diese Kraft habe, Wasser zu bewegen, je nach seiner Stellung zur Erde, und schrieb

dieser Kraft auch das Unglück zu, das Atlantis betroffen hatte. Da aber wahrend der Jahre des Unheils der wolken- und rauchverhüllte Himmel jeden Ausblick in den Sonnenraum verhinderte, so konnte ich diese Überzeugung nicht dadurch beweisen, daß ich sagte, ich habe gesehen, wie Heldung-Atlanta bei der grünen Erde blieb und nun an ihren Wassern saugte.

Und wer glaubte Godda Apacheta, wenn er gesagt hatte, der Uralte selbst habe ihn auf den neuen Stern geführt?

Und ich konnte es nicht glauben, was die anderen sagten. Das Reich sei in einer schicksalsschweren Nacht unter Erdbeben in die Fluten hinabgetaucht. Ich dachte vielmehr an den Vorübergang des Wandlers vor einem Menschenalter, als das Wasser anfangs stieg und erst wieder fiel, sowie der Stern vorübergegangen war. Und so glaube ich noch heute bestimmt, daß Atlantis nicht durch das Erdbeben in den Wellen versank, sondern daß Heldung-Atlanta das Wasser bewegte, und daß das Wasser das Reich des Königs bedeckte.

Der Schiffsführer auf seinem Fahrzeuge auf dem Strome des Silberflusses war mißtrauisch und schien nicht an Land kommen zu wollen. Deshalb ruderte ich in einem Boot unserer lahmen Galeere, einem Boot, das ebenso lahm war wie diese selbst, zu dem Schiff hinüber, das unsere Reichsflagge führte, und schöpfte unterwegs zweimal das Wasser aus, ehe ich die Leine an Bord geben konnte.

Als ich auf dem sauberen Deck der atlantischen Galeere stand, kamen mir die Tränen, ohne daß ich es verhindern konnte, und ich nannte dem Schiffsführer meinen Namen und erfuhr, daß er aus Ägypten käme. Dort hatten die Abessen des Hochlandes die Atlanter verjagt, nachdem das Wasser den heiligen Nil emporgedrungen sei und die Macht des Königs von Atlantis in wenigen Stunden zerstört habe. Seine Galeere sei zufällig auf hoher See gewesen, als das Unglück eingetreten sei, und so habe er in tagelangen Stürmen das Schicksal gezwungen. Beim Einlaufen in den gänzlich veränderten Nil aber sei er von braunen Eingeborenen

angegriffen worden, so daß er die Landung habe erzwingen müssen. Aber nur wenige Wochen habe er sich halten können und sei dann wieder in See gegangen, nachdem er Wasser und Lebensmittel mit Waffengewalt genommen hatte. Seinen Entschluß, Atlantis aufzusuchen und dem König das Geschehene zu melden, habe er nicht ausführen können, da er die Inseln des Reiches nicht gefunden habe. Deshalb sei er an die Küste der Statthalterschaft Zimbabuye gegangen und habe dort von Atlantern erfahren, der König sei auf der Flucht vor dem steigenden Wasser mit seiner Galeere untergegangen. Das Reich aber sei versunken, doch beständen noch kleine Reste der Inseln, und auf ihnen herrsche der König Acora, und die Inselgruppe dieses kleinen Reiches werde die Acoren genannt. Sie seien aber winzig klein, und man wisse nicht, wo sie lägen, da die Seekarten nicht mehr stimmten. Nur einmal sei ein Boot aus diesem Reiche nach Zimbabuye gelangt, das Bauholz für den Galeerenbau kaufen wollte, doch seien die Männer, die darin saßen, bald vor Erschöpfung gestorben. Und nun wisse niemand, wo das Reich des Acoren zu finden sei.

Ich fragte, ob er die Inseln nicht unterwegs gesucht habe, da er doch aus Zimbabuye komme, er aber verneinte dies und sagte, er glaube nicht an das Vorhandensein der Inselgruppe, denn er sei über den Atlantischen See hin- und her gekreuzt, um den jungen König zu suchen, doch habe er nirgends Land gefunden. Seine Galeere aber sei von der langen Fahrt leck geworden, daß die Pumpen ständig bedient werden mußten, und so habe er den Bug gen Tiahusinju setzen müssen, weil er dort Atlanter zu finden hoffte. Er sei die Küste nach Süden entlang gefahren, bis er an der Mündung des Silberflusses unsere Wurfe erspäht habe und gleichzeitig die ersten Menschen an dem ganzen Küstenstreifen, den er abgesucht habe. Und nun freue er sich, Männer seines Blutes angetroffen zu haben, so daß er wenigstens nicht der letzte Atlanter sei, der auf dem Meere fahre.

Der Schiffsführer fragte alsdann, ob er seine Galeere auf unsere Wurfe legen dürfe, und ich antwortete ihm im Namen des Reichs-

grafen, ich wolle ihm die wurfe gern zur Verfügung stellen, auch wolle ich ihm mehrere hundert zipangischer Arbeiter nebst einigem Zimmermannsgerät geben, bäte jedoch dagegen um etwas Segelwerk, das auf der alten Galeere gefehlt habe oder verdorben gewesen sei. Denn wir hätten das Schiff aus dem Schlamm des Silberflusses ausgraben müssen. Außerdem bat ich ihn, er möge sich verpflichten, die Arbeiter nach Fertigstellung seines Schiffes zu entlassen.

Da er auf diese Bedingungen einging, holten wir seine Galeere näher zum Lande und legten sie so, daß wir den Anker hinter einem starken Baum befestigten konnten; und als die Ebbe kam, lag das Schiff trocken.

Da erkannte ich, daß die Bodenhölzer seit langer Zeit nicht gepflegt worden waren und daß der Wurmfraß sie sehr zerstört hatte. Meine heimliche Hoffnung, das äußerlich so tüchtig aussehende Fahrzeug gegen das unsere umtauschen zu können, war damit hinfällig, denn auch das atlantische Schiff aus Ägypten mußte notwendig einen neuen Boden erhalten und wahrscheinlich auch einige Spanten, ehe es wieder in See laufen konnte.

Sehr traurig war der Schiffsführer, daß wir zwar einige Frauen, aber keine jungen Mädchen bei uns hatten, denn auf der ägyptischen Galeere befanden sich nur Männer. Ich schlug dem Führer vor, nach Ausbesserung seines Schiffes nach Nordland zu fahren, denn dort gäbe es sicher genug Mädchen unserer Rasse. Auch wir hätten die Absicht, in die alte Heimat zurückzukehren. Er meinte darauf, es werde ihm nichts anderes übrig bleiben, denn die Welt sei von adeligen weißen Menschen leer geworden, und an allen Küsten grinsten farbige Leute mit breitem Maul, so daß man eine rechte Sehnsucht nach der nordischen Heimat bekäme.

Als wir eines Abends nach der Arbeit vor den Hütten saßen, erfuhr ich, daß mein Bruder, der in Gondwana Statthalter gewesen war, auf einer Galeere nach der Ostküste von Zimbabuye entkommen und auf dem Wege durch das Festland zum atlantischen Meere im Kampfe mit Eingeborenen gefallen sei. Auch das habe

der Schiffsführer an der Küste der schwarzen Menschen erfahren. Zwar hielten sich am Meere dort noch einzelne atlantische Gruppen, doch auch diese müßten verderben, wenn sie sich nicht entschließen könnten, die Statthalterschaft Zimbabuye zu räumen. Das Reich sei zertrümmert, und bald werde man von Atlantis nur noch an den Lagerfeuern der Wilden erzählen.

Das klang sehr mutlos, und ich wußte auch, es war richtig, was der fremde Schiffsführer erzählte, aber in meinem Herzen keimte die Hoffnung auf, den Acora zu finden, der nun mein König war, und ich war entschlossen, mit unserer Galeere die atlantische See von Nord nach Süd und von Zimbabuye bis Tiahusinju zu durchkreuzen, bis ich ihn gefunden hatte, an dem mein Herz hing. Ich wich dabei dem Gedanken an Atlanta geflissentlich aus und dachte, der Uralte werde mir den Weg zeigen, daß ich das Rechte tun könne. Ich hatte den festen Willen, auch das Schwerste zu tragen und zu schweigen, wenn er mir meine Liebe zertrümmert hatte. Ein rührsames Schauspiel sollte es nicht werden; dafür wollte ich sorgen, nur Gewißheit wollte ich haben und nichts sonst, denn die Ungewißheit fraß quälend an meiner Seele, und das durfte nicht so weitergehen. Und wenn Atlanta noch auf mich wartete, so würde ich mit ihr in die nordische Heimat gehen, wenn nicht, so würde die alte Galeere mich weitertragen, und es war mir dann gleichgültig, wohin. Aber ein neues Leben wollte ich beginnen und nicht verzagen, so oder so, bis mich der Uralte Freund und Bruder auf den Schild streckte, wie er es meinem Bruder getan hatte.

Die Schiffsleute der ägyptischen Galeere griffen freudig an unserer Arbeit mit an, schon deshalb, weil sie ihr eigenes Schiff gerne recht bald auf die Wurfe bekommen wollten. Die Arbeiten schritten auf diese Weife rüstig voran, so daß bei Beginn der Regenzeit unsere Galeere mit gedichteten und verpichten Planken auf dem Silberflusse lag, beladen mit den letzten Reichtümern des goldenen Zeitalters, dem Gold aus Framers Halle und den Edelsteinen aus der Königshalle von Akapana, reichlich versehen mit einge-

salzenem Fleisch, frischem und getrocknetem Gemüse und Trinkwasser für ein Sonnenjahr. Nur fünfzig Menschen stiegen auf das Schiff, und wir waren hundert gewesen, die wir aus Aztlan gingen.

Tief und fest lag das Schiff im Wasser, da die kostbare Ladung an edlen und schweren Metallen am Kiele lagerte und das Fahrzeug steif und seetüchtig machte.

So setzten wir eines Tages das blaue Banner des Reiches über dem des Statthalters von Tiahusinju, verließen den Silberfluß und liefen mit allen Segeln gen Nordosten, den Acora zu suchen, der nun König von Atlantis war und ein Herrscher über ein versunkenes Reich.

Meine Kunst, die ich früher als adligen Zeitvertreib geübt, eine Galeere zu steuern und den Wind durch Stellung der Segel zu benutzen, machte mich nun zum Schiffsführer, und Herr Framer von Akapana lernte von mir noch manchen Kunstgriff und etliche Sternenkunde und war ein gelehriger Schuler des Sternweisen Godda Apacheta. Da ich die Lichter des Himmels wie die Finger an meinen Händen kannte, so wuchs der einfache Gelehrte von Tag zu Tag an Ansehen unter den Gefährten, denn es verschlug mir nichts, ob die Sternbilder mit den Wochen wanderten, daß sie im Süden unter die Augenlinie tauchten, und neue Perlen des Himmels im Norden emporstiegen. Insofern war ich eben so sicher wie ein alter Schiffer, der die Erde zu umsegeln gewohnt ist, da ich die Breiten und Längen kannte und weil ich wußte, über welchen Gegenden die einzelnen Bilder im Scheitel standen, je nach der Jahreszeit und den Ausweichungen des Tagesgestirnes nach Süden und Norden.

Ich sagte oft zu Herrn Framer, hier fahren wir über Marajo, die fruchtbare Halbinsel von Tiahusinju Tiefland, hinweg, und das Meer flutet hier fast tausend Fuß über dem alten reichen Land des Königs. Und hier hat Gotburg gelegen, die große Insel mit dem Weideland, mit seinen schwarzweißen Rindern und schlanken, schnellen Pferden. Sie muß zuerst von dem Wasser überflutet

worden sein, denn sie lag schon früher nicht sehr hoch über dem Spiegel des atlantischen Meeres und war schon vor einem Menschenalter beim Vorübergange des Sternes Heldung einmal eine Zeitlang verschwunden. Und dort im Nordosten, dort lagen die flachen Berge und Hügel des stolzen Atlantis, der königlichen Stadt auf der königlichen Insel, groß und mächtig und die Herrin der Welt, und nun ziehen die langen Wogen hoch über sie hin und haben zugedeckt, was ein Weltzeitalter geschaffen hatte.

Nachts, wenn der Himmel wolkenlos wurde, wie es in der Regenzeit fast immer geschah, stand Heldung-Atlanta leuchtend am Himmel und störte durch sein strahlend weißes Licht fast die Beobachtung der Sterne, aber die große Sichel wurde schmaler und schmaler und verschwand schließlich ganz, so daß Herr Fraumer glaubte, der Stern sei davongegangen, wie vor dreißig Jahren. Ich aber glaubte es nicht und behielt recht, denn der Mond erschien abermals, sobald er sich aus den Strahlen der Sonne freigemacht hatte, und begann zu wachsen, bis er wie eine strahlende Scheibe im Osten aus dem Meere tauchte, wenn die Sonne im Westen in die Fluten sank.

Dies alles bewegte mich sehr, und ich wurde still und nachdenklich und hörte kaum auf die Worte meiner Mutter, die oft neben mir am Hebelbaum des Steuerruders saß und von Nordland erzählte und von ihrer Freude sprach, vielleicht in der alten Heimat sterben zu dürfen. Wenn sie aber merkte, ich höre ihr nicht zu, sondern ließe meine Gedanken im Garten des Uralten umhergehen, fragte sie, ob ich wieder einen Haarstern im Kopfe habe, wie so oft. Und ich gestand ein, daß es diesmal zwar kein Haarstern gewesen sei, sondern Atlanta, und ließ die Frage offen, ob ich den Stern meinte oder die geliebte Rittersfrau. Waren doch beide eng miteinander verbunden, wenigstens für mich.

Nach Nordosten steuerte ich auf das versunkene Atlantis zu, aber ich fand die Insel nicht, da auch ihre höchsten Bergesgipfel unter dem Meere lagen. Doch dachte ich nun an die Sonnenwarte, die im Norden des Reiches auf dem Berge Acora gelegen hatte

und vielleicht noch dort lag. Dieser Berg, nach dem der Thronfolger des Reiches genannt wurde, mußte aus der Flut herausragen, wenn die Erzählungen des ägyptischen Schiffsführers richtig gewesen waren.

Ich hatte auf diesem Berge oft gestanden, wenn ich nach dem Dienst in der Sonnenwarte nach Schiffen ausschauen wollte, die damals zahlreich das atlantische Meer befuhren. Und jetzt war es so einsam und leer, daß wir schon zwei Wochen durch die blauen Wellen glitten, ohne auch nur einem Fahrzeug begegnet zu sein. Der Berg aber, den ich suchte und der wahrscheinlich auch heute noch aus den Fluten stieg, lag nördlich des Sonnenwendekreises.

Deshalb verzichtete ich darauf, die Insel Atlantis zu suchen, die ganz sicher verschwunden war, legte das Ruder nach Linkbord und segelte mit halbem, aus Westen wehendem Winde genau gen Norden. Nacht für Nacht wartete ich auf den Stern des nördlichen Himmelspoles, der nun bald aus den Fluten steigen mußte. Und als ich ihn zum erstenmal dicht über der Augenlinie hinaufdämmern sah und den Wagen erkannte, der sich um ihn schwingt, da wußte ich, daß mein Weg der richtige war und daß ich nach abermals zwei Wochen beginnen müsse zu kreuzen und nachts nur dann zu segeln, wenn der Mond Heldung-Atlanta bei klarer Luft leuchtete. Denn ich lief anderenfalls Gefahr, an solcher kleinen Insel vorüberzusegeln, ohne sie in der Dunkelheit zu finden.

Stürmischer Südwest förderte die Reife nach Norden, und hierüber war ich sehr froh, denn ich sah, daß die lange Einsamkeit der Wüste des atlantischen Meeres auf die Seelen meiner Gefährten drückte und sie mißmutig und besorgt machte. Wohl war kaum einer unter ihnen, mit Ausnahme der jungen Edelleute, die in der Grenzmark geboren waren, der die Seefahrt nicht aus eigener Erfahrung kannte, aber vordem war das Meer von Schiffen belebt, und nun rannen Tage und Nächte in furchtbarer Einsamkeit über die Wellen, und die Erde schien ausgestorben zu sein, so daß kein Schiff unseren Weg kreuzte.

Herr Framer war es zufrieden, daß die Fahrtrichtung ständig

nordwärts wies, und jeder Tag führte ihn näher an seine Heimat, in der er Haus und Hof besaß. Sonderbarerweise dachte er gar nicht daran, daß sein Haus auch durch die Flut oder durch das Erdbeben zerstört sein könnte, und ich wollte und konnte seinen Glauben nicht zum Wanken bringen, da auch ich der festen Überzeugung war, daß der Stern Heldung-Atlanta das Wasser nur in den niederen Breiten von Atlantis emporgesaugt hatte, im Nordland dagegen nicht. Eher mußte dort das Gegenteil eingetreten sein, da ja auch der Berg Acora im Norden des Reiches nicht völlig überflutet worden war, wenn die Nachricht des ägyptischen Seemannes der Wahrheit entsprach. Daß man im Meere Mittelland eine Küstenstadt unter Wasser hatte liegen sehen, bestärkte mich in meinem Glauben, daß noch weiter im Norden der Erde das Meer nicht gestiegen sei, sondern im Gegenteil gefallen sein mußte, denn woher sollte all das Wasser gekommen sein, das Atlantis gebirgehoch überdeckte? Und daß Framers Halle in Nordland durch Erdbeben gefallen sein sollte, hielt ich für ausgeschlossen, denn man baute dort mit Holz, und festgefügte Holzhäuser bogen sich wohl unter den Wellen des Bebens, sie brachen aber im allgemeinen nicht.

Alle diese Gedanken aber konnte ich keinem Menschen sagen, denn ich glaube, es hatte niemand von ihnen eine richtige Vorstellung von der Gestalt unserer Erde, die wir Gelehrten genau kannten, und sie hatten mich deshalb nicht verstanden.

Doppelt quälte mich nun die Sehnsucht nach Atlanta und dem Acora, dem königlichen Freunde, der meine Seele lesen konnte wie ein Buch und den ich verstand, ohne daß ich der Worte bedurfte.

Oft fuhren wir viele Stunden lang durch knirschende Lava, die auf dem Meere schwamm. Schrecklich mußten die Unterirdischen hier gehaust haben, als Atlantis überflutet wurde, und manches Mal wurde ich irre und wollte denen recht gehen, die sagten, Atlantis sei versunken, weil das Beben die Schale der Erde aufgebrochen habe, auf der die Inseln einst standen. Dann kam mir

diese Ansicht doch wie-der kindlich vor und ich sagte mir, Heldung-Atlanta müsse die Kraft in sich tragen, die das Wasser zu heben vermöchte, um so stärker, je näher er an die Erde herangekommen war. Und lächelnd dachte ich an meine Reise auf den weißen, dunstumflossenen Wandler, als er von der Erde gefesselt wurde und als ich mit dem furchtbaren Pfeil im Auge an schwirrenden weißen Blöcken vorüber zu Heldung-Atlanta flog, als sei ich selbst ein Pfeil, der sich in das glanzende Himmelsauge bohren wollte.

Ob mich der uralte Freund wieder geneckt hatte, als er mir dies zeigte, oder hatte er mir die Wahrheit gezeigt?

Wenn es die Wahrheit war, so mußte die grüne Erde die verhundertfachte Fähigkeit haben, Wasser zu bewegen und zu heben, denn die Flutwelle, die um den Rund des silbernen neuen Sternes lief, war wie eine Kette von dreifach übereinandergetürmten riesigen Gebirgen gewesen. Herrlich und toll hatte es ausgesehen, auf treibender Tafel über sie hinzufahren und in die abgründige schimmernde Tiefe zu gleiten wie auf einer gewaltigen Schaukel.

Als ich gegen Morgen einmal die geisterhaften Lichtstriche der dahinhuschenden Lichtpünktchen sah, die wir Sternschnuppen nennen, ergriff mich die Sehnsucht, auch einmal auf ihnen um die grüne Erde zu reiten, um zu sehen, was der Uralte mit ihr angerichtet hatte. Denn das eine war mir klar: Erde und Meer waren mir fremd geworden, und es wäre schön gewesen, eine Karte der neuen Erde zu zeichnen, wie ich es auf der Hochschule in Atlantis mit der alten Erde gelernt hatte.

Bisher war uns der Wind treu geblieben, aber nun schlief er ein. Deshalb griffen Ritter und Diener zu den Riemen und ruderten wie gelernte Galeerenknechte, und Herr Framer von Akapana nahm an Stelle des goldenen Feldherrnstabes von Tiahusinju den Holzhammer in die Hand und schmetterte den Takt des Ruderschlages wie ein echter Rudermeister auf die Tischplatte seines Führerhauses, bei offener Tür, damit der Ton bis zum letzten Ruderer dränge. Mit mächtiger Stimme befahl er die Ablösungen

aus dem Decksraum und der Wohnkoje und sprang scheltend aus dem Führerhause, wenn es nicht schnell genug ging, und wenn er sich ärgerte, blieb er draußen und schlug den Hammer auf einen der bronzenen Schilde, die wir außerbords hangen hatten, wie es bei Kriegsschiffen üblich ist, und die Schlage hallten vom grünspanigen Metall über das einsame Meer wie heller Glockenton.

Als ich unter dem Wendekreis der Nordsonne hindurchfuhr, schlug mir das Herz. Von nun an mußte ich kreuzen und suchen, ob ich den Acora fände und … mein Kopf neigte sich auf den Hebebaum des Ruders, weil ich in den fernen wandernden Wolken eine weiße Gestalt sah, die die Arme nach Godda Apacheta ausbreitete. Es hatte niemand gemerkt, auch die Mutter nicht, die neben mir im Schatten des niedergeholten Segels saß, und so reckte ich den Schädel wieder in die Höhe und scheuchte meine Gedanken an Atlanta in die Brust zurück, aus der sie plötzlich hervorgebrochen waren wie wilde stürmende Adler.

Am Steuer stand ja der tote Apacheta, und der darf kein Herz haben und keine Sehnsucht. Wenn mich Herr Framer oder einer der seebefahrenen Knechte am Ruder ablöste, schlief ich an Deck ein, denn ich mochte nicht in die Wohnkoje hinabsteigen, als fürchte ich, den Augenblick zu versäumen, da der Knabe am Bug mit hellem Ruf das Land kündete. Nachts ließ ich das Ruder nicht aus der Faust, so böse auch Herr Framer wurde, der es nicht dulden wollte, daß ich ohne Ablösung das Steuer führte. Aber ich redete ihm ein, ich könne nur nachts die richtige Fahrt nach den Sternen lenken und müsse darauf warten, bis eines nach dem anderen der zuverlässigen Lichter erschiene, um gewiß zu gehen. Deshalb ließ er mich gewähren, und ich glaube, meine Gefährten setzten großes Vertrauen in meine Wissenschaft.

Wenn wir anfangs dachten, die Zeit schliche an uns vorüber wie ein alter müder Wanderer, so war Herr Framer doch erstaunt, als ich ihm das Schiffstagebuch vorwies und er daraus ersah, daß wir die achte Woche seit unserer Abfahrt aus dem Silberflusse unterwegs waren. Während dieser ganzen Zeit war uns auch nicht

ein einziges Schiff begegnet. Ausgestorben war die weite See von Atlantis und einsam wie ein schweigendes Grab in der Wüste. Und ein Grab war es, darüber wir hinglitten mit rauschendem Kiel, ein Grab von aber Hunderttausenden, ein Grab des goldenen Reiches Atlantis und seiner Herrlichkeit.

Ich steuerte nun nicht mehr nach Norden, sondern kreuzte in gleicher Richtung auf, immer zwei Tagereifen nach Osten und zwei nach Westen, und mein gesundes Ange schmerzte vom Spähen nach Land. Außer dem jungen Menschen im Bug hatte ich noch einen anderen in den Mast geschickt, der es sich im Kampfkorbe bequem machte und nur die eine Aufgabe hatte, im weiten Kreise die Augenlinie nach Land abzusuchen. Und obschon Tag um Tag verging, verlor ich den Glauben nicht, denn ich wußte doch recht genau, wo die alte Sonnenwarte auf dem Berge Acora lag, und weggeschwommen war sie sicher nicht, wenn der Berg gehalten hatte.

Am Tage beugte ich mich über die Schiffskarte des alten Atlantis, die ich von dem ägyptischen Schiffer erhalten hatte, eine andere hatten wir natürlich nicht, und nachts maß ich die Stellung der Sterne ein. So stieg in mir die Gewißheit, daß ich die Inseln der Acoren finden müsse, wenn nicht unbekannte Strömungen das Schiff nachträglich versetzten. Denn dies war mir klar, daß die in die alte Karte eingetragenen Strömungen und Stromgeschwindigkeiten keine Gültigkeit mehr hatten, seit das Meer die atlantischen Inseln bedeckte.

In der achtundfünfzigsten Nacht stand Heldung-Atlanta als schmale Sichel am Himmel, und es war so dunkel, daß ich schon die Segel bergen lassen wollte, um diese Nacht zu treiben und keine Fahrt voraus zu machen: – Da brach die Spitze des sichelförmigen Nachtsternes plötzlich ab und bröckelte weiter und weiter und schwand, viel zu früh, als daß der Mond schon unter die Augenlinie hätte tauchen können.

Aber ein lichter zarter Schimmer blieb am Himmel stehen, und ich dachte zuerst, mein Stern sei hinter eine Wolke gekrochen,

aber da erkannte ich, daß scharfe Zacken in weiter Ferne vor dem matten Schimmer standen, Zacken, die sich nicht nach Art der Wolken veränderten, sondern hart und fest stehenblieben, als seien sie gegen den Himmel genagelt. Da schlug mein Herz wild gegen seine Wände und stockte wieder und begann zu jagen, als sei es plötzlich jung geworden und erlebe eine ungeheure Freude und einen ebenso großen Schmerz zugleich.

Leicht lehnte ich den Leib gegen den Baum des Ruders, daß es leise knarrte, und steuerte nach Nordwesten, wo der schwarze Schatten stand. Mit einer Hand holte ich die Großleine des Segels heran, um niemand ans dem Schlafe zu stören, ehe ich nicht genau wußte, daß ich mich nicht geirrt hatte. Nun kam der Mond als schwimmender Nachen wieder hinter den Zacken hervorgekrochen und leuchtete mit silbernen schmalen Streifen über die atmende Fläche des Meeres.

Wieder ließ ich den Freund Heldung-Atlanta hinter seine Zakken kriechen und abermals hervorkommen.

Da wußte ich genug!

Niemand hatte das Land gesehen. Auch die jungen Burschen auf dem Auslug mochten das Verschwinden des Mondes gesehen, es aber für ein Verschwinden hinter Wolkenschatten gehalten haben. Kein Ruf klang ans dem Kampfkorb oder vom Bug. Schweigend lag das Schiff im Schlafe, nur Godda Apacheta rang mit sich am Steuer der Galeere und wollte verzweifeln, wenn er daran dachte, wie das Wiedersehen sein wurde!

Wohl konnte ich nicht wissen, ob ich den Acora auf diesem Eilande finden würde, aber beim Vorübergleiten im Sichellicht des Schicksalssternes hatte ich die Zacken geprüft und mit der Erinnerung verglichen, wie der Gipfel des Berges ausgesehen hatte, als ich als junger Lernender der Sternkunde nach der Sonnenwarte Acora segelte und den ragenden Berg ans der Ferne sah. Und ich fühlte mit einer Gewißheit, die nicht zu beirren war, daß auf jener Insel der Acora lebte, und daß neben ihm …

Warum erzähle ich den Sternen, was niemand aus ihnen he-

rausholen wird, selbst wenn einer kommt und meine Geschichten vom Untergange des Reiches Atlantis aus dem silbernen Himmelsbogen herausschneidet und seinen Freunden erzählt?

Dies eine behaltet für euch, ihr unzähligen Lichtpunkte im schimmernden Bande, verratet Godda Apachetas Seele nicht! Darum habe ich euch meine Liebe geschenkt, ihr flimmernden Sterne des Alls, weil ihr Geheimnisse zu bergen wißt, wie kein Mensch auf der grünen Erde es vermag. Und voll Vertrauen sende ich die Klage eines gequälten Herzens zu euch hinauf. Behaltet sie gut!

Wie scharfe Krallen schlugen sich meine Gedanken in die Insel, die mir Heldung-Atlanta gezeigt hatte, und obschon ich sie nach dem schnell erfolgenden Untergang der schmalen Sichel nicht mehr sehen konnte, so wußte ich doch, wo sie lag, und schlich mit klickerndem Bugwasser nach Nordwesten. Und die Dünung schob die Galeere vor sich her, daß die durchlaufenden Wogen um das Ruder strudelten und mit hellem Rauschen unter dem Bug hindurcheilten; klatschend schlug der Flügelschlag eines Nachtvogels um den Mast, und ich merkte, wie der Mann im Kampfkorbe lebendig wurde und auf den Ton des Flügelschlages lauschte, als könne er es nicht glauben, daß es auf dem Meere noch ein lebendiges Wesen gäbe außer den letzten Atlantern auf Framers Schiff.

Ich lächelte über diese Unruhe, denn der Späher im Korbe witterte Land, ohne es zu sehen. Mit klopfendem Herzen wartete ich auf den gellenden Ruf von Mast oder Bug, aber es blieb still und die Bewegung im Korbe erstarb. Zu gering war die Hoffnung, das Inselland der Acoren zu finden, das der törichte Godda Apacheta mit zäher Geduld suchte.

Langsam schlich die Nacht über die See hinweg und wendete sich dem Morgen zu, da endlich sah ich den Schatten des Burschen auf dem Maste hoch emporwachsen. Es war so still, daß ich seine erregten Atemzüge zu hören glaubte und die schluckenden Töne, die sich der Kehle entrangen, ehe er sich entschloß, eine Entdeckung, an die er noch nicht glauben wollte, in die Stille des schlafenden Schiffes hinabzurufen.

Dann aber hörte ich deutlich, wie seine Lunge den Atem zum Schrei einsaugte und wie der Ruf durch den erwachenden Morgen gellte, daß an Linkbord voraus Land sei!!

Gut war ich herangekommen, und die Nacht hindurch hatte ich die Fahrt trotz des geringen Windes gefördert, daß der steile Kegel des Acoraberges hoch aus den Fluten ragte, matt noch wie ein grünlich-graues Nebelbild, aber fest und unverrückbar. Rasch wie das Tageslicht in unseren warmen Ländern zu kommen pflegte, schossen die ersten Strahlen der erwachenden Sonne wie flackernde Bänder auf Steuerbordseite über die Augenlinie, und ehe sich das aufgestörte Schiff den Schlaf aus den Augen gerieben hatte, lag die Bergesspitze strahlend im ersten Frühlicht.

Stumm standen die letzten Atlanter der Grenzmark Tiahusinju vor dem Wunder, an das sie wohl mit Ausnahme meiner alten Mutter nicht geglaubt hatten, und ich fühlte eine menschliche Eitelkeit, die vielleicht gar nicht berechtigt war, weil die Möglichkeit, an solch kleiner Insel vorüberzusegeln, ohne sie zu sehen, sehr groß war.

Aber wie ein Magnetberg hatte die Insel Acora die Galeere angezogen, und nicht einen halben Strich war der Kurs falsch gelaufen. Und wenn ich die Insel nicht gefunden hätte, so wäre ich auf dem mir bekannten Breitengrade nördlich des Sonnenwendekreises so lange auf- und niedergekreuzt, bis ich sie dennoch gefunden hatte! Und ich schleuderte den Speer meiner Seele hinauf zum Gipfel des glühenden Berges und lachte voller Dankbarkeit dem Uralten zu, der irgendwo draußen in seinem Garten stand und sich über Godda Apacheta, seinen einäugigen Freund, freute.

Rauch stieg an der Steilküste empor.

Schnell hatte man auch auf der Insel gesehen, daß eine Galeere dicht unter der Küste entlang fuhr. Spähend steuerte ich näher an das Eiland heran, und das Lot meldete ständig, daß kein Grund zu finden sei. Hierüber wunderte ich mich nicht, denn der Berg war sehr steil gewesen, und zweihundert Schritte vom Ufer mußte unser Lot schon nicht mehr ausreichen, um den Boden zu fassen. Nur

an der Ostseite, an der die Sonnenwarte gelegen hatte, fiel das Gebirge einst flacher ab, und dorthin hielt ich meine Fahrt, um vielleicht einen Hafen zu finden, der sich dort gebildet haben konnte.

Den Hafen aber fand ich nicht, das Wasser stand doch viel höher, als ich geglaubt hatte, und die Sonnenwarte war versunken und mochte tief unter dem Spiegel des Weltmeeres schlafen. Auf der Ostseite aber erkannte ich eine Anzahl niedriger Steinhäuser und eine Schiffswurfe, auf der eine große Galeere lag. Am Strande standen viele Menschen und winkten mit weißen Tüchern und man hörte ihre Stimmen über das Wasser schallen. Eine blaue Flagge wehte an kurzem Stock auf einem Hügel, und ich erkannte mit freudigem Entzücken, daß es das Banner des Reiches war, das hier auf einsamer Insel wehte.

Die Segel ließ ich werfen, und Framer schlug den Hammer für die Ruderer. So glitten wir in stillem Wasser gegen den leichten Morgenwind ans Ufer des letzten Königreiches, das aus den Trümmern des goldenen Atlantis auf den Eilanden der Acoren entstanden war.

Bei hellem Sonnenschein lief der Kiel der Galeere langsam auf den schmalen Strand, dicht bei der Wurfe und nicht weit von der Ansiedlung entfernt. Ich bückte meinen Leib tief auf den Ruderbaum, unbeobachtet von allen Gefährten, die sich jubelnd am Bug drängten, und sah den Acora stehen und neben ihm Atlanta und an ihrer Hand einen Knaben.

Atlanta aber trug einen schwarzen Mantel zum Schutze gegen die Kühle des Morgens, und mein Herz stockte, als ich den Mantel sah. Das Tuch war wohl gut gewesen, aber daß es fünf Jahre halten würde, hatte ich nicht geglaubt.

Der Acora wartete nicht ab, bis wir Seefahrer an Land stiegen. sondern er hob Atlanta, sie auf seinen Armen durch das Wasser tragend, an Deck und holte den Knaben und reichte ihn ebenfalls Herrn Framer hinauf. Dann schwang er sich rasch über den Bord und stand vor seinem grauen Reichsgrafen und schwieg in stummer Bewegung.

Ich sah, wie Herr Framer nach Worten rang, und es wurde nur

eine rührende dienstliche Mitteilung, die aus seinem alten Munde kam, daß die Grenzmark nicht mehr zu halten gewesen sei, und daß er sich mit den letzten Rittern und Knechten bei seinem Herrn und König zurückmelde.

Der Herzog trug den goldenen Stirnreifen mit einem diamantenen Sonnenzeichen, und Atlanta hatte im Haar ebenfalls das Abzeichen der königlichen Würde als Diadem. Das alles sah ich schnell von meiner gedeckten Stellung am Ruder. Dumpf und fern hörte ich den Acora, ach nein, er war ja jetzt der König, dem Herrn von Akapana antworten, aber ich verstand die Worte nicht, denn vor mir stand ein schlanker Knabe von vier Jahren und schaute mich aus hellen, blanken Augen prüfend an. Ich aber umklammerte den Baum des Ruders mit beiden Händen, als habe ich einen Sturm zu meistern, weil ich mein Kind nicht an mein Herz ziehen durfte, wie es mich übermächtig zwingen wollte. Trug der kleine Mann doch schon das Diadem des Acora des Reiches um die Stirne! Und mein eines scharfes Auge wurde trübe, denn es quoll darin empor mit beschämender Gewalt.

„Wie heißt du?“ fragte ich mit heiserer Stimme, nur um etwas zu sagen, denn der kleine Mann begann schon ängstlich zu werden, weil ich so lange stumm blieb.

Da antwortete ein feines liebes Stimmchen, das mir gleichwohl ins Herz schnitt, er heiße Godda und sei der Acora von Atlantis, und da vorne auf dem Schiff stehe seine Mutter, die Königin.

Und er drehte sich um, lief zurück und rief dabei mit seiner hellen, unbekümmerten Stimme. „Mutter, dort am Steuer steht ein großer Mann, der hat nur ein Auge und mit dem weint er!“

Nun wollte mir bei allem Leid das Lachen kommen, denn der kleine Mann zog seine Mutter an der Hand und ließ nicht nach mit Ziehen, bis sie halb ärgerlich dem Kinde folgte. Viele Blicke gingen ihr nach, und auch der König hob einen Augenblick aufmerksam den Kopf und lächelte, daß der kleine Acora seine Mutter dahin zog, wo es für einen winzigen Nordlandsritter am schönsten ist, nämlich beim Steuermann.

Ich hatte das Gefühl, als habe ich gar nicht das Recht, hier zu stehen, aber Atlanta kam auf mich zu, Schritt für Schritt, wie ein Verhängnis, und ich duckte mich zusammen und blickte schief auf die Seite, weil ich nicht wußte, wohin ich sehen sollte. Ich haßte mich selbst, weil ich jedes Schauspiel aus dem Grunde meiner Seele hasse, und ich fürchtete, dies werde ein Schauspiel werden. Doch es war zu spät, und einmal mußte es geschehen, daß wir uns wiedersahen, Atlanta und ihr Mann, der Stemweise Godda Apacheta.

Ich richtete deshalb das Auge auf die geliebte ritterliche Frau, die nun meine Königin war, und mein Blick fiel auf die Stickerei des Mantels, der alt und abgetragen um die schönen Schultern hing.

Und die Sonne spielte mit farbigem wechselvollen Leuchten im Feuer dreier großer Perlen, die in der Stickerei saßen, und es waren die Perlen, die ich einst auf der Akapana an Atlanta verlor, als ich sie beim Erdbeben in meine Arme gezogen hatte. Dies war vielleicht der schwerste Augenblick meines Lebens, aber ich war Herr meines Willens und beugte den Kopf vor ihr, weil sie die Königin war, und wollte etwas sagen, aber ich konnte es nicht, weil meine Stimme plötzlich nicht mehr gehorchte. Doch ehe das Schweigen furchtbar wurde, hörte ich die geliebte Stimme die Worte sagen, die mich in blühende Abgründe warfen. „Mein Liebster, warum bist du so spät gekommen?“

Dennoch erkannte ich sofort die Gefahr, als habe ein Blitz meine Seele hell gemacht. Hier hatte ich verspielt, und der König war im Recht. Tote stehen nicht auf.

Deshalb erwiderte ich, es sei schwer gewesen, von Aztlan fortzugehen, und ich hätte mich auch nicht so beeilen können, wie ich gewünscht hätte, und ich bäte die Frau Königin, die Vergangenheit zu vergessen.

So rettete ich viel, oder doch so viel, wie zu retten war, und unsere Haltung verriet uns nicht.

Ich sah den König über das verblichene Deck der Galeere kommen und hörte sein sorgloses und glückliches Lachen, weil er

seinen Reichsgrafen und Vater und das letzte Atlantervolk aus der Grenzmark Tiahusinju im kleinen Königreich Wieder vereinigt hatte, sah ihn bei meiner alten Mutter stehen und ihr die Hand küssen und sah sein plötzliches Erschrecken, als die Fran zum Steuer wies, wo ich mit Atlanta und mit meinem Knaben unbewegt und aufrecht stand.

Und ich bat die Königin mit einer Bewegung, an ihr vorübergehen zu dürfen, und ging auf den König zu und meldete mich aus Aztlan zurück. Da taumelte der Freund und griff nach einem Halt, nur kurze Zeit, und niemand außer mir mag es bemerkt haben, und ich sah mit tiefem Schmerz, wie seine Augen die Königin suchten, die mit dem plaudernden Knaben abgewandt am Heck stand und in die Ferne sah.

Ich bat um Vergebung, daß ich den kleinen Acora zuerst begrüßt habe, aber dies habe ich für recht und billig gehalten, denn ich habe ja den Acora gesucht und nicht den König. Und ich bäte, nach der Begrüßung des Acora meine Huldigung als König entgegenzunehmen.

Als ich dies sagte, erschien ein wunderlicher Schimmer in den herrlichen Augen des Königs. Er zog mich an seine breite Brust und sagte, ich sei ihm willkommen in seinem kleinen Reiche, und nun wollten wir bald nach Nordland reisen, wie wir es uns versprochen hatten, ehe wir am Illimani schieden. Wenn es auch recht lange gedauert hatte, so sei es zu solch einer Reise nicht zu spät.

„Fünf Jahre bist du tot gewesen, Godda Apacheta. Das ist eine lange Zeit. Zeit und Tod aber reißen die Menschen auseinander, und es ist viel geschehen, was nicht gutgemacht werden kann", schloß der Freund mit leiser Stimme.

Ich sah Herrn Framers erstaunte Augen, und deshalb erwiderte ich, es könne nichts Schöneres sein, als daß wir nach so langen Jahren den König und die Königin wiedergefunden hatten, und das Reich einen Thronfolger habe. Dies sei der beste Lohn für die letzten Ritter aus Aztlan, und niemand, so hoffe ich, wünsche sich einen besseren.

Unsere Augen tauchten ineinander. Ich erkannte, daß der König mich verstand. Eine leise Trauer lag in seinen Augen, denn er wußte, ich würde nicht mit ihm nach Nordland reisen.

Damit war die Mauer aufgerichtet, die uns alle von der Vergangenheit trennte, und das Schwerste schien mir glücklich überstanden zu sein.

Als ich die schlanke kleine Gestalt meines Knaben neben der Mutter zum Bug gehen sah, um wieder ans Land zu steigen, hörte ich die feine kindliche Stimme fragen, warum der arme Steuermann nur ein Auge habe? Und da alle Menschen zum Lande drängten und hinüberriefen, wo Bekannte und Verwandte am Ufer standen, grub ich mich neben dem Baum des Ruders in die Falten des niedergeholten Segels und verbarg mich vor den Blikken der Menschen. Und ich wußte nicht, daß der König noch einmal auf das Schiff kam und zum Steuer trat und auf mich niedersah. Nur die Mutter war bei ihm, und er ging auch gleich auf leisen Sohlen wieder fort, um den anderen zu folgen.

Meine Mutter aber setzte sich, ohne daß ich es merkte, auf den Ring aufgeschossenen Seilwerkes, das neben dem Segel lag, und wartete darauf, daß sie ihr Kind trösten könne. Vielleicht aber wußte sie auch, daß hier jeder Trost versagen mußte, jedenfalls hat sie später nicht mit mir darüber gesprochen, daß Atlanta Königin sei, und sie verriet mir nur nach langer Zeit, der Freund sei noch einmal bei mir am Steuer gewesen und sei gleich wieder fortgegangen.

Lange lag ich am Ruderbaum, ungesehen von allen Menschen, die meine Schmerzen nichts angingen, und horchte in meine Brust, in der etwas zersprungen war, und ich wußte, daß es das Band der letzten Hoffnung gewesen, das mir der uralte Freund zerschlagen hatte. Nun hatte ich die Gewißheit, nach der ich fünf Jahre geschmachtet hatte wie ein Verdurstender. Aber in den Ohren klang mir lieblich und grausam das feine Kinderstimmchen, das vom armen Steuermann sprach und warum er nur ein Auge habe. Das Stimmchen aber blieb mir im Ohr, und ich konnte es nicht vergessen.

Der König ließ mich rufen, damit ich an einer Besichtigung der alten großen Galeere teilnehmen sollte, die auf der Wurfe lag. Ich sei ja inzwischen Fachmann geworden, meinte er.

Mit diesem Schiff war der Acora vor vier Jahren auf der Insel eingetroffen, und es war die höchste Zeit gewesen, daß er Land gefunden habe, denn das Fahrzeug hatte die See nicht mehr lange halten können, da es vermorscht und von Holzwürmern zerfressen gewesen sei. Da auf den Inseln, sowohl auf der unseren, wie auf den benachbarten, die zur Gruppe der Acoren gehörten, brauchbares Bauholz nicht vorhanden war, so hatten die Bauleute des Königs versucht, die alten Planken mit edlem Silber, das sie zu Platten hämmerten, zu dichten, aber der Versuch mußte aufgegeben werden, weil das Edelmetall aus dem kleinen Reiseschatze schnell zu Ende ging.

Auch ein Boot hatte der Fürst nach Zimbabuye geschickt, wie ich schon von dem ägyptischen Schiffer erfahren hatte, um eine Galeere mit Bauholz aufzutreiben, aber das Boot sei nicht wiedergekommen und auch keine Galeere mit Holz. Ich konnte dem Herrn darauf mitteilen, daß dies Boot tatsächlich in Zimbabuye angekommen sei, doch seien die Männer, die darin gesessen hätten, bald vor Erschöpfung gestorben. Durch sie hatten wir die Nachricht erhalten, die einzige, die überhaupt zu erhalten war, daß der Herzog von Acora als König auf den Acorischen Inseln sitze.

Da ohne Bauholz an die Wiederherstellung der Galeere des Königs nicht zu denken war, so waren die Versuche bald eingestellt worden, und der König begnügte sich notgedrungen mit dem kleinen Handelsverkehr auf Booten zwischen seinen wenigen Inseln, auf denen, außer auf der seinen, nur Eingeborene saßen. Diese hatten sich bei der Überflutung des Reiches Atlantis auf die höchsten Berge retten können. Zwei nordische Frauen, denen dies gleichfalls geglückt sei, waren inzwischen gestorben.

Die Besichtigung der morschen Galeere ergab, daß sie auch mit unseren reicheren Hilfsmitteln aus Aztlan nicht wieder in seetüch-

tigen Stand versetzt werden konnte, und daß an ihrer Stelle das Schiff des Reichsgrafen Framer, mit dem wir angekommen waren, auf die Wurfe gezogen werden sollte. Das noch brauchbare Holz der alten Galeere konnte Zur Ausbesserung unseres Fahrzeuges dienen. Denn auch dies war nach der langen Reise nicht mehr in dem Zustande, daß wir eine Reise nach Nordland damit antreten konnten, oder vielmehr nur die anderen, denn ich wollte nicht mitfahren.

Die Abreise nach Nordland sollte so bald als möglich angetreten werden, sowie die Galeere ausgebessert war, schon wegen der Schwierigkeiten, die die Beschaffung der Lebensmittel bereiteten. Das Reich Atlantis war recht arm und klein geworden, so daß es mit Mühe und Not wenig über hundert Ritter und Knechte mit Frauen und Kindern zu ernähren vermochte. Auch der Königspalast erinnerte nicht mehr an die goldene Burg in Atlantis. Aus rohen Steinen gefügt bot er nur in der inneren Ausstattung einen matten Widerschein vergangener Pracht. Und wir hatten keinen Ruder Atakama mehr, der seine Kunst in den königlichen Dienst stellen konnte.

Ich selbst baute mir mit des Königs Zustimmung oben auf der Höhe des Berges Acora ein kleines steinernes Haus, und die Knechte des Herrn Framer leisteten mir freundlich Hilfe, so daß ich mit meiner Mutter in kurzer Zeit das neue Heim beziehen konnte. Die Grundmauern für die Erweiterung ließ ich gleich legen, um später selbst weiterbauen zu können, denn ich beabsichtigte ja, nicht mit dem König nach Nordland zu fahren, sondern auf der Insel zu bleiben.

Als ich dem Freunde meinen Entschluß, den er mir schon aus den Augen gelesen, als wir auf der Galeere uns gegenüberstanden, mitteilte, sah er mich lange aus den hellen klugen Augen an und sagte, er kenne meine Gründe wohl, doch fiele es ihm schwer, den Freund auf der Insel allein zurückzulassen.

Ich erwiderte, ich würde nicht allein bleiben, da außer den Eingeborenen einige atlantische Knechte mit ihren Frauen zurück-

bleiben wollten, und es sei vielleicht gut, wenn ich als Statthalter der Acoren die Inseln hielte, schon um etwa anlaufenden atlantischen Galeeren den Weg nach Nordland, in die Heimat, zu weisen, den der König gefahren sei.

„Godda Apacheta will Statthalter werden“, lächelte der Freund, wurde aber schnell wieder ernst. Er meinte, mitunter sei es eine schwere Schuld, wenn Totgesagte wieder lebendig würden, und er wisse, warum ich nicht mitfahren wolle und verstehe es. Unlösbar sei der wirre Knoten geworden, und es sei schmerzlich, daß Freunde sich gegenseitig ihr Glück zertreten hatten, ohne es zu wollen. Denn auch sein Glück sei vorüber, und er müsse nun dafür sorgen, daß der Namen des Königs klar und rein ins Nordland käme. Deshalb wolle er keinen Widerspruch erheben, wenn ich bleiben wolle, denn dieser Widerspruch würde eine unwürdige Lüge sein. Denn käme ich mit, wurde die Königin am schwersten leiden, daß der Vater ihres Knaben wie ein Fremder neben dem Königshause stehen müsse, ein Bettler der Liebe, wo er ihr Verschwender sein müßte. Er wolle nicht vom Stolz des Reichsgrafen sprechen, der nun den Wunsch seines Lebens erfüllt sehe, daß sein letztes Kind die Königin des versunkenen Reiches sei, wenn dies Reich auch nur auf der Treue weniger adliger Menschen ruhe. Niemand wisse, daß der kleine Godda nicht der Sohn des Acora sei, und so solle es bleiben, daß das Kind des fernen Sternweisen Apacheta einst die verarmte Krone tragen solle, die noch vor einem halben Jahrzehnt fast über die ganze Erde strahlte.

„Und wenn ich in Nordland Fuß gefaßt habe, so will ich dir eine Galeere schicken“, schloß der Freund. „Dann hebe ich die letzte Statthalterschaft im alten Atlantis auf, und du kehrst zu deinem Freund und König zurück. Wir werden dann älter sein und – weiser.“

So kam es, daß Herr Framer am klaren Verstande seines königlichen Sohnes zweifeln mußte, als bei einer Besprechung sämtlicher atlantischer Edelleute die Abfahrtzeit nach Nordland auf den Tag der nördlichen Frühlings-Nachtgleiche festgesetzt wurde,

damit man im Hochsommer in der Heimat eintreffen konnte. Bis hierher durfte der Reichsgraf mit den Anordnungen des Königs wohl zufrieden sein, aber was nun folgte, löste doch einige Erregung, wenn nicht Empörung aus. Es war selbstverständlich, daß die Ritterschaft die nun folgenden Befehle des Herrn schweigend hinnahm, aber viele mitleidige Augen richteten sich auf meine hagere Gestalt, und zu dem Bedauern wegen meines entstellten Aussehens kam noch der Schmerz über den Befehl des Königs, der allen sehr hart erschien.

„Ich beabsichtige nicht, das kleine Reich der Acoren, den letzten Teil des einst so mächtigen Atlantis aufzugeben", fuhr der Herr mit unbewegter Stimme in seinen Anordnungen fort. „Zum Statthalter der Aeoren ernenne ich daher den Ritter Godda Apacheta. Er wird für zehn Jahre dieses Amt bekleiden. Nähere Anweisungen wird sich der Ritter in persönlicher Unterredung mit mir einholen. Ich werde von Nordland aus versuchen, so bald als möglich mit der Statthalterschaft Acora über See Verbindung aufzunehmen."

Als auf diese Worte eisiges Schweigen herrschte, fragte mich der König, ob ich bereit sei, das Amt anzutreten? Und während unsere Blicke ernst und tief ineinanderflossen, erwiderte ich, ich wolle dem König dienen, wo er es befehle, und ich wolle versuchen, die Acoren der Krone zu erhalten, so weit die geringen Mittel ausreichten, die mir zur Verfügung bleiben würden.

Da bat Herr Framer von Akapana mit vor Erregung heiserer Stimme, abtreten zu dürfen, da er sich plötzlich nicht wohlfühle; und das war ein starkes Stuck, aber ich glaube, es war dem alten Grafen wirklich schlecht geworden.

Nie werde ich die abgrundtiefen Augen des Königs vergessen, als er seinem Vater zunickte und ihn entließ. Wie niedergeschmettert stand die letzte Ritterschaft des Reiches vor dem harten König, der diese kümmerlichen Inseln nicht aufgeben wollte, wo nicht einmal genügend Getreide für hundert Menschen wuchs, aber kein Wort wurde laut, um gegen den Befehl gewichtige Grunde

geltend zu machen, da ich selbst, ohne zu zaudern, die Ernennung angenommen hatte.

Was die Königin zu dem Entschluß des Freundes sagte, weiß ich nicht, und es war gut, daß ich es nicht wußte, denn es war mir nicht möglich, die Geliebte zu sehen und die Stimme meines Knaben zu hören, ohne daß mein Herz in bitterer Qual zuckte.

Wie ein Einsiedler lebte ich mit der treuen alten Mutter auf der stillen Bergeshöhe, und die Frau, die sich darauf gefreut hatte, in der nordischen Heimat zur ewigen Ruhe eingehen zu dürfen, blieb ohne zu klagen bei mir und fragte nicht, warum der König so hart mit mir verführe. Wahrscheinlich aber kannte sie die Gründe genau, doch sie sprach nicht mit mir über Atlanta und mein schweres Leid. Sie wußte, daß sie wohl einen Pfeil aus dem Auge des Sohnes hatte ziehen können, daß aber der Versuch, den Pfeil aus seinem Herzen zu reißen, nicht gelingen könnte. Und sie stellte sich, als freue sie sich auf unsere Einsamkeit auf der schönen stillen Insel Acora, und lobte die herrliche Luft auf dem Gipfel des Berges, auf dem wir wohnten wie die Adler in den Anden, und glaubte, es werde wunderschön sein, solch kleine Statthalterschaft zu verwalten.

Wenn ich sie dafür voller Rührung und Liebe in die Arme schlosß – denn sie war alt, und man konnte nicht mehr mit ihr umgehen, wie mit einer jungen Frau – dann legte sie den weißen Kopf an meine Brust und streichelte mit der feinen Hand mein Haar, und sagte nichts mehr, weil sie sich durchschaut wußte.

„Gehe nicht an den Strand, wenn der König nach Nordland fährt“, bat sie mich einmal voller Herzensangst, als der Tag der Nachtgleiche nahe herangekommen war. Ich aber lächelte sie nur an und erwiderte, ich wisse nicht, warum ich dies nicht tun sollte, denn der Statthalter müsse sich doch von seinem König verabschieden und auch von der Frau Königin und allen Herren und Knechten, die mit ihnen gingen. Die Mutter solle keine Sorge haben. Der König werde in wenigen Jahren eine Galeere schicken, und dann wäre die Verbindung mit der Nordischen Heimat aufgenommen.

So redeten wir uns gegenseitig etwas vor, was wir nicht glaubten, um unsere Herzen zu heilen, die sehr wund geworden waren.

Als der Tag der Frühlingsgleiche gekommen war, legte ich meinen etwas unansehnlich gewordenen Waffenrock an, setzte den Helm auf und stieg zum Strande hinab, um Abschied zu nehmen. Meine Mutter kam mit mir und sah stumm vor sich auf den schmalen Fußsteig, und sie sprach diese ganze Zeit über kein Wort. Sie schwieg aber nicht aus Ermattung wegen der drückenden Schwüle, die schon am frühen Morgen über der Insel lastete, sondern aus bitterer Angst vor dem Abschied.

Ich aber wußte, daß meine harte Erziehung ein Versagen meiner Haltung ausschloß und daß ich fest und stark genug war, auch das letzte Leid zu tragen, das mir der Uralte mit dem Abschied von Frau und Sohn schenkte.

Der König umarmte mich und sagte, ich solle ihn nicht vergessen. Dann wandte er sich kurz ab und stieg auf das Schiff. Ich war ihm dankbar dafür, daß er nicht mehr sprach, wenn ich auch die erstaunten Blicke der atlantischen Herren bemerkte, welche die Härte des Königs immer weniger verstanden. Sie mochten wohl der Ansicht sein, der einäugige Statthalter hätte einige freundliche Worte mehr verdient.

Die Königin aber kam, in meinen Mantel gehüllt, auf mich zu, den Knaben Godda an der Hand, und ich ging ihr einige Schritte entgegen und wünschte ihr gute Fahrt. Um ihren Mund zuckte ein wehes herzzerreißendes Lächeln, als sie mir die Hand zum Kusse reichte, und als ich mich ruhig und gefaßt über diese weiße schmale Hand beugte, die mein Leben mit dem goldenen Schimmer des Glückes beschenkt hatte, hörte ich ihre leise versagende Stimme die letzten Liebesworte sprechen. „Laß mir deinen Mantel mit den schönen Perlen, Godda Apacheta. Er wärmt gut, und ich habe ihn oft gebraucht. Du weißt nicht, wie oft ich gefroren habe, und ich glaube, auch diese Fahrt nach Nordland wird kalt werden.“

Ich hatte mich vor ihrer Stimme sehr gefürchtet, und nun kam es so, daß ich zunächst nicht antworten konnte, sondern schließ-

lich nur die törichten Worte herausbrachte, die Frau Königin möge den Mantel behalten. In der warmen Luft der acorischen Inseln werde ich ihn entbehren können. Die drei Perlen aber möchten das Bild des Apacheta nicht zu schnell verblassen lassen.

Mein Knabe reckte die Ärmchen zu mir hinauf und legte die kleinen Hände auf meine Wangen, wobei er mit zärtlichem Mitleid über die leere Augenhöhle des armen Steuermannes streichelte. Ich wagte es nicht, den Knaben anzurühren, weil ich wußte, es werde alsdann mit der Fassung des Sternweisen doch vorüber sein. Deshalb richtete ich mich starr in die Höhe, mit steifem Nacken, und sah noch einmal die stillen Augen des Königs mit tiefer Trauer auf mir und der Königin ruhen.

Dann kam der Reichsgraf und legte den alten Kopf an meine Schulter, und aus seiner Brust kam ein leiser knurrender Ton, der wohl ein Abschiedswort bedeuten sollte.

Nun folgten sie alle, die Ritter und Herren von Atlantis, Aztlan und Tikina und reichten mir die Hand, so daß ich schließlich froh war, als die Galeere vom Lande absetzte und über die See trieb.

Die Segel stiegen am Maste empor, und rauschend glitt das Schiff, das ich durch lange Wochen nach den Inseln der Acoren geführt hatte, nordwärts in das Licht des hellen Sonnentages.

Ich sah Atlanta neben dem König am Heck stehen und die Arme ausstrecken, und auch ich streckte die Arme aus, stumm und in tiefer Qual. Das Auge begann mir zu schwimmen, daß ich nichts mehr erkennen konnte, die Wellen des Meeres erhoben sich über mich wie blaue Tücher, aber ich stand noch immer fest auf den Beinen, obschon Insel und Meer sich zu drehen schienen. Doch da begannen meine Knie zu zittern und ich wäre vornüber in den Sand gefallen, wenn mich nicht ein junger kräftiger Arm plötzlich gestützt hätte.

Diese Berührung gab mir die Besinnung wieder. Meine Knie wurden wieder erfreulich fest und ich wandte mich, den freundlichen Helfer zu sehen. Neben mir stand ein junger Ritter, den ich kannte. Und ich lächelte vollen Verstehens und schob den Arm

unter den seinen, und so standen wir zusammen, die Mutter, der Sternweise und der junge Ritter am Strande und sahen das Schiff des Königs in die Ferne gleiten.

Der Ritter aber war Herr Gerdung, der Atlanta meinen Mantel gebracht hatte.

Es war ein schwerer Weg, den ich hinauf zu meiner Wohnung gehen mußte, denn der Tag war drückend schwül, und meine Willenskraft hatte plötzlich nachgelassen, so daß ich froh war, endlich auf dem Gipfel angekommen zu sein. Mit offenem Ange lag ich auf meinem Lager und schickte meine Seele hinaus zum uralten Freunde, ihm mein Leid zu sagen. Und er war freundlich zu mir und wischte die Erinnerung an die schreckensvolle Gegenwart aus meinem Herzen.

Vom Gipfel meines Berges stieg der Pfeil meiner Sehnsucht in den blauen, sonnenbeschienenen Samt des atlantischen Himmels, und ich sah die Erde unter mir liegen wie eine scharfgezeichnete neue Schiffskarte. Aus der heißen schwülen Luft des Mittags stieß ich hinauf in den kalten dünnen Äther, den Uralten zu suchen, ob ich gleich wußte, ich würde ihn auch dieses Mal nicht finden.

Schwirrend sah ich die blitzenden Blöcke der Sternschnuppen um die grüne Erde ziehen, nah und fern, und ihre häusergroßen zackigen Leiber glänzten in den Lanzen des Sonnenlichtes wie riesengroße Diamanten.

Da waren sie ja, die prächtigen weißen Himmelsrosse, die so schnell um den Ball der Erde huschen und alles sehen, was auf ihrem Rund geschieht, und in mancher Nacht hatte ich sie über den schwarzen Grund der Ätherglocke blitzen sehen und gewünscht, ich könne mit ihnen reisen, rund um die alte Heimat.

Und nun packte es mich doppelt an, weil die Erde anders geworden war, seit Heldung-Atlanta sie würgte, und die Gier trieb mich zu wissen, was ich noch nicht kannte; da flog der Gedanke Ich hinter einem hurtigen Block her, sausend im dünnen Äther, und ich lachte, weil ich schneller war als der weiße Geselle. Die Hand streckte ich aus, und als ich den Wanderer faßte, sprühte ein

Funke heraus, hell und knatternd, zischend umgeisterte er meine Seele mit elektrischen Flammen. Aber ich ließ deshalb nicht los und zog mich hinauf in jubelnder Freude, daß er mich nicht schrecken konnte mit seinem gespenstigen Brand. Lang streckte ich mich auf den Rücken des eisgepanzerten Gaules und schoß um die alte Erde wie eine schimmernde Lanze.

Unter mir flutete das atlantische Meer, und ich sah die versunkenen Inseln in der Tiefe schlummern und erkannte die goldenen Dächer der ragenden Königsburg unter blauer Todesdecke. Das Land Zimbabuye wölbte sich mit breitem Rücken aus der Flut, fest und starr ragten die mächtigen Berge des Landes Abessien zu mir herauf, und Sumeriens Land sah ich, Ur in Chaldäa, das Herr Framer bezwang, aber gelber Lehm leuchtete, wo grüne Fluren gewesen waren. Tot und verschüttet lag das reiche Land, die Grenzmark des Königs gegen Asien.

Da, zur Rechten, hatte dort nicht Gondwana gelegen, das mein Bruder verwaltete? Aber nur wogendes Meer glitt über versunkene Inseln, und Gondwana war nicht mehr.

Über Zipangu eilte ich im fernen Asien, dem Mutterlande der Cuzcos in Tiahusinju, leer war die See, die ehedem von Schiffen wimmelte, die dem König weiche Seide aus dem fernen Lande holten. Und das große Weltmeer schimmerte auf, das die Hälfte der Erde bedeckte, so weit der suchende Blick drang. Wie eilte der weiße Renner über die einsamen Wasser! Näher bog er sich heran mit ge-eimnisvollem Zuge, und ganz nahe schoß ich über Tiahusinju hinweg, die Grenzmark Framers, um die ich so lange gestritten hatte. Graue Totenfarbe deckle das Hochland, wie ich es aus schwerer Zeit kannte, und über die königliche Ande pfeilte ich dahin und hörte den Druck der irdischen Luft brausend um die kühlen Schläfen singen.

Da blitzte das atlantische Meer in der Ferne auf wie ein blaues Band! Schnell lief die Fahrt auf dem eisigen Block, und vor und hinter mir hatte ich blanke Gesellen, die mit mir flogen, knisternd von kaltem Feuer.

Siehe da, Godda Apacheta! Dort segelt ein Schiff! Einsam fährt es in der Wüste gen Norden, und blaues Banner und Sonnenzeichen wehen stolz vom Mast, den ich selbst gebeilt.

Heran, ich will es sehen, das letzte Schiff der letzten Atlanter, die zur Heimat fahren!

Brausend stößt mein Renner hinab und atmet schwer im hemmenden Druck der dichten Lebensluft. Klirrend springt es unter mir auseinander, wie dünne Schalen, eine nach der anderen, und eisiger Grus wirbelt, abgesprengt von heißer Reibung, um den kalten Block, daß die quellenden Wolkenkugeln sich um mich türmen wie schwarze Gespenster.

Aber wir sind schnell, mein Renner und ich, sind immer voraus, und wir haben gute Sicht!

Wie das Schifflein mit Sturmesschnelle wächst, größer wird es von Herzschlag zu Herzschlag! Und es biegt sich in die Wellen und rennt von dannen wie gehetzt und flieht vor der Seele Godda Apachetas!

Freund Acora, ziehe die Segel ein, schlage drei Bahnreihen hinein, denn der Apacheta kommt auf Sturmesflügeln und mit flammender Seele, die Geliebte zu suchen, die Gattin, die Mutter!

Gib mir meinen Knaben wieder, König! Gib mir den Knaben und laß mir mein Weib!

Wild heult um mich die Hagelwolke durch den Himmelsraum; Flammen schlagen sprühend und dröhnend aus meiner brennenden Seele, weithin hallt der Donner meines Rufes. Tiefer stoße ich hinab, schnell wie der Kondor des Königsgebirges auf die Herde.

Dort steht sie am Mast, die ich suchte seit langen langen Jahren, und die ich verlor, weil Godda Apacheta tot war.

Atlanta, sieh her! Ich lebe, ich lebe!

Atlanta, ich komme zu dir. Die Seele lodert, schwer war alles, was Freundschaft und Liebe mich verzichten hieß. Nun ist's genug! Die Seele verbrennt vor Qual!

Atlanta, ich komme!

Sie ruft nach mir; gellend ruft sie meinen Namen hinauf in die Wolken, – Godda Apacheta!

Ich sehe, wie sie die Arme breitet gegen die schwarze Wolke Ich, weit dehnt sie die Arme nach dem Geliebten, der heranfährt im feurigen Wagen des Himmels. Heulend läuft der Sturm meiner Seele vor mir her.

Da ist der Mast mit dem wehenden Banner des Reiches! Hinunter stürze ich in furchtbarer Fahrt und falle mit prasselnden Flammen über die Geliebte – Atlanta, Atlanta! –

Schmetternd gellte mir der Schlag des Donners im Ohr, und ich fuhr hoch vom Lager, an dem meine Mutter saß und meine Hand in der ihren hielt.

„Es ist nichts, mein Godda", sagte sie leise und streichelte mein Haar mit gütiger Hand. „Ein Gewitter geht über See."

„Ich habe sie erschlagen", antwortete ich tonlos.

Meine Mutter schüttelte den Kopf. Sie wußte nicht, was ich meinte. Wen ich erschlagen habe? fragte sie lächelnd.

Ich antwortete leise, ich hätte Atlanta Framer erschlagen.

Da streichelte sie mich wieder und sagte, ich sei ihr armes Kind, und ich solle wieder still auf dem Rücken liegen, weil das Leid der letzten Tage groß gewesen sei und ich Ruhe haben müsse. Ich gehorchte und deckte mit beiden Händen das Gesicht, weil ich die Geliebte mit meiner Liebe erschlagen hatte.

„Sei kein Tor, Godda", bat die alte Frau. „Atlanta ist weit, über See fährt sie nach Nordland, und den ganzen Tag schon segelt die Galeere und ist langst hinter der Augenlinie verschwunden."

Was wußte die Mutter davon, wie schnell Godda Apacheta aus dem Himmel stürzen konnte mit feuriger Lanze und auf weißem Roß, was war die halbe Tagesfahrt der Galeere gegen die Schnelligkeit des Sternweisen, wenn er seine Seele durch die Wolken jagte?

Ich stand auf, voller Unruhe, und stieg die wenigen Schritte bis auf den Gipfel des Berges, an den sich mein Haus wie ein Vogelnest lehnte. Leer war die See, verschwunden das Schiff des Kö-

nigs, und ferne sah ich weiße Wellen tanzen; schwarze Wolken aber zogen düster gen Norden, und in weiter Ferne grollte es leise über die blaue Fläche des atlantischen Meeres.

Wie still war meine Seele geworden, seit ich Atlanta erschlug. Ich lächelte über den Toren Apacheta. Die Mutter hatte es besser gewußt. Weit war Atlanta und die Galeere, und einsam saß der Statthalter des Königs auf dem Berge Acora und wartete, bis er älter geworden war und – weiser.

Ich streckte mich auf den Rücken und sah in den blauen Abendhimmel, der hier am weiten Weltmeer wie eine richtige Glocke war, durchsichtig und hart zugleich, und ich freute mich auf die Nacht, weil da die Sterne meines uralten Bruders aufblitzen würden, ferne Welten ohne das Leid der Erde.

Ich sagte der Mutter, ich wolle in dieser Nacht im Freien bleiben, und trug mein Bett hinaus auf die Höhe.

Am anderen Morgen aber kam die Mutter ganz früh aus der Hütte, um nach mir zu sehen, und sie fand mich, wie ich Blumen an den Hängen pflückte, die hier zu Beginn des Frühlings in reicher Fülle blühten. Als sie den großen Haufen schon gepflückter Blumen sah, fragte sie, für wen ich sie sammeln wolle. Ich deutete lächelnd nach Norden auf das Meer, und als die Mutter der Richtung mit den Augen folgte, sah sie gleich mir in der Ferne ein Schiff mit schiefem, gespaltenem Mast auf die Insel zusteuern, und durch die feierliche Stille des Morgens klang der harte Hammerschlag des Herrn Framer von Akapana zur Arbeit der Ruderer.

„Was willst du mit den Blumen?“ fragte die Mutter erneut, und eine schreckliche Angst spiegelte sich in ihren guten alten Zügen. Man konnte nämlich deutlich erkennen, daß das blaue Banner des Königshauses auf halber Hohe des zerspellten Mastes wehte.

„Ich habe sie für die Frau Königin gesammelt“, erwiderte ich mit einem Lächeln, als sei mir ein großes Glück widerfahren. Da wich die arme Frau vor mir in die Hütte, und ich glaube, sie hatte an diesem strahlenden Frühlingsmorgen Furcht vor dem eigenen Sohn.

Die Blumen gab ich meinem Diener und bat ihn, sie in die Königshalle zu tragen, und gab ihm den Schlüssel für Herrn Gerdung mit, der am Strande wohnte, damit dieser sie zuvor öffnen könne. Und ich ließ dem Ritter sagen, ich käme gleich hinab und er möge auf mich warten.

Dann vermochte ich meine Mutter zu bewegen, mit mir an die Reede zu gehen, um des Königs Galeere zu empfangen, die nach kurzer Fahrt wieder nach Acora zurückkehrte. und wir stiegen zusammen hinab, nachdem ich den Waffenrock und den Helm angelegt und das Schwert an den Gürtel gehängt hatte.

Im Hause des Königs aber trug ich zusammen mit Herrn Gerdung Atlantas Bett in die Halle, stellte es in ihrer Mitte auf und deckte mein blaues Banner, das ich als Statthalter der Acoren führte, darüber. Die Mutter half mir, ohne zu fragen, bei der Ausschmückung des Lagers mit Blumen. Und wir wurden grade fertig, als die Galeere auf den Strand lief.

Mit den herbeigeeilten Knechten und Eingeborenen empfing ich meinen königlichen Herrn und Freund, der am Bug stand und in den Armen eine stille Frau hielt.

Und ich sah, daß die Königin tot war.

Da streckte ich die Arme hinauf und nahm die Geliebte aus den Händen des Freundes entgegen und trug sie in die Halle.

Auf dem Banner des Reiches Atlantis und auf Blumen, die ich der Gattin als letzten Gruß gepflückt hatte, lag die liebliche Königin meines Herzens lächelnden Mundes und schlief. Ihre blassen Lippen waren halb geöffnet, und ich hörte mit der Seele ihren letzten Ruf. Godda Apacheta!

Da die weißen Arme Brandspuren trugen, deckte ich ein weißes Tuch über ihren Leib und legte Rosen um den blonden schmalen Kopf. Nichts kümmerte mich mehr, weder die leisen Schritte der Atlanter noch die Gegenwart des Königs, von der mir die Mutter zuflüsterte. Mit meiner Liebe hatte ich die einzige Frau meines Lebens erschlagen, das Schicksal des Sternes Heldung-Atlanta hatte sich erfüllt, und ich trug es mit freudiger Ruhe und stillem

Glück, denn die Lippen der Toten flüsterten immer noch. Godda Apacheta! Godda Apacheta! Da fühlte ich ein kleines Händchen nach mir tasten, und ein feines Stimmchen fragte. „Armer Steuermann, ist meine Mutter tot?“

Ich sah auf den blonden kleinen Scheitel hinab und auf das erhobene Gesicht und dachte, wie klug doch der Knabe sei, daß er mich immer einen armen Steuermann nannte. Denn blutarm hatte mich der Uralte gemacht, mit wuchtigen Hieben hatte er Godda Apachetas Liebe und Glück in Trümmer geschlagen, aber ich wußte nun, daß es so sein mußte. Das Alte war vergangen. Er wollte mich neu machen! Die letzte Brücke, die mich mit dem tausendjährigen Reiche Atlantis verband, fiel unter seinen wuchtigen Streichen, und mir hatte er den feurigen Strahl selbst in die Hand gedrückt, daß ich vollenden sollte, was er begonnen hatte.

Ich nahm meines Knaben Hand und sagte ihm leise, die Mutter sei nicht tot, sie lebe weiter, denn der Uralte habe uns nicht überwinden können. Atlantas adliges Blut lebe und werde nicht untergehen. Das war unkindlich und dunkel gesprochen, ich wußte es wohl, aber der Kleine sah voll Vertrauen in mein geneigtes Gesicht, als habe er alles verstanden, was der arme Steuermann ihm sagte.

Ich hörte, wie hinter mir die Halle leer wurde. Letzte leise Schritte klangen zur Tür. Der König hatte wohl mit einem Wink befohlen, daß er mit mir allein sein wollte.

Einen harten Schwertarm fühlte ich auf meiner Schulter. Da stand der Freund neben mir und blickte in tiefem Nachdenken auf das liebliche Antlitz der toten Königin.

„Sie rief deinen Namen, Godda Apacheta, als der Blitz sie traf“, sagte der Herr nach langer Zeit, als sei dies ganz selbstverständlich.

„Ich sprang am Mast hinab und erschlug deine Königin“, erwiderte ich ohne Bewegung, denn es war mir nun so, als hatte es nicht anders sein können. „Hoch reckte sie die ausgebreiteten Arme dir entgegen, glücklicher Mann der Sterne“, fuhr der Freund

fort. „Ein jubelnder Schrei hallte mit deinem Namen über das Schiff, und dann zerspellte der Mast, und eine feurige Lohe sprang wütend auf sie hinab, schlug in die bronzenen Schilde des Außenbordes und verschwand im Wasser. Als der schmetternde Donnerschlag verhallt war, und ich das Ruder fahren ließ, um zu Atlanta zu eilen, fand ich die Königin lang ausgestreckt neben dem Mast liegen, und sie lächelte, als sehe sie ein großes Glück. – Da wußte ich, daß du sie erschlagen hattest, Godda Apacheta. Du sagtest mir nichts Neues, und nie hat die Seele des Königs den Freund schneller verstanden, als heute. Nun steht ein armer Kronenträger neben dir und bittet um deine Liebe, du reicher Mann. Auch der Acora Godda wird dich einst nicht mehr den armen Steuermann nennen, wenn er erst erwachsen ist, denn du sollst mir sein Lehrer sein. – Godda Apacheta, lasse mir den Königssohn. Dir mußte ich die Königin lassen, ob ich sie gleich entführen wollte. Drum lass' mir den Knaben, Godda, damit ich Teil habe an deinem Glück."

Da fuhr meine Seele brausend empor und ich sah wie im Blitzesschein, daß ich der reiche Mann gewesen war, immer und immer, und daß der königliche Freund gedarbt hatte, wie nur ein edler Mann darben kann, schweigend und voller Stolz. Und da wir allein waren, kniete ich vor meinem König nieder und schlang die Arme um mein Kind.

„Ich will der treue Lehrer deines Knaben werden, König", sagte ich fest.

„Stehe auf, Godda", bat der Herr. „Sieh, ich will mich vor die Türe stellen, damit du deine Atlanta noch einmal küssen kannst. Ich half dir schon einmal am Illimani. Weißt du es noch? Kann ein König mehr tun als Dank, daß du mir den Thronfolger gelassen hast?"

Damit nahm er den kleinen Acora an der Hand und ging hinaus. Ich aber blieb allein bei der Königin.

*

Ein goldener Sarg stand zwischen Mast und Ruder der Galeere, ein Sarg, den ich mit den Rittern und Dienern aus dem Schatze von Aztlan gehämmert und geschmolzen hatte. Und wir hatten ihn mit reinem Gold zugeschmolzen und die Füße auf den Decksplanken verschraubt, damit er im Seegange des Weltmeeres festen Halt habe. In dem Sarg aber schlief die Königin von Atlantis, die wir nach Nordland führten, um sie in der Heimaterde zu begraben.

Da stand der letzte König des Reiches am Steuer und führte das letzte Schiff des atlantischen Adels nach Nordland, und sein Freund Godda Apacheta saß mit dem Knaben Acora Godda am Heck und hörte zu, wie der König sprach. Er erzählte, daß er den Lauf des neuen Mondes verfolgt habe, seit er sichtbar geworden sei und habe gesehen, daß er sich in einem Sonnenjahre zu zwölf Malen erfülle und schwände. Ob ich noch an das alte rätselhafte Sonnentor in Aztlan dachte, das Ruder Atakama zum Feste der Sonnenwende aufgestellt hatte. Dort seien die zwölf Monde aufgezeichnet, obschon es vordem einen solchen Mond nicht gegeben habe.

Ich lächelte ob dieser unfruchtbaren Weisheit, denn auch ich hatte nach meinem Tagebuch durch zwei Sonnenjahre den Mondeslauf verfolgt und war ebenfalls auf die Zahl zwölf in einem Jahre gekommen.

„Das Rätsel löst sich damit nicht“, fügte ich hinzu. „Wie wußte der Bildhauer voraus, daß einmal Jahre kommen wurden, die zwölf Monde haben würden?“

Da schwieg der König.

Ich sah an meinem Mantel hinab, den ich wieder trug, und er war recht alt geworden, wie ich selbst. Und wenn ich den König ansah, so mußte ich auch an ihm die grauen Haare sehen, die um seine Schläfen wehten, und war doch noch jung an Jahren wie sein einäugiger Freund.

Der Uralte hatte an wuchtigen Hieben nicht gespart, und das war nicht an uns vorübergegangen, ohne daß es Wunden gab.

Doch unbesiegt hatte er uns ziehen lassen müssen, den alten Reichsgrafen mit dem weißen Haupt, den König und auch mich, und jeden hatte er geschüttelt und gepeitscht und hatte uns dennoch das Ruder lassen müssen.

Auch meine stille Königin hatte er nicht überwinden können. Die hatte ich selbst erschlagen und nicht mein Bruder im All.

Und die Brücken, die er hinter uns zertrümmerte?

Wir bauen sie neu!

Siegreich bricht dein uraltes nordisches Geschlecht über die Schwelle des neuen Zeitalters. Ob es schwerer sein wird, als das, dessen Ende wir erlebten?

Gib, daß es schwerer wird, Uralter, adliger Bruder nordischer Rasse! Kannst du die Seele bändigen, wenn sie in kalte Höhen stößt? Stolz wirst du sein und lachen, daß du deine eigene Seele nicht überwinden konntest!

Das letzte Schiff und den letzten königlichen Steuermann hast du uns lassen müssen. Nun gib uns weitere Fernen, steilere Höhen, schicke uns neue stolzere Ziele! Sorge, daß der Kampf nicht erlischt, Schwertschlag nicht und nicht das Ringen der Seele um die Gipfelriesen.

Wohl sind wir nun müde und verkämpft. Darum gehen wir eine kleine Zeit zur Quelle zurück, zur nordischen Heimat, aus der der Strom der adligen Menschen über die Erde quillt.

Ende

NACHWORT

Von HANS WOLFGANG BEHM

Rund ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit jener Georg Ebers, damals auf dem Gipfelpunkt seines künstlerischen Schaffens stehend, uns seine unvergänglichen Romanwerke schenkte. Die Welt der Antike, vornehmlich das alte Ägypten, taucht in lebhaft gemalten Farben vor uns auf, zumal dem Verfasser dieser Werke neben seinen Leistungen als Forscher eine die Feder beflügelnde Phantasie zur Seite stand.

Wenn Ebers versuchte, das Wesen der allenthalben ältesten Kulturen dem Volke näherzubringen, so entsprang dieser Versuch durchaus dem damaligen Erkenntnisschatz historischer Altertumsforschung. Die Forschung, die nach alten, auf Höhenpfaden sich bewegenden Kulturen fahndete, blieb dabei auf einen zeitlich nur wenige Jahrtausende ruckreichenden Ausblick beschränkt. Es waren vornehmlich die Altkulturen in den Ebenen großer Ströme, wie am Nil, am Euphrat oder Tigris, die schlechtweg das „Altertum" der Weltgeschichte füllten. Was sich möglicherweise noch dahinter im Grau der Vorzeit verbarg, blieb so gut wie verschlossen.

Und wenn schon seit der Jahrhundertwende die junge Wissenschaft von einer Urzeit der Menschheit ständig neue Entdeckungen und Überraschungen brachte, und wenn sie das Alter der Menschheit heute mit vielen Jahrzehntausenden bemißt, so blieb sie mehr oder minder darauf beschränkt, die Urzustände der

Menschheit mit solchen unserer heutigen Naturvölker allenfalls in Vergleich zu setzen. Wohl räumt auch dieses Forschen um die Urgeschichte der Menschheit gelegentlich unseren Steinzeitahnen schon hohe Werte seelischen Erlebens und geistiger Regungen ein. Im großen und ganzen steht es aber jenem, noch in den Anfängen steckendem Erkenntnisbemühen fern, – Jahrzehntausende alte Hochkulturen auf Erden mit zunehmender Sicherheit zu verteidigen.

Obschon Altertums- , Urgeschichts- und Erdforschung sich hier überschneiden und tangieren, so herrscht noch wenig Klarheit in den wesentlichen Fragen und Deutungen solch längst verschollener und abgesunkener Kulturen. Deren einstiges Bestehen über jeden Zweifel erhaben ist, seit glückliche Entdeckungen und Grabungen der jüngsten Zeit zu verzeichnen sind und findige Entschleierungsversuche von Sage und Mythos ein ebenso gewichtiges Wort mitzureden haben.

Daß den möglichen Ausdeutungen vorzeitlicher Hochkulturen trotz allem ein verhältnismäßig weiter Spielraum geboten ist (man denke nur an die gesamte Atlantisforschung), hat verschiedene Gründe. Einmal ist alles bisherige Forschen auf diesem Gebiet noch recht jungfräuliche Pionierarbeit. Zum andern herrscht einige Verwirrung in den naturforschlichen Fachgebieten selbst, die zur gesicherten Ausdeutung der alten Hochkulturen heranzuziehen sind. Denn es ist ein offenes Geheimnis, daß die gangbaren Erkenntnisse, Versuche und Methoden zur Entzifferung einer Welt-, Erd- und Lebensgeschichte sich ständig ungenügender erweisen, bzw. schon längst erwiesen haben.

Man erkennt vielmehr, daß der Gang der Erdgeschichte seit Vorfernen offenbar einem großrhythmischen Geschehen unterworfen war, die Erde bald Zeiten der Ruhe und der Ausgeglichenheit, bald solche des gesteigerten Aufruhrs und der Großbeflutung erlebte. Und man stößt im Zusammenhang damit zwangsläufig auf die Tatsache, daß es Machte von außen, vom Kosmos her, find, die das wechselnde Schicksal des Erdkörpers diktierten und dik-

tieren. Eine Erkenntnis, die gegenwärtig am klarsten und eindeutigsten in der Gesamtschau der unvergleichlichen *Welteislehre** durchsichtig wird.

Ähnlich wie nun Ebers historisch verbürgte Altkulturen den Stoff für seine Romanwerke abgaben, macht sich *Edmund Kiß* Perspektiven dieser Welteislehre zunutze, die ohne Zweifel am geeignetsten erscheinen, Licht in das Dunkel längst entschwundener Kulturen zu tragen. Und ähnlich wie Ebers als Forschungsreisender, Gelehrter und Dichter zugleich schöpferisch tätig war, trifft dies allenthalben auch für den Verfasser vorliegenden Romanes zu. Als wissenschaftlich geschulter und praktisch tätiger Architekt bereiste er das peruanisch-bolivianische Hochland (Altiplano) um den Titikakasee, nachdem er schon hinreichend mit den merkwürdig unsicher und rätselhaft erscheinenden Forschungsergebnissen über die hier einst blühenden Hochkulturen vertraut geworden war.

Ein langjähriges Studium der Welteislehre hatte wohlverstanden den Anstoß dazu gegeben. Und wenn Kiß die Überzeugung gewann, daß ihm die Welteislehre den offenbar brauchbarsten Schlüssel liefert, um hinter die Geheimnisse der altamerikanischen Kulturen zu kommen, so hat ihm der Augenschein am Altiplano nur Recht gegeben. Überraschend großartige Perspektiven haben sich ihm erschlossen, über die näher zu reden hier nicht der Raum ist, zumal die fachliche Ausbeute, abgesehen von vereinzelten Zeitschriftenbeiträgen, noch der Veröffentlichung harrt. Nichtsdestoweniger hat Kiß manches davon dem vorliegendem Werke

---

* Vgl. meine diesbezüglichen Werke „*Welteis und Weltentwicklung*“ (Leitfaden der Hörbigerschen Welteislehre); – „*Welteislehre*“ (Ihre Bedeutung im Kulturbild der Gegenwart); – „*Von Sintflut zu Sintflut*“; – „*Hörbigers Welteislehre*“ (Allgemeinverständlicher Grundriß der Glazialkosmogonie); „*Hörbiger, Ein Schicksal*“ (Biographie); – „*Schöpfung des Menschen*“ (Revolution um Charles Darwin und sein Erbe). Ferner das soeben deutschsprachig erschienene Werk „*Die Welträtsel gelöst*“ von J. E. Emerson. Sämtliche Werke im Verlage von Koehler & Amelang, Leipzig.

eingeflochten und sich die Freiheit erlaubt, ältestes Geschehen aus Vortagen einer geistig, wirtschaftlich und kulturell hochbegabten Menschheit in die leichtbeschwingte Form einer spannenden Erzählung zu kleiden. Ein Versuch, der schon deshalb besondere Beachtung verdient, da der zugrundeliegende Stoff an sich nicht nur unterhaltend und belehrend, sondern in großen Kreisen noch ziemlich unbekannt ist.

Mir liegt es ob, einige Wesensmerkmale dieses Stoffes im Sinne der Forschung darzustellen, dem Leser ein einigermaßen abgerundetes Bild von den Erd- und Menschheitszuständen der damaligen Zeit zu geben und notwendig erscheinende Erlanterungen hinzuzufügen.

Der Roman versetzt uns nicht nur in eine weit zurückliegende Zeit, sondern zugleich in ein Milieu der Erdgeschichte, das einen mit Katastrophen verbundenen Übergang in ein anderes Erdmilieu erkennen läßt. Und während dieses Überganges erfüllt sich sozusagen das Schicksal eines vordem weitverbreiteten und hochkultivierten Menschenstammes, dem auch der Romanheld Godda Apacheta entsprossen ist. Eine erschütternde Heimsuchung der damals die Erde beherrschenden Blüte der Menschheit findet statt, der auch das eigentliche Mutterland aller damaligen Knltur, nämlich Atlantis, zum Opfer fällt.

Auf die wissenschaftliche Formel der Welteislehre gebracht, bedeutet diese mit Katastrophen verbundene Zustandsänderung des Erdbildes das Hinüberwechseln einer mondlosen Zeit in eine Mondeszeit. Und zwar in jene Zeit, in der wir Gegenwärtigen noch augenblicklich leben, da vorläufig und bis in ferne (aber begrenzte) Zukunft hinein unser Mond die Erde als ihr Trabant umläuft und sie entsprechend (z. B. Ebbe und Flut) beeinflußt. Vor dieser schon viele Jahrtausende währenden Mondeszeit erfüllte sich demnach die letzte mondlose Zeit, d. h. die Erde hatte keinen Mond, und die Menschheit kannte folglich ein derartiges Himmelsgebilde nicht. Unser Jetztmond nahm damals noch eine höhere Rangstufe in unserem Sonnenreiche ein, war der Erde sozial

gleichgestellt, denn er kreiste noch ähnlich der Erde als Planet um die Sonne.

Ein Zustand, den die Welteislehre aus der Werdensgeschichte des Sonnenreiches ohne weiteres herzuleiten vermag. Wobei diese mondlose Zeit eine Ruheperiode des Erdsternes bedeutet, einer lange währenden Erholungspause gleicht, wahrend der der Erdkörper und seine Oberfläche von größeren Katastrophen verschont bleiben und sich alles lebendig Regsame minder gefahrvoll und beschaulich entfalten kann.

Ganz fraglos haben auch Menschen diese letzte mondlose Zeit erlebt, die ihnen die Gewähr gab, zu hohen Entwicklungsmöglichkeiten und Kulturleistungen aufzusteigen. Eine Zeit, die sich im Erinnerungsschatze der Menschheit erhalten hat, und die sehr wahrscheinlich dem vielgerühmten goldenen Zeitalter der Alten entspricht. Eine Zeit, in welcher nach den Berichten verschiedener Historiker des Altertums die sogenannten Proselenen, d. h. die „Vormondlichen" (vom Griech. Selene = Mond) existierten. Führt doch beispielsweise Aristoteles in seiner Staatsverfassung der Tageaten aus, daß die Arkadien bewohnenden Barbaren von den späteren Arkadiern vertrieben wurden. Und zwar von Leuten, die noch vor Erscheinen des Mondes am Himmel lebten und deshalb Proselenen benannt waren. Eine andere Quelle spricht von Ureinwohnern Ägyptens, die noch vor dem Monde lebten. Wiederum kehren Andeutungen über Menschen eines vormondlichen Zeitalters, bzw. über ein erstes Auftauchen eines Mondes am Himmel im Sagenschatze vieler Völker der Erde wieder.

Jedenfalls führen wissenschaftliche Erdgeschichtsdeutung und Sagenerhalt (bei sorgfältiger Trennung des nur Dichterischen vom offenbaren Wirklichkeitsgeschehen) zu der Überzeugung, daß unser Mond zu einer bestimmten Zeit zur Aufgabe seiner Planetenselbständigkeit gezwungen wurde. Der Grund hierfür ist in jener Erkenntnis der Welteislehre gegeben, daß jeder Himmelskörper unseres Sonnenreiches bestimmten Gesetzen einer Bahnschrumpfung unterworfen ist, da er nicht in einem absolut leeren Welten-

raum, sondern, in einem „widerstrebenden Mittel“ wandert. Die Folge davon ist, daß dieses Mittel (Weltraumwasserstoff in denkbar feinster Zerstäubung) abbremsend und bahnverengend auch auf jedes Gestirn wirken muß, das ein anderes Gestirn umläuft.

Gleichwie die Erde der Sonne zustrebt, schrumpfte auch unser Mond ehemals genau so unserem Tagesgestirn zu, solange er dieses noch als selbständiger Planet (Luna) umlief. Bei sehr viel geringerer Masse als die der Erde, mußte schließlich diese beschleunigter schrumpfende Luna in den Anziehungsbereich der Erde geraten, d. h. der Erdkörper störte Luna aus seiner selbständigen Planetenbahn heraus und zwang sie gewissermaßen wie ein Insekt, das zur Nachtzeit in den Blendbereich einer Laterne gerät, von nun an die Erde zu umlaufen. Daß sich bei solch einem Mondeinfang durch die Erde, was das Ende einer mondlosen und den Beginn einer Mondeszeit kennzeichnet, allerlei ereignen muß, kann nicht überraschen, da jetzt plötzlich zwei Himmelskörper gegen und aufeinander wirken. Ich werde alsbald darüber zu reden haben, denn zu dieser Zeit des letzten Mondeinfanges spielt der vorliegende Roman.

Es würde aber dem Gesamtverständnis des Romanstoffes Abbruch tun, würde ich nicht erst noch eine weitere sehr wesentliche Sache andeutend hervorkehren. Denn in diesem Roman ist auch gelegentlich von Dingen die Rede, die erdgeschichtlich besehen über diese letzte vormondliche oder mondlose Zeit hinausreichen, wie es z. B. den Gesprächen der Sternkundigen von Aztlan zu entnehmen ist. Läßt doch Kiß diese Gelehrten der Vorferne ihrerseits wieder Gedanken und Vermutungen über ihre fernsten Vorfahren austauschen. Und schließlich habe ich auch bisher nicht unabsichtlich von einer letzten Mondeszeit, bzw. einer letzten vormondlichen Zeit gesprochen. Die Erde muß demnach mehrere Mondeszeiten und mehrere mondlose Zeiten erfahren haben, wie es auch, stets in der Deutung der Welteislehre bleibend, tatsächlich der Fall ist. Und dieser ständige Wechsel von Mondeszeiten und mondlosen Zeiten führt eben jenen eingangs erwähnten

erdgeschichtlichen Rhythmus herbei. Wobei es sich wohlweislich stets um einen anderen Mond handelt, die Erde demnach schon mehrere Monde besessen haben muß, die sie der Reihe nach zum Trabantendienste zwang und ebenso der Reihe nach, infolge des Schrumpfungszwanges, zu sich niederholte (Mondniederbruch!).

Wir leben heute, mit kosmischem Maßstab gemessen, noch ziemlich am Beginn einer Mondeszeit, die mit dem Einfang des Jetztmondes begann, was mit dem Ende der letzten mondlosen Zeit gleichbedeutend ist. Aber auch diese letzte mondlose Zeit war erdgeschichtlich rückwärts gesehen begrenzt. Sie hatte begonnen, als ein Vorgänger unseres Jetztmondes zur Erde niederbrach, nachdem er zuvor jenes großkatastrophale Geschehen auf Erden ausgelöst hatte, was ähnlich der Menschheit der Zukunft durch ihren Jetztmond erst noch bevorsteht.

So verlockend es wäre, diesen erdgeschichtlichen wirksamsten Teil einer Mondeszeit hier darzustellen, so darf ich hier dieser Darstellung entsagen, weil diese Dinge nicht mittelbar den Inhalt vorliegenden Romanes berühren. Ich möchte nur soviel bemerken, daß die allmähliche Annäherung eines Mondes zur Erde ganz beispiellos ungeheure Kräfte entfesselt, eine wesentlich andere Verteilung von Festland und Meer als heutigentags bewirkt, Fluten mit kaum vorstellbarer Gewalt über die Erde jagt, Gebirgsbau zeitigt und die Grundlagen für spätere Kohlebildung aufbereitet, – daß schließlich nach dem Zerfall des Mondes u. a. die vordem erdäquatorwärts gestauten Wasser als wirkliche Sintflut über die Erde brausen. In meinen in der vorstehenden Fußnote aufgeführten Werken findet der Leser dies alles behandelt.

Kiß hat übrigens selbst den Endteil einer solchen von dem Vorgänger unseres Jetztmondes verschuldeten Erdkatastrophenzeit seinem Romanwerk *„Das gläserne Meer“* (im Vorjahre in Leipzig, ebenfalls im Koehler & Amelang Verlag erschienen) zugrunde gelegt. Und in dem dort befindlichen Nachwort findet der Leser ähnlich wie hier die notwendigsten Erläuterungen. Vielleicht darf der Hinweis nicht überflüssig erscheinen, daß dieser Roman eine emp-

fehlenswerte Ergänzung zu dem vorliegenden Werke bietet. Ist es doch das Bemühen des Verfassers, in mehreren entsprechenden Romanwerken zugleich Aufschluß zu geben über die ebenso reizvollen wie überraschend neuen Perspektiven der Erdbildungs- und der Vorzeitforschung.

Nach dieser kurz gedrängten Darstellung der Erdgeschichtschronik ist uns die letzte mondlose Zeit ein klar und festgefügter Begriff geworden. Wenn der Roman auch nur das Ende dieser Zeit und den sich vollziehenden Einfang unseres Jetztmondes behandelt, so läßt er doch vielfach durchblicken, wie geradezu segensreich diese letzte Zeitenspanne ohne Mond die Menschheit beeinflußt hatte.

Ein gewaltiges Atlantisinselreich, dessen Höhenmenschen nordischer Herkunft waren, dehnte sich damals im Atlantischen Ozean aus, hatte sich die östlich und westlich gelegenen Festländer nutzbar gemacht und dort ausgedehnte Kolonialreiche geschaffen. Denn auch der Hauptschauplatz des Romans, im südamerikanischen Andengebiet um den Titikakasee gelegen, ist nur als Kolonie des atlantischen Mutterlandes aufzufassen. Was etwa den neuesten Anschauungen jener Atlantis- und Vorzeitforscher entspricht, die Atlantis tatsächlich als ehemals aus den Fluten des Atlantik ragenden Inselkontinent betrachten. Und die wiederum von Atlantis aus den Adel der Menschheit über die Erdkugel verbreitet sehen. Wie das etwa Herman Wirth aus einer vergleichenden Untersuchung der Kultsymbolik des Abendlandes im Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte der Schriftsysteme fordert. Jedenfalls scheint es sich zu bestätigen, daß engste Beziehungen zwischen ältesten abendländischen, afrikanischen (man denke z. B. an das von Leo Frobenius aufbereitete Material) und amerikanischen Altkulturen bestehen, denen insgesamt wieder ein gemeinsamer atlantischer Herd zugrunde liegt. Der wohlverstanden in jenem Inselreich zu erblicken ist, von dem schon der alte Plato Kunde gibt.

Sehr zu Unrecht wurde dieser Platobericht, als zugleich bei-

spiellos dastehendes Vermächtnis der vorchristlichen Antike, in der Regel als phantastisches Märchen bewertet. Doch neuerdings hat sich hier ein Wandel der Anschauungen vollzogen und die einschlägigen Forschungsgebiete lassen es sich angelegen sein, die diesem Berichte zugrundeliegende Wirklichkeit auszudeuten. Man beginnt einzusehen, daß ein an schon recht bekannte geographische Vorstellungen der Alten knüpfender Bericht nicht einfach als Fabel aufgefaßt werden darf.

In zweien seiner Dialoge, im „Timäus“ wie im „Kritias“ macht uns bekanntlich Plato als ebenso geistvoller wie zuverlässiger Denker des vierten vorchristlichen Jahrhunderts mit der Atlantisüberlieferung vertraut. Führt vor, was ägyptische Priester zu Saïs dem Griechen Solon rund sechshundert Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung anvertraut hatten.

Erfuhr doch Solon nicht nur von einer verklungenen, acht bis neun Jahrtausende rückliegenden Kulturblüte seines eigenen Staates, der einem urägyptischen wesensverwandt erscheint, sondern auch von dem Versuch eines Inselreiches, ganz Europa und Asien vom atlantischen Meer her zu unterwerfen. Wiewohl ihm nicht verschwiegen wurde, daß dieses sogenannte Atlantisreich seine Macht bereits über Libyen und das europäische Tyrrhenien hinaus erstreckte. Übertraf die vor den „Säulen des Herakles“, d. h. der Gibraltarstraße, sich ausdehnende Atlantisinsel an Größe noch Kleinasien und Libyen zusammen, so soll es möglich gewesen sein, von ihr aus nicht nur so und so viele umliegende Inseln, sondern auch das gegenüberliegende Festland (Amerika) zu erreichen. Bei dem Versuche nun der Atlanter, gegen eine Jahrtausende ferne Urkultur der Hellenen anzugehen, soll die Natur einen bitterbösen Streich gespielt haben. Ungeheure Erdbeben und Überschwemmungen rieben Eroberer und Verteidiger auf, und im „Verlaufe eines schlimmen Tages und einer schlimmen Nacht“ verschwand auch die Insel Atlantis (rund neuntausend Jahre vor Platos Zeit) im Meer. So etwa zeigt der Platosche Timäusdialog sehr bündig das Schicksal einer geographisch höchst eindrucksvoll umschriebenen Atlantis auf.

Weit ausführlicher dagegen befaßt sich der Kritiasdialog u. a. mit den kulturellen und wirtschaftlichen Zuständen der vielumstrittenen Rätselinsel. Als ein mit Naturschätzen sonderlich gesegnetes Gebiet ist die Insel kaum auf Zufuhr von außen her angewiesen. Bergbau und Forstwirtschaft, Viehzucht und Ackerbau stehen in höchster Blüte. Diese Atlanter bauten Tempel und Königsplätze in geradezu verschwenderischer Pracht, legten Häfen und Schiffswerften an, schufen Kanäle und Brücken und statteten von Geschlecht zu Geschlecht mit besonderer Sorgfalt ihre Königsburg aus. Mit silberüberzogenen Außenfluchten, goldverzierten Zinnen, elfenbeinernem Deckengewölbe und messingbekleideten Säulen und Fußböden ist der inmitten gelegene und auf riesige Ausmaße gebrachte Poseidontempel ausgestattet. Poseidon selbst als Kolossalgestalt darin, auf goldenem Wagen sechs Flügelrosse lenkend und von hundert Nereiden und Delphinen umgeben. Und ringsumher zahllose Standbilder und Weihgeschenke, wie ebenso die goldenen Bildnisse der zehn ersten Atlanterkönige. Alles, was Plato hier zu vorträgt, zeugt von Stil, Rhythmus und dem Geiste einer verfeinerten Kultur.

Wir erfahren auch, daß die Insel selbst steil aus dem Meere ragte und daß sich der ebene und von Bergen umschlossene Stadtteil der Insel südwärts, gegen den Nordwind geschützt, dehnte. Auf rund sechzigtausend Grundbesitzer, die zugleich das Recht als Anführer im Kriege genossen, soll der Stadtbesitz verteilt gewesen sein. Und als unermeßlich groß wird die Zahl aller übrigen Inselbewohner angegeben. Zweihunderttausend wohlbewaffnete Streiter sollen für den Kriegsfall zur Verfügung gestanden haben.

Tapferkeit und Gesinnungstreue, Selbstbeherrschung und Hilfsbereitschaft und eine Abneigung gegen alles wohlfeile Geldstrebertum soll die Atlanter ausgezeichnet haben. Bei „der fortdauernden Wirksamkeit der göttlichen Natur in ihnen“ blieben sie lange Zeiten hindurch diesen Grundsätzen treu, bis der göttliche Anteil ihres Wesens durch häufige Vermischung zu verkümmern begann und das menschliche Gepräge vorherrschte. Sie verstan-

den ihr Glück nicht mehr zu tragen und hielten manches für edel, was mit dem Makel einer ungerecht erworbenen Machtfülle behaftet war. Zeus als waltender Gott aller Götter soll deshalb beschlossen haben, ihnen Buße aufzuerlegen und sie dadurch zur Besinnlichkeit zurückzuführen. Damit etwa bricht der Kritiasdialog höchst unvermittelt ab. Immerhin kennzeichnen diese letzten Bemerkungen das Schicksal einer von edlem Menschentum beflügelten Einheitsstraße, die allenthalben weltbeherrschend in Erscheinung trat, sich aber durch Vermischung mit minderwertigen Rassenelementen ihrer Höhenwerte entledigte.

Sehr wesentliche Zuge dieses Atlantisberichtes, den die neuere Forschung wie gesagt zu bestätigen scheint, tauchen im vorliegenden Romane auf. Seine Hauptgestalten verkörpern noch einen unverdorbenen und blutreinen Rest nordisch-atlantischer Menschenwürde. Und in dem Herzog von Acora, dem letzten Thronfolger des Atlantisreiches, scheint sich noch einmal der ganze Heldentrotz eines weltbeherrschenden Geschlechtes selbst gegen die unbezwingbaren Naturgewalten aufzubäumen. „Ich beabsichtige nicht, das kleine Reich der Acoren (heutige Azoren), den letzten Teil des einst so mächtigen Atlantis, aufzugeben.“ So lauten seine Worte, als er Godda Apacheta zum Statthalter der Acoren ernennt, jenem Inselgebiet, das als kümmerlicher Nachlaß der abgesunkenen Atlantis verblieben ist. Und er selbst will versuchen, jenes Nordland, die nahezu arktische Urwiege alles Menschenadels und aller Hochkultur zu erreichen, um gespeist mit neuen Impulsen und nach Überwindung seines tragischen Lebensgeschickes auch fernerhin den Adel der Menschheit zu erhalten.

Warum Atlantis in den Fluten versank, dürfte dem Leser schon nicht mehr rätselhaft geblieben sein. Der Einfang unseres Jetztmondes durch die Erde hatte auch diese Katastrophe verschuldet. Vorbei war es mit der mondlosen Zeit und vorbei mit der Macht und der Herrlichkeit der mondlosen Atlanter. Vorbei auch mit der Macht jenes atlantischen Kolonialreiches im südamerikanischen Andengebiet, das der Vater Atlantas betreute, wo Godda Apa-

cheta als Gelehrter tätig ist und die im Roman geschilderten kurzgedrängten Etappen des Mondeinfanges erlebt. Und wenn ich vorstehend die erhalten gebliebene Kunde von Proselenen als Beweisstück für ein vormondliches Zeitalter der Erde erwähnt hatte, so stehen noch weit bessere Kronzeugen als Beweismaterial zur Verfügung.

Wo immer auch die Meeresbrandung im Verlaufe der Erdgeschichte Jahrtausende hindurch am Ufer nagte, blieben die Spuren davon als sogenannte Strandlinien zurück. Es will das heißen, daß der Erdgeschichtsforscher aus solchen Strandlinien eine ehemalige Meereshöhe rekonstruieren kann. So können wir heute in polaren Gegenden Strandlinien feststellen, die über 1000 Meter hoch über dem heutigen Meeresgestade liegen und daraus schließen, daß in früheren Zeiten der Meeresspiegel dort um diesen Betrag höher gestanden hat. Gehen wir aber immer weiter südlich, so vermindert sich dieser Betrag mehr und mehr, sinkt schließlich auf Null herab und verkehrt sich zwischen der Breite von etwa 40 Graden bis zum Äquator ins Gegenteil. Fand man doch an der Mündung einer Anzahl von Flüssen der Äquatorzone Furchen, die bis zur beträchtlichen Meerestiefe hinab gleichsam das Gerinne der Flüsse fortsetzen. So weist z. B. der Kongo schon 20 Seemeilen innerhalb der heutigen Mündung die außerordentliche Tiefe von 274 m auf und bis nahe 100 Seemeilen außerhalb der Mündung in 1830 m Ozeantiefe läßt sich die unterseeische Furche als steil und breit ausgegrabenes Gerinn verfolgen.

Da kein Fluß ein derart steiles Gerinn unter dem Meere auszugraben vermag, sondern allenfalls nur mäßig tiefe Gräben durch sein Delta zieht, bevor er sich ins Meer ergießt, so beweist dies unterseeische Kongogerinn nichts anderes, als daß der heute unterseeisch gelegene Kongoflußbettteil in Vorzeiten oberhalb des Meeres lag. Oder, was dasselbe besagt, der Meeresspiegel muß damals in den Äquatorialgebieten erheblich tiefer gelegen haben. So lassen die nördlich gelegenen alten Strandlinien und die äquatorwärts sich hinziehenden unterseeischen Gerinne erkennen, daß

eine Verschiebung des Meeresspiegels stattgefunden haben muß, derart, daß die nördlichen Breiten entwässert wurden, dort Landgebiete auftauchen konnten, während in mehr südlichen Breiten ein Meeresanstieg erfolgte und bisher dem Meer entsteigende Landgebiete überflutet worden sind.

Dieser Meerflutverschiebung fiel Atlantis, als ehemals langgedehntes Inselreich des Atlantischen Ozeans, zum Opfer, wofür auch neueste Tiefseemessungen des Atlantik sprechen, die versunkene Landmassen, ja ganze Gebirgszüge, in nicht übermäßiger Ozeantiefe rekonstruieren lassen. Und wiederum dort, wo wir Atlantis im Sinne des alten Platoberichtes und gemäß der Deutung der Welteislehre zu vermuten haben. Und nur wieder die Welteislehre vermag in überzeugender Weife die Ursache dieser Meeresflutverschiebung zu erhellen. Daß diese letzte Verlagerung der Meeresgewässer verhältnismäßig jungen Datums ist, war auch dem Erdgeschichtsforscher klar geworden. Um so vergeblicher aber blieb sein Bemühen, zu einer befriedigenden Vorstellung über die Grunde hierfür zu gelangen. Was nicht verwunderlich erscheint, da ihm das Hinüberwechseln einer mondlosen Zeit in eine Mondeszeit ja völlig verborgen geblieben war. Unser guter Mond hat den Atlantisuntergang auf dem Gewissen, hat bei der Einregelung seiner Bahn um die Erde, bei seinem Einfang durch die Erde, jene ungeheure Verschiebung der Meeresfluten bewirkt.

Wenn ich mir auch hier versagen muß, himmelsmechanische und mathematisch-physikalische Ableitungen zum Mondeinfang und der nunmehr gewaltig auf die Erde einwirkenden Mondhubkräfte zu geben, so erscheint es doch notwendig, einige wesentliche Punkte hervorzukehren. Der Leser dürfte um so dankbarer dafür sein, weil ihm dann erst manche im Roman behandelten Abschnitte und Erscheinungen vollkommen durchsichtig werden.

Wie jedes bedeutsame Ereignis sein Vorspiel hat, so auch der beginnende Mondeinfang. Noch bevor sich dieser vollkommen erfüllte, d. h. der Himmelspfad der Luna um die Erde gezwungen wurde, mußte Luna der damaligen Menschheit recht auffällig

erscheinen. Um so mehr noch einem Sternkundigen wie Apacheta, dem die Beobachtungen seiner altamerikanischen Warte Kalasasaya aus den letzten Jahren hinreichend bekannt waren. Denn alle paar Jahre hatte die Erde die noch langsamer als sie um die Sonne kreisende Luna eingeholt, hatte sich jener Zustand (Opposition) ereignet, da die Erde zwischen Sonne und Luna zu stehen kam. Es hatte Luna dann jeweils ihre größte Erdnähe erreicht und die Vorboten eines gegeneinander wirkenden Kräfteaustausches zwischen Erde und Luna setzten einige Wochen hindurch ein. Vulkanausbrüche und Erdbebenstöße nahmen auf der Erde zu und eine schon merkliche Verlagerung der Ozeanwasser begann stattzufinden. Tieferliegende tropische Landgebiete wurden überschwemmt und das unsichere Gefühl nahender Großkatastrophen beherrschte große Teile der Menschheit.

Hatte doch wiederum das merkwürdige Lunagestirn von Opposition zu Opposition an Größe zugenommen und war zu einem Planetenscheibchen von etwa Tellergröße, zum „großen glänzenden Stern" des Romans geworden. Endlich kam die letzte und größte Annäherung mit nunmehr überraschender Größenzunahme Lunas, verbunden mit irdischen Gewaltbebenstößen, heftigen Erschütterungen der Erdoberfläche, Flutaustritten der Binnengewässer und einer gesteigerten Zusammensaugung der Wassermassen dem Gleicher zu. Alles Erscheinungen, die Kiß durchsichtig genug im Roman behandelt hat, die den Atlantisuntergang vorbereiteten, den Menschen des Andenhochlandes Schrecken einflößten und die nur die Mutigen nicht verzagen ließen. Als dann der kosmische Augenblick des eigentlichen Mondeinfanges Erfüllung wurde, Luna von der Schwerewirkung der Erde gepackt und um sie zu laufen gezwungen wurde, brach nicht nur Atlantis sturmüberflutet nieder, was der Thronerbe des Atlantisreiches und schließlich auch Godda Apacheta erst späterhin gewahr werden sollten, sondem auch das altamerikanische Kolonialreich der Atlanter auf dem Altiplano erlebte die von Kiß so lebhaft geschilderten größten Schreckenstage.

Gleich zwei Rennfahrern, von denen der kleinere äußere den größeren inneren um einen Bruchteil überholt, flogen im Augenblick des Einfanges Erde und Mond noch um die Sonne. Dem kleineren war aber jetzt nicht mehr die Kraft gegeben, selbständig weiterzurasen, sondern gefesselt von unsichtbaren Mächten des größeren wurde er von diesem vorn übergeschwenkt. Während das in Wirklichkeit zu einem Zusammenprall der beiden führen müßte, denken wir uns nun den größeren weitersausen und den kleineren von dieser Sausfahrt mitgerissen, dabei den größeren dauernd umfahrend. Zunächst als gestreckte Ellipse, deren größere Achse beim öfteren Umkreisen um die Erde schließlich immer kleiner wurde, d. h. die Ellipse sich immer kreisähnlicher ausrundete, um schließlich die Gestalt der heutigen Mondbahn anzunehmen. Wobei sich diese Einregelung zur heutigen Mondbahn naturgemäß nicht von heute auf morgen vollzog, sondern etliche Jahrhunderte, wenn nicht einige Jahrtausende währte. Schon längst hatten jedenfalls die mit dem Mondeinfang verbundenen Katastrophen ihr Ende gefunden, als die heutige Mondbahn angenähert erreicht war.

Bevor ich nun in meinen Erläuterungen fortfahre, die mit dem Einfang verbundenen Vorgange auf dem Monde selbst betrachte (was auch der Roman durchblicken läßt), und bevor ich zu den vorgeschichtlichen Fundstatten des Altiplanos, dem Hauptschauplatz des Romans gelange und weitere Dinge zu erörtern habe, sei es mir gestattet, ein paar Bemerkungen zur Bahnschrumpfung noch einzufügen. Ich tue es deshalb, weil gar oft der Vorwurf erhoben wird, daß diese Schrumpfung nicht nachweisbar ist und folglich auch ein Mondeinfang niemals hätte zustandekommen können.

Vor bereits einigen Jahrzehnten führten die Schöpfer des bekannten und von Astronomen fortlaufend neu überarbeiteten Werkes „Wunder des Himmels“, Littrow und Weiß, aus, daß schon die allgemeine Verbreitung des Lichtes im Weltraum zeige, daß dieser Raum nicht ganz leer sein kann, sondern daß er mit

einer, wenngleich äußerst feinen Materie erfüllt sein muß. Bei den kompakten Planeten wäre zwar der Widerstand, den ein solches Mittel der Bewegung dieser Körper entgegensetzt, noch nicht bemerklich geworden, doch könne man durch Rechnung zeigen, daß infolge eines solchen widerstehenden Mittels die große Achse, also die Umlaufszeit um die Sonne immer kleiner werden und der Körper sich endlich der Sonne einverleiben muß.

Unter führenden Fachastronomen war es insbesondere der inzwischen verstorbene amerikanische Professor J. T. See, der scharfsinnig die Ansicht verteidigte, daß die Monde der Planeten kosmische Körper sind, die von den Planeten selbst in ihre betreffenden Mondbahnen geworfen wurden, was auch für den jetzigen Erdmond zu gelten habe. Seiner Behauptung, daß die Wirkung eines hemmenden Mittels auf einen um die Sonne laufenden Körper, bzw. eines um einen Planeten laufenden Mondes, zur Bahnschrumpfung führen müsse, was für jeden Kenner der Mechanik unzweifelhaft sei, haben sich viele Fachastronomen angeschlossen. In fast allen wesentlichen Punkten, die die Himmelsmechanik in dieser Hinsicht berühren, war See geradezu ein Schrittmacher der Welteislehre.

Ganz allgemein kamen Gelehrte, die sich mit Weltbildungsfragen beschäftigten, immer wieder zu ähnlichen Ansichten, ich brauche nur etwa an die Arbeiten des Universitätslehrers Ludwig Zehnder erinnern, die u. a. auch das ganze Problem einer Mondannäherung zur Erde behandeln und all die Etappen schildern, die sich vom Mondeinfange an bis zu seinem schließlichen Niederbruch ereignen. Wir sehen jedenfalls daraus, daß man das Welteis an sich in diesem Zusammenhang gar nicht benötigte, um ganz unabhängig von Hanns Hörbiger, dem Schöpfer der Welteislehre, eine Mondannäherung für selbstverständlich zu halten.

Sehr bezeichnend hat vor acht Jahren schon der 1930 tragisch ums Leben gekommene Raketenforscher Max Valier die gehäuften Schwierigkeiten der ganzen Schrumpfungsfrage dargestellt, die verstehen lassen, daß der Wissenschaft hier immer noch ein ge-

wisser Spielraum für verschiedene Ansichten geboten erscheint. Das einzige Mittel, die Schrumpfung zu beweisen, wurde in einer genauen Kontrolle des Mondumlaufes am Himmel bestehen. Befände sich die Erde allein mit dem Monde in einem unermeßlich großen, von anderen Himmelskörpern freien Raum, so wäre es verhältnismäßig leicht, den Lauf des Mondes streng zu kontrollieren, abgesehen von einer ganzen Reihe sich hier ergebender mathematischer Schwierigkeiten. Da nun aber noch die anderen Planeten vorhanden sind und eine gewisse Wirkung auf Erde und Mond ausüben, würden sich Formeln von einer Verzwicktheit ergeben, die kaum auf einem Papier von Quadratmetergröße aufgeschrieben werden könnten. Trotzdem scheint aber der Beweis der Mondannäherung gegeben zu sein, da die verschiedenen Mathematiker immer wieder zu dem Ergebnis kamen, daß der Mond in hundert Jahren um einen kleinen Betrag (zwei bis acht Sekunden) zu früh an den Ort seiner Bahn kommt, an welchen er nach Berücksichtigung aller Faktoren kommen sollte. Dieser Betrag des Zufrüheintreffens (Akzeleration) könnte allerdings auch dadurch erklärt werden, daß die Erddrehung selbst nicht über lange Zeitraume konstant bleibt, sondern sich ständig ein wenig verlangsamt. Nichtsdestoweniger würde dieser Betrag doch zu gering ausfallen, um die Akzeleration aus der Welt zu schaffen. Sagen doch auch die Keplerschen Gesetze, daß der Mond, je näher er uns kommt, um so schneller umlaufen muß.

Wiederum sind die neueren Bestimmungen des Mondumlaufes noch zu jung, um an ihnen eine richtige Prüfung der Akzelerationsfrage vornehmen zu können. Auch das Zurückgreifen auf alte Finsternisberichte hat nur ungenügende Unterlagen zu geben vermocht. „Trotzdem hat sich an einer Nachrechnung der historischen Sonnenfinsternisse zeigen lassen, daß diese nur dann richtig dargestellt werden können, wenn man annimmt, daß entweder die Erde sich heute langsamer um die Achse dreht als früher, oder daß der Mond jetzt schneller umläuft als ehedem. Wir wollen zwischen beiden Auffassungen nicht rechten, sondern müssen vom

kosmotechnischen (welteislichen) Standpunkt aus vielmehr sagen, daß ja auch die Verengerung der Erdbahn um die Sonne eine Veränderung der Jahreslänge bewirkt haben muß. Die wahre, auf einer absolut richtiggehenden Uhr gemessene Beschleunigung des Mondumlaufes kann also gegebenenfalls ein Vielfaches der scheinbaren betragen.“

Interessant schon ist die Feststellung zu machen, daß insbesondere amerikanische sich mit diesem Gegenstand beschäftigende Gelehrte all die sich hier ergebenden Schwierigkeiten ganz neuerdings betonen. Schreibt doch der Professor der Yale University Brown, der im Laufe des Jahres 1927 nicht weniger als 340 Beobachtungen gemacht hat, daß die Drehung der Erde unsere Uhr für die Bestimmung der Zeit ist. Wir könnten auch, wenn wir dies wünschten, den Mond oder irgendeinen anderen Körper des Sonnensystems als Uhr benützen. Aber die Vergleichung der Erde mit den anderen Himmelskörpern habe gezeigt, daß eine dieser Uhren immer falsch ginge, und weitere Beobachtungen ergaben, daß die Erddrehung als Zeitinstrument durchaus nicht immer frei von Veränderungen ist. Wenn jüngst selbst ein ausgesprochener Gegner der Welteislehre wie der deutsche Kosmologe Friedrich Nölke das Zugeständnis macht, daß fremde Weltkörper von Planeten eingefangen und als deren Monde festgehalten werden können, so ist dieses Zugeständnis immerhin bezeichnend. Allerdings sollen solche Einfänge nach Nölke nur Ausnahmefälle sein. Warum, bleibt nicht recht einzusehen. Eine wissenschaftliche Abhandlung des Wiener Hörbigerinstitutes, um dies wenigstens noch zu erwähnen, führte kürzlich aus, daß auch die jüngsten Veröffentlichungen der Professoren Jeans und Jeffreys hervorheben, daß die Planetenbahnen ihre geringe Exzentrizität (Bahnformwert, bzw. angenäherte Kreisform) nur der Wirkung eines widerstehenden Mittels verdanken. Und nach den Ausführungen des französischen Astronomen A. Véronnet soll dies derzeit die allgemeine Ansicht sein. Schreibt doch Jeffreys beispielsweise wörtlich: „Mithin werden auch die Monde ähnlich wie die Planeten durch

ein widerstehendes Mittel beeinflußt. Aber eine ernste mathematische Schwierigkeit hat eine hinreichende Erforschung der Wirkungen bisher unmöglich gemacht … Die Bewegung eines Mondes, der sich um einen Planeten bewegt und durch die Sonne gestört wird, ist eines der schwierigsten dynamischen Probleme …“ Jedenfalls geht aus all diesen hier gerade nur angedeuteten Erörterungen hervor, daß die Hörbigersche Forderung eines Mondeinfanges durchaus nicht in Widerspruch mit allenfalls gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft steht. Und dies mußte ich eindringlich betonen, um den kosmisch-erdgeschichtlichen Hintergrund des ganzen Romanes nicht als Phantasie und dichterische Willkür erscheinen zu lassen.

Ich kann nun fortfahren und einiges zu den Vorgängen vorbringen, die sich beim Einfange unseres Mondes auf diesem selbst abspielen mußten. Zunächst ist der Mond im Sinne der Welteislehre als ein Körper aufzufassen, der bei erdig-mineralischem Kern von einer dicken Wasser- bzw. Eiskruste überlagert ist. Eine Feststellung, die sich ebensowohl mit einer ganzen Reihe neuester wissenschaftlicher Erfahrungen und Forschungen deckt und die ich hier nicht des näheren erörtern kann. Soviel ist sicher, daß die Wirkungen des Eingefangenwerdens für den Mond sehr beträchtlich sein mußten, zumal ihm die Erde mit 81 mal größerer Masse gegenüberstand und ihre Anziehungskräfte sich entsprechend auswirken mußten.

Nehmen wir an, ein atlantischer oder altamerikanischer Sterngucker der Vorzeit habe damals durch ein Teleskop beobachtet, so mußte ihm auffallen, daß der etwa einen Marscharakter tragende und nunmehr eingefangen werdende Mond sich sehr gewaltig veränderte. Ehemals glänzende Flächen wurden dunkler und eigentümliche Nebelschwaden breiteten sich über das Gestirn aus. Die Kräfte der Erde hatten mit einem Zerstörungswerk seiner Oberfläche begonnen, hatten jenes Mondantlitz schließlich herausmodelliert, wie wir es im ungefähren noch heute sehen. So ging es damals recht tumultarisch aus dem Monde zu, seine Eiskruste

barst, Wasserströme traten von innen her aus, Ureisschollen zerbrachen, trieben umher, bis schließlich nach geraumer Zeit alles fest niederfror. Nichtsdestoweniger bremste die Erde die ursprüngliche Achsendrehung des Mondes ab, saugte den letzten Rest seiner Lufthülle hinweg, so daß eine heftige Wasserverdampfung und Eisverdunstung eingeleitet werden mußte, als deren Folge eine Art Kometenschweif hinter dem Monde bei dem Einfangsgeschehen einherziehen mußte. Was verständlich ist, wenn man sich an die Einwirkung des drucklosen Weltenraumes erinnert, der den Mond geradezu als Eisstaubspeier erscheinen lassen mußte. Die Erde wanderte sozusagen selbst in einem Meer elektrisch herangelenkten Eisstaubes und wurde von entsprechend heftigen Regengüssen heimgesucht. Was den Eindruck eines Weltunterganges bei den Menschen der damaligen Zeit noch verstärken mußte, zumal es in allen Fugen der Erde krachte und tobte, und der Himmel vom lohenden Feuer der Vulkane gerötet war.

Erst als der Mond sich einigermaßen in seine neue Bahn als Trabant der Erde eingeregelt hatte und die Erde selbst wieder zur Ruhe kam, verschwanden wieder die ungeheuren Katastrophen, ebbten ab, der Himmel klärte sich auf, und der Mensch sah von nun an den neuen Mond allnächtig am Himmel stehen. So durfte der Leser nunmehr verstehen, warum Kiß in seinem Roman auch gelegentlich von der anfänglich kometenhaften Natur der eingefangenen Luna spricht und sich auch in dieser Hinsicht streng an die von der Welteislehre zu fordernden Abspiele halt. Jedenfalls wurde die Erde zur Zeit des Mondeinfanges hinreichend von Flut-, Beben- und Vulkankatastrophen heimgesucht, Katastrophen, die im Erinnerungsschatze der Menschheit nicht ganz ausgelöscht blieben. Soweit es das Andenhochland betrifft, führt eine Indianersage nach den Mitteilungen von Prof. Posnansky in La Paz folgendes ans. „Die Götter, erzürnt über den Übermut des Menschengeschlechtes, das sich erdreistete, solch riesenhafte Werke, wie die Stadt Aztlan zu schaffen, hatten die Vernichtung der Menschen beschlossen und ihren Götterboten Condormamani zur

Erdmutter geschickt. Diese, Pachimama, habe ihren Schoß geschüttelt und Tod und Verderben über das gerade im Entstehen befindliche Werk ausgeschüttet. Cochamama, die Göttin des großen Sees, habe ihre Hilfe geliehen und habe die stürzende Stadt mit ihrem Mantel zugedeckt."

Bleibt auch hier die eigentliche Ursache des Unglückes nicht zu erkennen, weil nichts darüber ausgesagt wird, so besitzen wir z. B. eine Legende der Chibchas, eines Volksstammes in der Nachbarschaft der Peruaner, die merkwürdig an die Tatsächlichkeit der Mondeinfangkatastrophe erinnert. Ihr Gott Nemauetscheba habe ein böses Weib, Huythaca, gehabt. Einmal, als sie besonders zornig war, ließ sie den Rio Funza (vom Meere her) so (zurück-) schwellen, daß er die ganze Hochebene von Cundinamarca überschwemmte und sich nur wenige Menschen auf die Berggipfel retten konnten. Erzürnt über die Bosheit seines Weibes packt sie der Gott und schleudert sie von der Erde gegen den Himmel, wo sie sich in den Mond verwandelte! Auffallend genug läßt dieser Bericht durchblicken, daß die Erde nunmehr einen Mond besaß!

Gewiß, man ist gewohnt, derartige Berichte als Mythos, als Sage, anzusprechen, deren Inhalt keine Gewähr für das Wirklichkeitsgeschehen zuließe. Daß dieser Standpunkt heute längst nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, hat die Forschung der Neuzeit ebenfalls gezeigt. Man denke nur an die entsprechenden Arbeiten Edgar Dacqués, der als Gelehrter von eindeutigem Ruf sich seit Jahren bemüht, die Wirklichkeitswerte aller die Vorwelt streifenden Sagen zu erkennen und herauszuschälen und auch die Grunde hierfür darzutun. Es wurde auch wieder zu weit führen, wollte ich hier weiter ausholen und für die Berechtigung dieser Art Forschung plädieren.

Bezeichnend ist wiederum, daß wir gerade bei diesen Chibchas, einem Volksstamm nahe am Äquator, auf diese „Sage" stoßen, während Berichte aus mittelländischen Gebieten wohl von Proselenen reden, aber nichts über eine mit dem Mondeinfang verbundene bemerkenswerte Flut verraten. Was sofort einleuchtet, da

die auf dieser Breite lebenden Menschen dazumal die mehr äquatornahen Großkatastrophen, zumal die flutartigen, gar nicht erfahren hatten. Sehr wohl aber dürften die gewaltigen Flutwellen, die Atlantis verschlangen, im ersten Brandungssturm bis zu zweitausend Meter heutiger Höhe über dem Meeresspiegel an den peruanischen Bergen emporgeleckt haben, um sich nachträglich wieder auf das heutige Maß zu senken. Menschen der höheren und der mittleren Breiten wurden vornehmlich von jenen Wirkungen betroffen, die zur Zeit des Mondeinfanges bis zu den Polen hin schwere Verwerfungen der Gesteinshülle der Erde zeitigten und unerhörte Großbeben auslösten. Sagt doch auch Plato, daß damals die Menschen scharenweise unter der Erde versanken. Das Tiahusinju des Romans, die Hochebene zwischen den Anden, erfuhr eben zu diesen Verwerfungs-, Erdbeben- und Vulkankatastrophen noch die Flutgewalten, erfuhr alles das, was Kiß dem Roman hauptsächlich zugrunde gelegt hat. Von einer hier einst blühenden hohen Kultur sprechen noch heute die dort befindlichen Ruinenstätten, die ich im Anschlusse an die von Kiß selbst gegebenen Reiseberichte zu behandeln habe.

Am Sudostufer des dort sich breitenden Titikakasees greift eine flache, mit Binsen bewachsene Bucht in die Andenhochebene ein, wenige Kilometer nordwestlich Lajas endend. In dem flachen Wasser dieser Bucht treten zur Zeit des Tiefstandes des Titikakasees die Grundmauern alter Kultbauten zutage. Auch steht dort in der Nähe des trockenen Ufers ein stark verwittertes steinernes Idol. Wesentlicher erscheinen aber die Ruinenfelder von Tihuanaku, die Reste einer ehemaligen, in einem langgestreckten Tale liegenden Stadt, in rund 4000 m Meereshöhe etwa zwanzig Kilometer vom heutigen Titikakasee entfernt. Kiß hat statt Tihuanaku den Namen Aztlan gewählt, wie er in der Sage mexikanischer Völker wiederkehrt.

Diese Ruinen, um deren Erforschung insbesondere der deutsche Gelehrte Prof. Posnanfky sich ein Menschenalter lang verdient gemacht hat, haben immer wieder das Erstaunen der Vorgeschichts-

forscher hervorgerufen, haben nicht nur zugleich die größten Rätsel zu lösen aufgegeben, sondern sind auch allenthalben den Laien durch Darstellungen in mancherlei Zeitschriften schon bekannt geworden. Merkwürdig mutet vor allem an, daß auf dem heute rauhen und unwirtlichen Hochlande mit seiner dünnen atemraubenden Luft sich dereinst eine große Stadt mit bedeutenden öffentlichen Gebäuden ausgedehnt hat. Paläste, Tempel und weitere Bauten haben sich in Ruinen bewahrt, deren Größe in keinem Verhältnis zu der gegenwärtigen dünnen Besiedelung des Landes steht. Daß es sich um Großbauten in geradezu neuzeitlichem Sinne handelt, beweisen die Ausmaße der einzelnen Gebäude. Die Burg Akapana hat Seitenlängen von etwa 200 und 180, die sogenannte Sonnenwarte Kalasasaya von 135 und 118, der Stufenbau des Mausoleums Puma Punku von etwa 200 zu 200 Metern. Zudem war Aztlan eine Hafenstadt, denn die alten Häfen find zum Teil noch zu sehen und erhalten. Da sie heute auf dem trockenen Lande etwa 27 m über dem Spiegel des Titikakasees liegen, so rechtfertigt sich die Behauptung, daß der See in Vorzeittagen größer war und bis an Aztlan reichte.

Noch viel merkwürdiger ist aber der Umstand, daß die freigelegten Ruinen deutlich erkennen lassen, daß allerlei Bauarbeiten hier plötzlich eingestellt sein mußten. Eine Stadt, die gerade im besten Ausbau mit Prunkbauten stand, wurde plötzlich in diesem Ausbau behindert. Ein fein ziseliertes Maurerlot liegt beispielsweise neben einem Meißel aus gehärteter Bronze am Fuße eines eben begonnenen Werkstückes, das bis auf den heutigen Tag nicht vollendet wurde. Mit sauber gemeißelten Nischen und Ornamenten versehene Hausteinblöcke stehen aufgereiht und fertig zum Versetzen, wie auch die Hauptgesimse am Mausoleum Puma Punku. Inmitten einer Bauanlage stehen trachytene Gußformen bereit, darinnen die Bronzedübel und Klammern gegossen wurden, mit denen man die Werksteine untereinander verband. Nahe der Warte Kalasasaya liegen gewaltige Gesimse und warten auf die Vollendung. Im Innenbau der Warte wurde übrigens auch,

von getrocknetem Schlamm bedeckt und somit der Verwitterung standhaltend, eine Büste gefunden, die an den Typus eines Nordländers mit edel geformten Gesichtszügen erinnert und die Kiß zum Vorbild seines Gelehrten Godda Apacheta wählte.

Allen Anzeichen gemäß kann nur eine mehr oder minder unvermutete Katastrophe über Aztlan hereingebrochen sein und ein grauenhaftes Vernichtungswerk entfesselt haben. Dieser Katastrophe sind Menschen und Tiere erlegen, deren Gebeine dem grauweißen Ton des Stadtuntergrundes und der weiteren Umgebung massenhaft eingestreut sind. Die Zahl dieser Gebeine ist so ungeheuer groß, daß es Hundertausende gewesen sein müssen, die hier ein plötzliches Ende fanden. Schon die Nähe des Sees spricht dafür, daß sich hier wahrscheinlich des Nachts eine Flutwelle über Aztlan ergoß und alles unter sich begrub. Offenbar hat es sich nicht um die Bewohner der Stadt allein gehandelt, die hier zugrunde gingen, sondern um zahlreiche Wallfahrer zugleich, die zu irgendeinem großen Feste von weither gekommen waren. Was sich wiederum mit den Forschungsergebnissen von Posnanfky decken würde, der an Hand der aufgefundenen Gebeine sehr verschiedene Rassenelemente festgestellt hat.

Geradezu zwingend für eine Flutkatastrophe spricht auch eine Stelle am Berge Illimani, die heute noch deutlich zeigt, wie eine ungeheure Flutwelle sich hier Bahn gebrochen haben muß, um in die Niederungen des Amazonasgebietes abzufließen. La Paz, die Hauptstadt Boliviens, liegt unmittelbar an der Durchbruchsstelle, denn riesenhafte Schlammgebirge türmen sich in ihrer weiteren Umgebung. Es soll dem Berichte von Kiß zufolge aussehen, als steckten die alten Granitkerne der königlichen Kordillere in einer Manchette aus weißem, grauem und rotem, mit Kiesellagern untermischtem Ton. Und dem Augenscheine nach muß damals ein ganzes Städtchen (Hanko-Hanko) auf kilometerdicker, vom oberen Rande der La Paz-Schlucht losbrechenden Erdscholle in die Tiefe verfrachtet sein, wobei die Hauptmasse der Flutwoge gar noch über das Städtchen hinweggesprungen ist. Ein Ereignis, das,

wie sich der Leser erinnern mag, Kiß seinem Roman, recht aufregend anmutend, mit einverwoben hat. Daß diese Flutkatastrophe mit seismischen und vulkanischen Schrecknissen einherging, bezeugen heute noch die Aschenschichten im Andenhochland, die wahrscheinlich aus den zahlreichen Vulkanen der Seeanden stammen.

Die Flutwelle, die Hanko-Hanko übersprang und somit ein Experiment ureigenster Art vollbrachte, muß von beispielloser Wucht gewesen sein, wofür die Lehm- und Schuttmassen beiderseits des Illimanis, eines festen Rammspornes aus Granit, zeugen. Nichtsdestoweniger suchten sich die niederbrausenden Wasser einen Weg ins heutige Argentinien hinein und wahrscheinlich sind sie auch westwärts in Richtung der heutigen Salpeterfelder in Chile in den Stillen Ozean abgeflossen. Verursacht wurde dieses erschütterndeFlutereignis durch die vom Mondeinfang hervorgerufene Bebentätigkeit der Erde, die die Sperren der hochgelegenen Seen sprengte. Diese wurden stark entwässert, so daß die heute immerhin noch recht bedeutenden Wasseransammlungen auf dem Hochlande Boliviens, der Titikaka, Coipasa, Poopo und die Salares von Uyuni nurmehr die Reste seit den bewegten Tagen des Mondeinfanges sind.

Abgesehen von dem ganzen erdgeschichtlichen Befund, der ganz zweifellos für das Schreckendereignis Tihuanakus spricht, darf an einen weiteren sehr bezeichnenden Umstand erinnert werden.

Es ist bekannt, daß der Mensch in seinen religiösen oder magischen Kultzeichen Gegenstände oder lebende Wesen darstellt, die er irgendwie mit seinem Schicksal verknüpft erblickt und die er durch entsprechende Nachbildungen gleichsam bezwingen möchte. Wir finden nun in der reichen Sammlung von La Paz, die die vorgeschichtlichen Funde des Andenhochlandes birgt, überwiegend viel Darstellungen des Mondes, wie es beispielsweise unter hundert gebrannten Tongefäßen aus den Tihuanakuschichten kaum zehn gibt, die die Sonne abbilden, sondern die den schwar-

zen Puma mit dem Monde zeigen. Die Verbindung des Mondes mit dem Puma, der Verkörperung des Bösen, läßt wohl deutlich erkennen, daß die Menschen von Tihuanaku besonderes Gewicht auf den Mond legten und irgendeine geheime Furcht, zum Teil aus uralter Überlieferung erhalten, vor seiner Wirkung hatten. Wohlverstanden aber, und das ist das wesentlichste, vor einem Mond, den sie selbst nurmehr als Planeten kannten, denn sie haben immer nur einen kreisrunden Mond, also das typische Planetenscheibchen, nachgebildet. Gibt es doch unter allen keramischen Funden nicht einen einzigen, der den Mond als Sichel darstellt, wenigstens ist es Kiß trotz emsigen Suchens nicht gelungen, irgendeine Abbildung des Mondes in Sichelform zu finden. Das kann nur besagen, daß diesen alten Tihuanakuleuten unsere bekannten Mondphasen vollkommen unbekannt waren, daß sie als „Vormondliche" lebten. Und zwar am Ende der letzten mondlosen Zeit, während der sie, wie geschildert, den zur Mondwerdung bereiten Planeten ja unheimlich genug am Himmel verfolgen konnten.

Wenn der Schöpfer der Welteislehre auf Grund seiner Ableitungen zu dem Ergebnis kommt, daß die mit dem Mondeinfang verbundenen Erdkatastrophen zum mindesten zehntausend Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung liegen, so deckt sich dieses Ergebnis auffallend mit den von Prof. Posnanfky errechneten Werten für die Zerstörung Tihuanakus. In vorerst leider nur spanisch erschienenen Werken hat uns dieser Gelehrte Aufschluß über die von ihm geübte Methode der Zeitfeststellung gegeben, wobei ihm die astronomisch orientierte Bauweise des Kalasasayabaues zugute kam. Rund 11 600 Jahre v. Chr. soll das Zerstörungswerk sich vollzogen haben und zwar so plötzlich, wie es der vorstehend geschilderte Eindruck vom gewaltsamen Abbruch der Bauarbeiten verlangt.

Diese Zeitangabe ist nochmals von Kiß und Posnansky gemeinsam vor zweieinhalb Jahren nachgeprüft, korrigiert und dabei noch etwas erweitert worden. Über vierzehntausend Jahre sollen

vom Gegenwärtigen aus verstrichen sein, seit unerbittliche Naturgewalten auch die Menschheit des Andenhochlandes heimsuchten, seit Tihuanaku (Aztlan) als Hauptsitz einer atlantischen Kolonie die Schicksalsstunde schlug, und seit gleichwohl Atlantis selbst den Fluten des atlantischen Ozeans zum Opfer fiel. Was wiederum der Zeitangabe Platos für den Atlantisuntergang angenähert erscheint und nochmals wieder eine Parallele zu einem diesbezüglichen Forschungsergebnis von Prof. Herman Wirth erkennen läßt. Hat doch dieser Gelehrte in seinen umfassenden Studien zur Vorgeschichte der Menschheit (vergleichende Untersuchungen der Tierkreiszeichen) dargelegt, daß Atlantis als Ausstrahlungsherd damaliger Hochkulturen zehn bis elftausend Jahre vor unserer Zeitrechnung sein Ende fand.

Geben schon all diese unabhängig voneinander gewonnenen Datierungen den zwingenden Beweis, daß die zeitliche Ferne etwa beim Mittelwert 12 000 Jahre v. Chr. liegen und stimmen muß, so belasten sie insgesamt das Schuldkonto Lunas, da unter allen Deutungsversuchen, hinter die wirkliche Ursache der Katastrophenabspiele zu kommen, derjenige der Welteislehre ganz überragend dominiert. Erst sie läßt uns auch die bisher geheimnisvoll verschleierte, mit glänzenden Kulturen ausgestattete wirkliche Vorgeschichte der Menschheit verstehen und liefert den Forschern, die hier auf Pfaden des Neulandes sich bewegen, das aus dem Naturgeschehen ableitbare Fundament. „Was man bisher – um Prof. Dacqué zu zitieren – in einem erdgeschichtlichen Zeitraum drängte, bekommt so erst durch die Welteislehre, nach der erdgeschichtlichen Vorzeit hin ausgebreitet, ein wahrhaft welthistorisches Gesicht.“ Vielleicht darf ich mir gestatten, gerade in diesem Zusammenhang sonderlich auf mein Werk *„Schöpfung des Menschen“* (Koehler & Amelang Verlag, Leipzig) hinzuweisen, das auch all die neuen Perspektiven umreißt, die hier gegeben sind, sie gleichsam in den Brennspiegel der Welteislehre rückt.

Es bleibt mir hier leider verwehrt, dieses „wahrhaft welthistorische Gesicht“ in seiner ganzen Größe gerade für das Andenhoch-

land vorzuführen. Denn als unser Aztlan des Romanes vernichtet wurde, war dies nur ein zeitlich letztes Schauspiel im Reigen der welthistorisch und erdgeschichtlich noch weit älteren Tragödien. Hat doch die erd- und vorgeschichtliche Forschung des Andengebietes erwiesen, daß Kulturen hier kamen und gingen, Jahrzehntausende lang blühten und wieder vernichtet wurden. Und wo es kein Auslangen mehr gab, die sich hier häufenden Rätsel zu lösen, die Zeugen ganz ungeheuer großer Naturgewalten auszudeuten, da gestattet es wiederum nur diese Welteislehre, den einzig klaren Faden in das Grau der Vergangenheit fortzuspinnen und zu zeigen, wie kosmisches Geschehen immer und immer wieder den Ausschlag gab, für das, was eine seit Urfernen aufgedämmerte Menschheit erleiden sollte.

Wenn ich mir erlaube, ein paar Worte hierzu zu sagen, so geschieht es zwangsläufig deshalb, weil Kiß in seinem Roman eine Perspektive in die Vorferne Tihuanakus anklingen läßt, daß es nämlich weit über das Tihuanaku der letzten mondlosen Zeit hinaus schon ein solches einer wirklichen Mondeszeit gegeben haben soll, während der ein Vorgänger unseres Jetztmondes seine Kräfte spielen ließ, wie wir dies von unserem Jetztmond erst noch zu erwarten haben. Denn dieser Vorläufer des Jetztmondes brach zu guter Letzt zur Erde nieder und diese Katastrophe haben Menschen erlebt und teilweise überstanden.

Es sind die uralten, bis zu fünftausend Meter über dem Meere ansteigenden sogenannten Ackerbauterrassen (die Andenes der Bolivianer) – wie man sie übrigens ähnlich in Abessinien findet – Zeugen dafür, daß Urbewohner des Andenhochlandes in die Berge hinaufgedrängt worden sind, daß das Seengebiet mit seinen steigenden Wassern (was alte Strandlinien verraten) ebenfalls dafür sorgte. Es muß wiederum zu diesen Zeiten das Meer geradeswegs in Verbindung mit diesen Bergwässern gestanden haben, wofür eine Fülle dementsprechender Faktoren (wie z. B. noch das Tierleben der heutigen Seen) bürgt, so daß man das heutige Seengebiet des Andenhochlandes auch allenfalls als Meeresrest-

bestände bezeichnen kann. Es ist im Sinne der Welteislehre die Zeitenspanne, da der Vorgänger des Jetztmondes die Wasser der Erde als stürmische Gürtelflut um den Äquator jagte und die höchsten Gebiete der Äquatorzone gerade noch vom Meereszuzug verschont blieben. Besondere Ruinenfelder (wie Kalkablagerungen auf den Quadern mancher Bauteile) Tihuanakus sprechen dafür, daß damals auch Tihuanaku überflutet war.

Es finden sich weiter im Andengebiete die Reste merkwürdig unterirdischer Felswohnungen, die so ausgebaut und angelegt sind, als ob der Mensch sich vor einer drohenden Katastrophe schützen wollte. Und diese Katastrophe kam, ward erfüllt, als der Jetztmondvorgänger zur Erde niederbrach, sie mit einem Hagel von Eis- und Steingetrümmer vornehmlich in den Äquatorgebieten bewarf. Die Menschen dieser Zeit hatten naturgemäß keinen Sinn für Prachtbauten, sondern sahen zu, wie man am besten durchs Leben kommt. Und bei dem Mondniederbruch wurden die äquatorwärts zusammengesaugten Wasser ihres Zwanges frei, um als allgewaltige tatsächliche Sintflut polwärts abzuströmen. Noch heute erkennt man die Wirkung dieses plötzlichen Abströmens mit erschütternder Deutlichkeit, wenn man die drei riesigen Terrassen der Küstenkordillere durchquert. Eine Gigantenhand scheint hier im Erdreich gewühlt und unendliche Schuttmassen überstrudelt zu haben. Überall bietet sich das gleiche Bild ehemals großen Wassergeschehens, und Posnansky selbst gesteht, daß es hier mit vermeintlicher Gletscherarbeit (die allgemeine Verlegenheitsdeutung) nichts zu erklären gibt. Welch überwältigenden Eindruck all diese Dinge auf Kiß selbst machen mußten, geht aus den Worten eines seiner Reiseberichte hervor. Mag es sonst auf der Erde für den Erdgeschichtsforscher genug interessante Dinge geben, die er kennt und über die er sich nicht wundert, in den Kordilleren lernt er geradezu beten!

Nach dem Abströmen dieser Sintflut und einiger Nachwehen setzte dann die letzte mondlose Zeit ein, die Menschheit hatte wieder Spielraum genug sich weit zu verbreiten; auch für Tihu-

anaku trat eine neue glanzvolle Zeit ein, wenn wir auch nicht wissen, ob schon von Anbeginn an atlantische Kolonisten hier seßhaft wurden. Jedenfalls ist sicher, daß Tihuanaku verschiedene Glanzzeiten und Banperioden erlebt hat, wie dies gerade Prof. Posnansky als bester Kenner der vorgeschichtlichen Andenstätten behauptet und einwandfrei erwiesen hat. Und damit nähern wir uns wieder dem Schauplatz des Romans und sehen die alte Andenmetropole als tragischen Abschluß einer jahrtausendelangen Blütezeit ihr Mondeinfangsschicksal erleiden. Keine Menschenhände haben sich mehr gefunden, es erneut aufzubauen, die Weltgeschichte hat andere Wege eingeschlagen und ihre Gelehrten sind heute bemüht, den Glanz von ehedem zu rekonstruieren.

Jetzt dürfte dem Leser auch verständlich werden, warum Kiß ziemlich zu Beginn des Romans seine vormondlichen Sterngelehrten sich an eine diesen selbst meilenfern liegende Vorzeit „erinnern“ läßt, da „ein zweites Gestirn neben der Sonne vorhanden war“. Der Vorläufer unseres Jetztmondes ist damit gemeint, den höchstwahrscheinlich schon hochbefähigte Tihuanakuleute erlebt hatten, wie es die Bildhauerarbeiten am Sonnentor von Kalasasaya zu bestätigen scheinen.

In der Romanhandlung bewundert nämlich der junge Atlanterherzog diese bis heute erhaltenen Bildhauerarbeiten, die, wie es die Forschung bestätigt hat, unzweifelhaft ein Kalendersystem verraten. Ein System, das ähnlich dem unsrigen aus Mondumläufen um die Erde herleitbar ist. Wenn auch die Ausdeutung dieses uralten Kalendersystems noch verschiedene, hier nicht näher zu erörternde Ansichten zuläßt, so ist es doch sicher, daß nur eben ein Mond für die bildhauerische Schöpfung in Frage kommt. Denn der wundervoll gemeißelte, mit soundso vielen Figuren und Zeichen versehene Tihuanakufries zeigt deutlich eine kalendare Monats-, Tages- und Stundeneinteilung. Menschen der letzten mondlosen Zeit hatten naturgemäß keinen Mond für solches Kalendersystem zur Verfügung, wir müssen deshalb schon zu weit älteren Geschlechtern greifen, die demnach noch vor der letzten

mondlosen Zeit, vor Jahrhunderttausenden, ihre astronomisch orientierten Bildwerke schufen.

Kann ich es mir auch nur schweren Herzens versagen, hier einen näheren Einblick in das Wunderwerk am Sonnentor von Tihuanaku zu geben*, so bleiben mir gerade noch ein paar klärende Worte übrig. Während unser Jahr (ein Erdenumlauf um die Sonne) schon in ältester Vorzeit zeitlich wohl ziemlich angenähert dem heutigen entsprach, und eine inzwischen eingetretene Zeitverkürzung infolge der Schrumpfung der Erde zur Sonne praktisch unberücksichtigt bleiben darf, waren dagegen Monats- und Tageslängen im Verlaufe einer Mondeszeit sehr verschieden. Denn je näher ein Mond zur Erde kam, um so beschleunigter war sein Umlauf, so daß zuletzt ein Monat (ein Mondumlauf) bei rasendem Tempo gerade einige Tagesstunden währte. Wiederum wurde die Drehung der Erde durch einen ihr sich nähernden Mond anfänglich mehr und mehr abgebremst, dann, dem Mondniederbruch zu, wieder beschleunigt, so daß die Stundenzahl eines Erdentages als Maßeinheit sich entsprechend vergrößerte, bzw. verringerte. Da aber ein Erdenjahr wie gesagt als zeitlich unverändert bleibend betrachtet werden darf, müssen naturgemäß bei um Stunden vergrößerter Tageslänge weniger Erdentage als 365 auf das Jahr fallen.

Dieser zwingend logische Schluß der Welteislehre, der auch erst aus dem Studium ihrer Werke eingesehen werden kann, scheint sich nun am Tihuanakufries zu bestätigen, denn die dort unter allen sonstigen figürlichen Darstellungen als Tage zu wertenden Zeichen betragen 288, bzw. 290 bei Hinzunahme zweier Fischdarstellungen. So würden die unter astronomischer Anleitung arbeitenden uralten Künstler Tihuanakus eine Etappe der vorletzten Mondeszeit festgehalten haben, da der Erdentag notwendigerweise rund dreißig heutiger Stunden währte. Eine Etappe, die

---

* Eine großangelegte Arbeit darüber, im Rahmen eines entsprechenden Reise- und Forschungsberichtes über Tihuanaku, hat Edmund Kiß in Vorbereitung.

kosmisch besehen immerhin für Jahrtausende Gültigkeit haben mußte. Und so hebt sich der Schleier vor der merkwürdigen Andeutung, die Kiß im Roman bezüglich der 288, bzw. 290 Erdentage macht und die seine Tihuanakugelehrten dem Atlanterherzog zunächst nicht deuten können.

Seltsame und gewiß einzigartige Welten des Forschens und der Wirklichkeit liegen in vorliegendem Roman verborgen. Sie mit dem Schlüssel der Welteislehre zu erschließen, wird auch den Laien stets mit Bewunderung erfüllen.

Im Juli 1931.

INHALT